# Frank Wedekind / Gesammelte Werke

## Achter Band

# Frank Wedekind

# Gesammelte Werke

## Achter Band

Lyrik / Versepik / Erzählende Prosa

1 9 2 0

München und Leipzig bei Georg Müller

Erstes bis achtes Tausend.

# Vorwort

Zur Ordnung der literarischen Nachlaßangelegenheiten meines Mannes trat zu Ostern 1918 eine Kommission zusammen, die aus den Herren Dr. Joachim Friedenthal, Dr. Max Halbe, Professor Dr. Artur Kutscher, Architekt Max Langheinrich, Heinrich Mann, Dr. Kurt Martens und Erich Mühsam bestand. Die Sichtung des Nachlasses sowie die Arbeiten der Herausgabe wurden von Universitätsprofessor Dr. Artur Kutscher in Gemeinschaft mit Dr. Joachim Friedenthal geleistet. Ich spreche den Herren hiermit meinen wärmsten Dank aus.

Tilly Wedekind.

# I. Lyrik, Versepik

## Ode an den Behälter meiner Manuskripte

(gewesener Baukasten)

Du bewahrst die Früchte meines ersten Strebens,
Du erinnerst an die Zeit des Jugendlebens;
Darum bist du lieb und teuer mir.
Alles, was mein Herz bis jetzt errungen,
Was die holde Muse mir gesungen,
Gab ich stets zum Aufbewahren dir.

Nur zu dir allein hab' ich Vertrauen.
Darum darfst auch du nur in mich schauen,
Tief in meines Herzens innren Grund.
Dort sind des Gemüts verschiedne Falten,
Die gar viel Geheimnisse enthalten,
Die nur dir und mir allein sind kund.

Du entlocktest mir sogar die Liebe,
Wolltest gerne, daß ich Brieflein schriebe
An manch reizendschönes Mägdelein.
Doch der eitle Wahn ist jetzt entschwunden,
Und mein Herz hat Besseres gefunden,
Denn so konnt' es nimmer glücklich sein.

Und mein Herz sich in die Zukunft wandte,
Und mein Herz auch dort noch viel erkannte
Von dem Himmel der Unsterblichkeit.
Leichter wurde mir das Erdenleben,
Und ein süßer Trost ist mir gegeben,
Denn es dauert nicht in Ewigkeit.

Ja in Ewigkeit! Das wäre lange!
Und es wird um dich und mich mir bange,
Denn besonders du hast schon gekracht.
Trag die Manuskripte noch geduldig,
Das bist du mir, deinem Herren, schuldig,
Der dich groß und herrlich hat gemacht.

Zu prosaisch-materiellem Zwecke
Füllte man dich mit des Erdballs Drecke
Zum Zusammensetzen für die kleine Welt.
Doch jetzt bildest du allein ein Ganzes,
Strahlst im Lichte philosoph'schen Glanzes.
Sprich, mein Freund, was besser dir gefällt?

Zwar du hast schon riesenhafte Löcher,
Doch die deckt man mit dem seidnen Fächer
Und denkt: „Es ist mir doch alles gleich."
Solches ist für Philosophen simpel,
Denn was tut man mit dem ird'schen G'rümpel,
Wenn man einmal kommt ins Himmelreich?

April 78. Auch überschrieben: Ode an meine philosophische Kiste.

## Xanthippe

Die böse Frau Xanthippe heißt,
Die ihren Mann am Halstuch reißt.
Sie goß das volle Nachtgefäß
Hinunter über Sokrates.
Da sprach der Weise sehr verlegen:
„Aufs Donnerwetter folgt der Regen."

78.

## Liebesklänge

**Leonie:**

Steige hernieder,
Bring deine Lieder,
Göttliche Muse, du Himmelskind!
Komm, du Vertraute,
Reich mir die Laute,
Lehre mich, wie man die Liebe find't.

**Chor der Musen:**

Lockend ergreift sie den Menschen im Herzen,
Wurzelt in ihm und läßt ihn nicht los.
Und indem er glaubt, nur zu scherzen,
Wächst sie unendlich, riesengroß. —
Liebe wird plötzlich sein einz'ger Gedanke,
Und er folgt dem bezaubernden Licht,
Und berauscht von dem Himmelstranke,
Schreibt er ein wunderschönes Gedicht.

August 78.

# Ein Nachtabenteuer,

erlebt von

Ritter Heinrich und seinem Schildknappen Werner

Seht ihr dort die zwei Gespenster,
Schleichen durch die Nacht.
Vor Luisens Kammerfenster
Wird jetzt halt gemacht.

Zwölfmal fällt der Hammer nieder
Auf der Kirchenuhr;
Leise schallen Liebeslieder
Tönt ein Liebesschwur.

Eine Leiter holt man schnelle
Auf der nächsten Wiese;
Man besteigt sie auf der Stelle
Und ruft: Komm, Luise!

Plötzlich öffnet sich das Fenster
In dem Mondenschein,
Und die beiden Nachtgespenster
Steigen gern hinein.

„Kommt herein, geschwind und stille!“
Ruft das süße Kind,
Und des Nachthemds leichte Hülle
Flattert in dem Wind.

Heinrich drückt sie an das Herze,
Sie verwehrt es nicht.
Werner zündet an die Kerze,
Daß es werde Licht.

„O wie süß ist's doch zu lieben
Hier an deiner Brust",
Spricht er. Was sie noch getrieben,
Ist mir unbewußt.

Morgen grauet. Auf die Freuden
Jetzt die Sonne scheint.
Doch der Liebende muß scheiden,
Und Luise weint.

Vögel singen in den Zweigen.
Heinrich, ganz entzückt,
Will die Leiter niedersteigen,
Doch die ist entrückt.

Hier muß die Geschichte schweigen.
Niemand hat's gesehn.
Heinrichs blaue Beulen zeigen,
Was hierauf geschehn.

Juli 79.

## Hänseken,

ein Kinderepos

In aller brüderlichen Liebe gewidmet seiner
Schwester Emilia. Weihnacht 1879

In einer Kammer Dunkelheit
Schläft unser Hänschen und Mama.
Sie träumt aus alter guter Zeit,
Der Kleine treibt Allotria
Und schwatzt zu Mamas großem Ärger
Viel mehr noch als Frau Eichenberger.

Jedoch Mama wacht auf und spricht:
„Mein liebes Hänschen, sei jetzt still!"
„„Warum soll ich denn schwatzen nicht?""
„Weil ich's einmal nicht haben will!
Sei ruhig, ich möchte gerne schlafen,
Wenn nicht, so werde ich dich strafen."

Da legt sich Hänschen tief ins Nest
Und schnarcht wie ein Rhinozeros,
Und als die Mama schläft ganz fest,
Ist seine Freude erst recht groß.
Jetzt stellt der ungezogne Kleine
Sich auf den Kopf und auf die Beine.

Da wird es hell mit einemmal,
Und durch das offne Fenster fällt
Ein schöner, goldner Mondenstrahl
Und spricht: „Hans, wenn es dir gefällt,
So kannst du heute mit mir reiten,
Ich will dich durch die Welt geleiten."

„Hallo," ruft Hans, „das ist brillant,
So etwas kommt nicht jeden Tag."
Und faßt den Mond am Halfterband
Und springt hinauf mit einem Krach.
Und leitet ihn mit seinen Beinen
Zuerst zu Miez und ihren Kleinen.

In der Wohnstube liegt versteckt
Die Miez, doch als sie Hänschen sah,
Ist sie gewaltig aufgeschreckt.
Und Hänschen spricht: „Sag du Mama,

Ich ließe freundlichst mich empfehlen
Und werd' ihr morgen was erzählen."

Das Fenster wird jetzt aufgemacht,
Die Straße strahlt im Mondenglanz.
Hinaus fliegt in die stille Nacht
Der gute Mond und unser Hans,
Und über alle Dächer fliegen
Sie hin zu Hänsekens Vergnügen.

Und immer höher fliegt der Mond,
Fliegt an den Kirchenturm hinan,
Wo oben in den Wolken thront
Der altersgraue Wetterhahn.
Hans fragt ihn: „Willst du mit uns reiten?
Du kannst uns diese Nacht begleiten."

„Ich kann nicht," spricht der arme Hahn,
„Hier muß ich bleiben Tag und Nacht,
Und sieh, ich selbst bin schuld daran,
Daß man mich hier hat festgemacht.
Nie kann ich mehr hinunter gehen,
Muß mich nach jedem Windstoß drehen.

„Auch ich war einstmals jung wie du,
Doch stand ich fest kaum auf den Beinen,
Fand ich zu Hause nicht mehr Ruh
Und floh den Hof und floh die Meinen.
Da hat man mich, Gott sei's geklagt!
Zur Straf' hier oben festgemacht."

Der arme Hahn spricht weiter nicht
Und seufzet nur noch dumpf und schwer.

Es netzen Tränen sein Gesicht
Und unsern Hänschen rührt es sehr.
Doch bald spricht Hüh! der kleine Reiter,
Und Mond und Hänschen fliegen weiter.

Und über alle Dächer hin
Und über Hänschens eignes Haus
Fliegt unser Mond mit frohem Sinn,
Und fliegt zuletzt zum Tor hinaus;
Und fliegt zu Hänschens Unterhaltung
In eine nahgelegne Waldung.

Dort ragt zum Himmel Baum an Baum,
Die einen groß, die andern klein.
Die meisten aber sieht man kaum,
So stehen sie in dichten Reihn.
Die großen und die kleinen Bäume
Sie träumen allerliebste Träume.

In einem dichten Buchenbaum
Sieht Hans ein kleines Vogelnest.
Vier Vöglein liegen drin im Traum
Und schlafen alle viere fest.
Hans will die kleinen Vögel wecken
Und schlägt ins Nest mit seinem Stecken.

„Au, weh, auch!" rufen alle vier,
„Wer stört uns da in unsrer Ruh?
Aha, der böse Hans ist hier
Auf seinem Mond, was willst denn du?
Mit einem solchen wilden Knaben
Woll'n wir gar nichts zu schaffen haben."

Und alle viere legen sich
Und schlafen ein und schnarchen bald.
Und unser Hans schimpft fürchterlich
Und reitet tiefer in den Wald.
Doch liegen gerade in der Nähe
In tiefem Schlaf zwei sanfte Rehe.

Und reitet hin und reitet her
Und reitet schneller als der Wind,
Und kommt zuletzt in pleine carrière
Dorthin, wo unsre Rehe sind,
Und weckt sie auf und fragt die beiden:
„Wollt ihr mich heut vielleicht begleiten?"

Und gähnend sehen sie ihn an
Und fragen ihn, was er begehrt.
Er spricht: „Ich bin ein Reitersmann,
Und dies hier ist mein liebes Pferd.
Es soll mich gar nicht wenig freuen,
Hier was zu spielen mit euch zweien."

„Zum Spielen ist jetzt keine Zeit,
Denn Nacht ist's auf der ganzen Welt.
Doch morgen sind wir gern bereit
Zu spielen, wie es dir gefällt."
So sprechend legen sie sich nieder
Und schlafen ein und schnarchen wieder.

Und weiter reitet unser Hans.
Da sieht er hinter einem Strauch
'nen kleinen Bach im Silberglanz
Und hört ein leises Murmeln auch.

„Hierhin," spricht er, „will ich mich setzen.
Es soll mich dieser Bach ergötzen."

„Nein," spricht der Bach, „jetzt nicht mein Freund,
Jetzt laß mich schlafen hier in Ruh.
Komm morgen, wenn die Sonne scheint,
Dann hab' ich besser Zeit dazu."
Mit dem und ähnlichem Gemunkel
Verschwindet er im Waldesdunkel.

Nun wird das Hänschen aufgebracht,
Und ruft und schreit in voller Wut:
„Ist denn die liebe, lange Nacht
Zu gar nichts als zum Schnarchen gut?"
Und spornt den Mond in beide Seiten:
„So will ich in den Himmel reiten."

Erst ruht der Mond ein wenig aus.
Dann fliegt er wie ein wilder Sturm
Hoch in die Luft zum Wald hinaus,
Noch höher als der Kirchenturm.
Fliegt in die allerhöchste Ferne
Und kommt so mitten in die Sterne.

Die Sternlein bleiben alle stehn
Und schauen sich das Hänschen an.
Denn oben in den Wolken sehn
Sie selten solch 'nen Reitersmann.
Und er erzählt auf ihre Fragen,
Was diese Nacht sich zugetragen.

Erzählt wie er von Hause fort
Und in den Wald geritten sei,

Und wie er aufgenommen dort.
Daß sei ihm alles einerlei.
Doch, da die Sternlein ihm gefielen,
Meint er, woll' er mit ihnen spielen.

„Nein," sagen sie, „das geht nicht an.
Wir haben keine Zeit dazu.
Wir dürfen nicht aus unsrer Bahn,
Und müssen eilen ohne Ruh,
Und durch den ganzen Himmel wandern
Von einem Ende bis zum andern.

Da ward das Hänschen wieder wild
Und hieb um sich und schrie und schalt.
(Es ist das allerschönste Bild,
Worauf der Götti* dies gemalt.)
Die Sternlein haben sich gestrichen
Und sind den Hieben ausgewichen.

Und fliehn ins Himmelreich hinein,
Das unser lieber Gott bewohnt.
Und im Galopp fliegt hinterdrein
Der Hänseken auf seinem Mond.
Jedoch er find't die Tür verschlossen,
Das hat unendlich ihn verdrossen.

Die Sternlein sind vor Schrecken noch
Ganz bleich und fall'n in Ohnmacht schier.
Und schlüpfen in das Ärmelloch
Von Gottes Winterüberzieh'r.
Damit, wenn Hänschen etwa käme,
Er sie nicht gleich am Kragen nähme.

* Bruder Arnim

Doch der steht draußen noch und schreit
Und ruft, daß man es drinnen hört,
Und daß es jede Heiligkeit
Im allertiefsten Schlafe stört.
Jedoch trotz seinem wilden Treiben
Muß er nun einmal draußen bleiben.

Ein schwaches graues Dämmerlicht
Vertreibt die schwarze Nacht. O weh!
Der Mond darf länger bleiben nicht.
Drum sagt er Hänseken ade.
Und läßt den Jungen ganz alleinen,
Der fängt natürlich an zu weinen.

Da steigt die Sonne wunderschön
Empor am fernen Firmament.
Hans will ihr gleich entgegengehn.
Darob die Finger er verbrennt.
Und fällt hoch aus den Wolken nieder
Und fällt gewiß zur Erde wieder.

Kopfüber er hinunterfällt
Unendlich tief und schreit gar sehr.
Seitdem ist in der ganzen Welt
Niemand so tief gefallen mehr.
Weit unter sich sieht er die Erden,
Wo es schon anfängt, hell zu werden.

Und auf dem Schlosse Lenzburg schreibt
Der Willi eine Strafarbeit.
Und da der Doda Unsinn treibt,
Hat er ihn wacker durchgebläut,

Und dabei, wie, kann niemand wissen,
Hat er die Tinte umgeschmissen.

Ein großer Tintenstrom ergießt
Sich auf den Boden schwarz wie Pech.
Die Berta, die zugegen ist,
Wischt es mit einem Lumpen weg.
Und diesen, um ihn auszulaugen,
Tut sie dann in den Weiher tauchen.

Und von der Tinte wird die Flut
Noch düstrer als das Schwarze Meer.
So schwarz wie Dodas Sonntagshut.
Man sieht kein weißes Tröpflein mehr. —
Bautz! Da fällt Hans, der kleine Schreier,
Aus heiterm Himmel in den Weiher.

Und nach dem Ufer schwimmt er hin,
Entsteigt der schwarzen Flut geschwind.
Jedoch die Tinte färbte ihn
Noch schwärzer als das Mohrenkind.
Sein Hemd, damit es trocken werde,
Legt in der Sonn' er auf die Erde.

Und wartet, bis es trocken ist.
Und läuft, so schnell er immer kann,
Zur Stadt, wo seine Mama ist,
Und klopft an ihrer Türe an.
Sie sitzt bei ihrer Kafetassen
Und weint, weil Hänschen sie verlassen.

Und plötzlich öffnet sich die Tür,
Und Hänschen ruft: „Juchheissassa!

Gottlob, jetzt bin ich wieder hier
Und gehe nie mehr fort, Mama!
Will immer schön zu Hause bleiben
Und nachts kein dummes Zeug mehr treiben!"

Jedoch Mama ruft aus: „O weh!
Das ist mein Hänseken ja nicht!
Mein liebes Kind war weiß wie Schnee
Und glänzte wie das Sonnenlicht.
Und du bist ja ein kleiner Neger,
Und schwärzer als der Schornsteinfeger."

„Nein, nein, Mama, da irrst du dich.
Ich bin dein Hänschen offenbar.
Jedoch die Tinte schwärzte mich,
Die in dem großen Weiher war.
Die färbte schwarz mich wie ein Rabe,
Als ich darin geschwommen habe."

Jedoch erzürnt die Mama spricht:
„Du kleiner, schwarzer Wanderer,
Du bist gewiß mein Hänschen nicht.
Das glaube dir ein Anderer.
Und willst du hier noch länger bleiben,
Muß ich dich aus der Türe treiben."

Da weint das Hänschen bitterlich
Und klagt mit einem Seufzer schwer:
„Ach Gott, es ist doch fürchterlich!
Jetzt hab' ich keine Mama mehr!
Hätt' mich der Mond nicht mitgenommen,
Es wäre nie soweit gekommen."

Und aus der Türe geht er drauf
Und geht betrübt von Haus zu Haus
Und sucht 'ne andre Mama auf.
Doch immer schmeißt man ihn hinaus.
Endlich beschließt er fortzugehen,
Nie will die Stadt er wiedersehen.

Durcheilt die Straßen kreuz und quer.
Schaut sich die Stadt noch einmal an.
Das letzte Lebewohl sagt er
Dem altersgrauen Wetterhahn.
Und läuft durchs Tor mit lauten Klagen
So schnell ihn seine Füße tragen.

Durch Flur und Wiesen, Feld und Wald,
Eilt unser schwarzer Hans sodann.
Und kommt an einen Fluß gar bald,
Und setzt sich dort in einen Kahn.
Und fährt, jetzt wieder frisch und munter,
Im Sonnenschein den Fluß hinunter.

So fährt er in ein fremdes Land
Und sitzt vergnügt in seinem Kahn.
Da stehen Palmen an dem Strand
Und Kokosnüsse hängen dran.
Und Menschen sieht er dort in Scharen,
Die schwärzer als er selber waren.

Er springt aus seinen Kahn und rennt
Zu einer Hütte, die dort steht.
Und macht ein tiefes Kompliment
Sobald er durch die Türe geht,

Und spricht: „Darf ich vielleicht hier leben,
Und wollt ihr mir zu essen geben?"

Ein altes, gutes Mohrenweib
Tritt aus der Hütte Hintergrund.
Sie hat 'ne Schürze um den Leib
Und eine Pfeife in dem Mund,
Und spricht: „Nun, du kannst bei mir bleiben
Und helfen mir die Zeit vertreiben."

Und Hänschen setzt sich zu ihr hin.
Die schwarze Mama schenkt ihm ein
Aus einer Flasche, da war drin
Vom allerbesten Palmenwein.
Und Hänschen trinkt mit großer Freude
Aufs Wohlsein aller schwarzen Leute.

Und denkt an seinen Mond zurück.
Es scheint ihm alles wie ein Traum.
Und schlägt in seinem Herzensglück
Den allerschönsten Purzelbaum.
Drauf ist er immer dort geblieben
Und hat mir dies einmal geschrieben.

Nun zieht man die Moral daraus,
Die sich ja wohl der Mühe lohnt.
Vor allem: Bleibe nachts zu Haus!
Und reite niemals auf dem Mond!
Und, wenn die Weißen dich mißhandeln,
Kannst du nur zu den Mohren wandeln.

Finis.

## Eduard von Hartmann

Der Geist des Universums schwebt
Herab aus unsichtbaren Sphären
Auf diese Erde, wo er lebt,
Um sich im Kampfe zu verklären.

Auf dieser Welt von Müh' und Gram
Kann er den schönsten Sieg erringen.
So daß er besser, als er kam,
Zurückkehrt auf des Todes Schwingen.

So wird der Geist im Lauf der Zeit
Die Welten besser stets regieren
Und endlich zur Vollkommenheit,
Zur ewigen, die Menschheit führen.

So spricht zu uns ein weiser Mann
Und lehrt uns, daß wir nicht vergebens
Erklimmen auf der steilen Bahn
Das hohe Ziel des Menschenlebens.

Er flößt uns Trost ein in der Not.
Und hab' ich einst den Berg erklommen,
Und zeigt sich endlich dann der Tod,
So sei er herzlich mir willkommen.

6. November 80.

## An wen?

Ich fliehe, Kind, in deine Arme,
Daß ich an deiner Brust erwarme.
Das Leben ist so kalt und leer.
Bei dir zu lieben und zu leiden,
In deinen Armen zu verscheiden —
Sonst such' ich auf der Welt nichts mehr.

Gestritten hab ich und gerungen.
Doch alles, alles ist mißlungen
Und jede Zuversicht dahin.
Schon stand ich an des Todes Pforte.
Da hört' ich plötzlich deine Worte,
Und du warst meine Retterin.

Den schönsten Himmel sah ich offen.
Ach laß mich nicht vergebens hoffen!
Führ den Verzweifelten hinein!
Sonst eil' ich auf des Todes Schwingen
In eine andre Welt zu dringen.
Sie kann unmöglich schlechter sein!

November 80.

## Augustus

Der hagre Sensenmann pocht an des Kaisers Tür
und tritt hinein
Und spricht: „Mein lieber Freund, 's ist Zeit, komm, folge mir!
Denn du bist mein!"

Und als der Kaiser nun sein Ende nahen fühlt,
spricht er in Ruh':
„Die herrliche Komödie hat ausgespielt.
Jetzt klatscht dazu!"

November 80.

## Auf die Ermordung Alexanders II.*

Furchtbar reift des Bösen Saat!
O Himmel, welch ein Attentat!
Salomon der Weise spricht:
„Nihilisten traue nicht!"

Wenn doch alle Nihilisten
Auf der Stell' krepieren müßten,
Die den Kaiser von den Russen
Haben in den Bauch geschussen!

In den dumpfen Bergeshöhlen
Sammeln sich die schwarzen Seelen
Um ein helles Feuer und
Schließen einen Teufelsbund.

Dann aus einer schwarzen Dose
Ziehen sie die Todeslose:
„Kaiser Alexander muß
Fahren in den Tartarus!"

* Dazu die Bemerkung: Folgende Zeilen, die ich an einem Kneipabend kurz nach der Ermordung Alexanders II. verfaßte und vortrug, finden hier nur wegen der Erinnerung an ihren Stoff ein Plätzchen.

Zwei Studenten sollen morgen
Die verruchte Tat besorgen
Und den Kaiser, denket euch!
Führen in das Himmelreich.

Wie gekommen sie im stillen,
Gehen sie nun auseinander.
Weh dir, Kaiser Alexander,
Deine Zeit tät sich erfüllen.

Seht ihr ihn, dort fährt er hin
Zu der herrlichen Parade.
Ganz begossen von Pomade
Neben ihm die Kaiserin.

Und in einer Staatskarossen
Kommen nun die Mordgenossen.
Jeder trägt auf seinem Schoße
Eine Bombe, eine große.

Und der erste wirft nunmehro
Seine Bombe unter dero
Kaiserlichen Reisewagen
Wo zwei Mann sie totgeschlagen.

Und die zweite sieht man fliegen
Als der Kaiser ausgestiegen,
Die, o welche Wüstenei!
Schlägt die Beine ihm entzwei.

Während im Palast der Arme
Nun den Kelch des Leidens soff,

Faßt ein grimmiger Gensdarme
Den Verbrecher Russakoff.

Da der Kaiser nicht kunnt leben
Hat den Geist er aufgegeben.
Russakoff, die Not ist groß.
Dir auch blüht das Todeslos!

Hier ist die Geschichte fertig.
Weiteres sind wir gewärtig.
Salomon der Weise spricht:
Trau' den Nihilisten nicht!

März 81.

## Idyll

Kamen zwei liebliche Vögelein
Hergeflogen auf Nachbars Haus,
Saßen im goldenen Sonnenschein,
Blickten vergnügt in die Welt hinaus

Hüpften sich näher und wichen zurück,
Küßten sich ab und schnäbelten fein. —
Oh, sie lebten in seligem Glück,
Diese lieblichen Vögelein! —

War es die wonnige Frühlingszeit,
War es der Liebe lockender Drang,
Was die winzigen Wesen erfreut,
Was mir aus ihrem Gezwitscher klang? —

Sonnenstrahlen und Blumenduft,
Seelenbestrickende Allgewalt
Zog sie empor in die blaue Luft,
Führte sie fort in den grünen Wald.

Sommer 82.

## Nach Gellert

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück gefunden
Im edeln Gerstensaft.
Drum will ich auch im Kater
Nicht hadern mit dem Vater,
Der alles lenkt in seiner Kraft.

Ja, Herr, ich bin ein Säufer
Und trank mit großem Eifer
Bis in die späte Nacht;
Und konnte nicht bezahlen,
Drum hast du mir die Qualen
Des Katzenjammers nun gebracht.

Zu dir ich mich nun wende,
Auf daß ich nicht verende;
Ist doch die Welt so schön!
Gern will ich alles dulden;
Nur zahle meine Schulden,
Und laß mich nicht zugrunde gehn!

Zwar ging ich jetzt zugrunde,
Käm' ich vielleicht zur Stunde

Noch zu den Engelein
Mit ihren roten Bäckchen,
Mit ihren kurzen Röckchen, —
Wer möchte dort nicht gerne sein!

Jedoch es gibt auch Fälle,
Wo man in tiefer Hölle
Für irdischen Genuß
Und für die bösen Taten
Im Fegefeuer braten
Und unaufhörlich schwitzen muß.

Drum laß mich lieber leben!
Dann will ich dich erheben
Mit diesem Liede hier.
Dann will zu neuen Werken
Ich Leib und Seele stärken
Durch einen Topf Salvatorbier.

Sommer 82.

## Hin ist hin

Es war ein liebes Mädchen
Im kleinen Schweizerhaus
Im schönen Aarestädtchen. —
Dort ging ich ein und aus.

Das Städtchen ist verdorben,
Das Häuschen ist verbrannt,
Das Mädchen ist gestorben
Am hellen Aarestrand. —

Ich aber fluche den Zeiten
Und fluche dem süßen Traum
Und möchte die Sonne begleiten
Im einsamen Weltenraum.

82.

## Q. Horati Flacci
carminum lib. I. c. V.

Ha, welchem Jüngling ist's geglückt!
Wer ist gleich einem Gotte
Dir, Pyrrha, auf den Pelz gerückt
Und hat geküßt dich und gedrückt
Im Finstern einer Grotte? —

Wer lag auf weichem Rosenbett
An deiner grünen Seite? —
Und du lagst neben ihm so nett
Und lüftetest dein Schnürkorsett
Zu seiner Augenweide? —

O Jüngling, schau nur nicht so tief
Hinab in diese Gründe!
Denn sie, die jüngst noch bei dir schlief,
Schickt nächstens dir den Scheidebrief
Mit einem kleinen Kinde.

Wie mancher ließ sich schon gleich dir
Von solcher Maid bestricken? —
Und lag er endlich neben ihr,
So sprach sie: „Ei du dummes Tier!"
Und wandte ihm den Rücken.

Ich habe ihr die Lust gehemmt,
Mich fürder zu verführen.
Und als die Liebe war verschwemmt,
Hängt' ich mein nasses Unterhemd
Poseidon an die Türen. —

Herbst 82.

## Lebensmüde

Ich schlief so süß die ganze Nacht,
Als wär' ich längst gestorben.
Da tönt' ein Schrei, ich bin erwacht.
Mein Schlummer war verdorben.

Was mochte nur so schrecklich schrein,
Daß alle rings erwachten? —
Ja so, mein Nachbar hat ein Schwein,
Das wird er heute schlachten.

Da hab' in stiller Wehmutspein
Ich zu mir selbst gesprochen:
„Oh, wollte Gott, ich wär' das Schwein
Und würde abgestochen!"

82.

## Meinem lieben Oskar

Odi profanum vulgus et arceo. Horaz

Verlaß der Sterblichen nüchterne Spur! —
Weh dem, den Menschen gemeistert!
Sie wissen nichts von der edlen Natur,
Die unsere Seele begeistert.
Sie kleben am staubigen Boden der Welt
Und suchen im Irdischen Klarheit.
Doch was sie dort unten gefesselt hält,
Das führet uns aufwärts zum Sternenzelt,
Das zeigt uns die ewige Wahrheit. —

Verachte, was der Philister liebt,
Ein stilles, beschauliches Leben!
Du weißt, daß es höhere Ziele gibt,
Dem klaren Geist zu erstreben.
Vor deinen Augen das Ideal,
Es soll dich schützen und lenken. —
Der Menschen Treiben ist matt und schal.
Du aber bleib' ein Original,
Im Handeln, Reden und Denken.

Es wachsen die Erdensöhne so dicht
Allüberall, wo ich wandre.
Jedoch betracht' ich sie näher beim Licht,
Ist einer genau wie der andre.
Ich seh' sie weder gut noch schlecht,
In graulich wäßrigem Tone.
Dabei — versteh' ich die Bibel recht —
War Gott im Himmel dem ganzen Geschlecht
Die allgemeine Schablone.

„Er eine Schablone!“ Das nennst du Spott? —
Nun wohl! Was ist dran gelegen? —
Sei du dir selber der höchste Gott
Und geh' auf eigenen Wegen!
Die Welt ist dein auf geraume Zeit;
Entschließe dich, sie zu nützen:
Erwähle die Sonne zu deinem Geleit
Und donn're hinab in die Nichtigkeit
Mit hellaufleuchtenden Blitzen!

Dann sieh, wie ob deinem gewaltigen Ton
Die armen Würmer erstaunen.
Sie fahren zuhauf, als vernähmen sie schon
Die Klänge der jüngsten Posaunen. —
Dann laß uns ewigen Freundschaftsbund
Hoch über den Sterblichen schließen. —
Sie werden geboren, sie wachsen und
Dann zeugen sie Kinder und gehen zugrund.
Wir aber wollen genießen.

Winter 82/83.

## An die Weltschmerzler

Oh, ihr erbärmlichen Knechte der Zeit,
Ihr wollt die Schöpfung verachten;
Je unverschämter, je blinder ihr seid,
Desto höher glaubt ihr zu trachten.

Der Glaube floh und der Weltschmerz blüht,
Der Pessimismus ward Mode.

Da singt ihr nun ewig das nämliche Lied
Und jammert und quält euch zu Tode.

Ist euch verleidet der Menschen Trug,
Nun wohl, so lasset das Keifen.
Ein jedes Flüßchen hat Wassers genug,
Euch sämtliche zu ersäufen.

Ihr spottet des Lebens und bildet euch ein,
Ihr ständet erhaben darüber;
Und schaut ihr ein schimmerndes Mädchenbein,
So überfällt euch das Fieber. —

Winter 82/83.

## Schluß

Ich wußte ehmals nichts davon,
Bin unschuldsvoll gewesen,
Bis daß ich Wielands Oberon
Und Heines Gedichte gelesen. —

Die haben sodann im Lauf der Zeit
Mein bißchen Tugend bemeistert.
Ich träumte von himmlischer Seligkeit
Und ward zum Dichten begeistert.

Auch fand ich, das Dichten sei keine Kunst,
Man müßt' es nur einmal gewohnt sein. —
Ich sang von feuriger Liebesbrunst,
Von Rosenknospen und Mondschein;

Besang der Sonne strahlendes Licht. —
Viel Schönes ist mir gelungen.
Jeweilen mit dem schönsten Gedicht
Hab' ich mich selber besungen.

Und folgte treu der gegebenen Spur
Auf meine Muster gestützet;
Schrieb viele Bogen Makulatur. —
Wer weiß, zu was sie noch nützet? —

Und wenn das Dichten so weiter geht,
So darf ich im Tode behaupten:
„Am Ende war ich doch ein Poet,
Obwohl es die wenigsten glaubten." —

18. Mai 83.

## Santa Simplicitas

Ein längeres Poema in volkstümlichen
Knittelversen, zierlich ausgearbeitet. *

Allbekannt ist die tragische Geschichte,
Die ich in nachstehenden Versen berichte.
Drum bitt' ich den Leser um gnädige Huld
Und um eine unbegrenzte Geduld:

* Dazu die späte Bemerkung: Im Sommer 1883 ereignete sich an der übrigens sehr freiheitlich geleiteten Kantonsschule in Aarau der Unglücksfall, der mir 7 Jahre später die Anregung zu „Frühlingserwachen" gab. Die nachfolgenden Verse, die ich im Sommer 1883 schrieb, werden meine damaligen Mitschüler vielleicht als Kuriosum schätzen.

Der Rektor, von redlichem Diensteifer getrieben,
Hat folgenden interessanten Anschlag geschrieben.
Pünktlich so, wie ihm befohlen hat
Der hochwohllöbliche Herr Regierungsrat.

Es fand nämlich der ehemalige Herr Pfarrer,
Nunmehro aber Erziehungsdirektor K . . . . .,
Daß ein böser, studentenhafter Geist
Die Aargauische Kantonsschule in den Abgrund reißt.

Man muß zwar nicht wähnen, daß derartige Ideen
Etwa in seinem eigenen Kopfe entstehen,
Sondern es ist erwiesen, daß er sie gelesen hat
Im Aargauischen Anzeiger und im Zofinger Tageblatt.

Besagte Blätter fanden nämlich, die Lorgnetten,
Wie auch die Spazierstöcke und Überröcke hätten,
Verbunden mit einem allzugroßen Biergenuß
Auf die Kantonsschüler einen sehr verderblichen Einfluß.

Daraus lasse sich auch vortrefflich erklären,
Daß, wenn zwei Kantonsschüler in einem gewissen Stadium wären,
Und einer von ihnen besäße ein Pistol,
Sich alle beide schössen vor die Köpfe wohl. —

Dermaßen schrieben jene berühmten Blätter. —
Den Herrn Erziehungsdirektor überfiel ein kaltes Wetter;
Da ihn aber trotzdem nicht der Schlag gerührt,
Hat er schnellstermaßen eine Rede präpariert.

Wollt' ich besagte Rede aber hier anführen,
Würd' ich leider allzuviel Platz verlieren,
Da nach jedem Wort ein kleiner Raum bliebe frei,
Anzudeuten, daß jeweilen eine Pause gewesen sei. —

Doch muß ich den geneigten Leser um Verzeihung bitten,
Daß ich gar soweit vom Thema abgeschritten.
Denn erst jetzt richte ich meinen Blick
Wieder auf obenerwähnten Anschlag zurück.

Der Erziehungsdirektor ließ nämlich den Rektor zu sich kommen;
Drauf hat er alle geistigen Kräfte zusammengenommen,
Worauf er nachstehendes Dekret
Höchst eigenen Mundes diktieren tät:

Was der hohe Erziehungsrat beschlossen,
Nachdem sich zwei so hoffnungsvolle Jünglinge erschossen,
Und wie sich die Sache nun weiter macht,
Sei hiemit den Schülern zur Kenntnis gebracht.

Es ist nämlich verboten, am frühen Morgen
In der Kneipe schon für den Magen zu sorgen,
Denn solches wird bezeichnet als sehr lasterhaft
Von der ganzen hochzuverehrenden Lehrerschaft.

Ebenso muß dieselbe strengstens untersagen,
In den Kneipen zu weilen an Nachmittagen,
Und ist der Wirtschaftsbesuch überhaupt
Erst am Abend nach sechs Uhr erlaubt.

Alsdann mögen die Schüler ihre Kehle salben
Durch einen Topf Bier, oder auch durch anderthalben.
Aber sobald es geschlagen zehn,
Soll jeder gesittet nach Hause gehn.

Was jedoch einer jeden Ordnung Hohn schreit,
Das ist das Biertrinken aus Gewohnheit,
Weshalb auch die allerstrengste Straf'
Schon einen derartigen Sünder traf. —

Wer jetzt nur ein einziges Mal wird ertappet,
Daß er zur unrechten Zeit nach Bier schnappet,
Der wird sofort bestrafet — bums!! —
Durch Androhung des Konsiliums.

Desgleichen, wer da aus Gewohnheit saufet,
Tagtäglich in die Bierhäuser laufet,
Auch einen solchen kuriert man so
Durch das bekannte Konsilio. —

O ihr Götter, welch drakonische Maßregeln
Ergreift man gegen unschuldiges Biertrinken und Kegeln;
Solche gesunde Übung, die
Verbittert man durch Androhung des Konsilii.

Und um zu besitzen einen strengen Wächter
Gegen allfällige freche Gesetzesverächter,
Fungiert Professor S . . . . nunmehr an der Stell'
Von dem ehemaligen Herren Pedell.

Er ist nämlich ein vorzüglich guter
Kneipenwächter, der Professor S . . . .;
Und ist mit Recht wohl abzusehn,
Daß ihm kein Sünder kann leicht entgehn.

Denn Herr Professor mußte in jungen Jahren
Einigermaßen mit seinem Taschengelde sparen,
Weshalb er, bis er erwachsen und groß,
Kaum zwanzig Töpfe Bieres genoß.

Wer will es nun einem solchen verdenken,
Daß er jetzt desto mehr verweilt in den Schenken.
Hat er doch am meisten Gelegenheit,
Zu wachen über der Schüler Sittlichkeit. —

Dann sprach das Dekret noch die Breite und Länge
Von einer bedeutend vergrößerten Strenge,
Mit der man das Kantonsschulreglement
In der Folgezeit durchführen könnt'.

Solchermaßen stand es geschrieben
Am schwarzen Brett, und die Schüler blieben
Haufenweis vor demselben stehn,
Um das neue Geistesprodukt zu besehn.

Einige waren denn auch so verständig,
Und lernten den Anschlag sofort auswendig;
Denn wir sind ja alle noch jung
Und bedürfen geistiger Erheiterung.

Um übrigens mit dem Gedächtnis zu vermitteln,
Schrieb ich den Anschlag in obigen Knitteln.
Und hoffe, daß ich dadurch erreicht,
Daß einem jeden das Lernen wird leicht.

Überhaupt könnte man ein ganzes Buch verfassen,
Und dasselbe nachhero drucken lassen,
Von all den Reden und Schreiberein,
Die uns das schwere Unglück trug ein.

Mehrere wollten auch stenographieren,
Was der Rektor uns versprach, zu Gemüte zu führen,
Zogen aber traurig wieder ab,
Da es nichts zu stenographieren gab.

Ja, es war eine schreckliche Geschichte!
Der Rektor stand da, wie vor dem Jüngsten Gerichte,
Als er jene Rede zu halten anfing,
Mit der er schon seit drei Tagen schwanger ging.

Ernstlich sprachen und meinten einige,
Daß man den toten Leichnam nicht steinige;
Sogar der Rektor sagte mit traurigem Blick:
De mortuis nil, nisi bene, dic!

Aber kaum waren diese Worte draußen,
Da begann er gar zu heftig aufzubrausen
Und fiel mit mancher Schmähung schwer
Über die toten Jünglinge her.

Und das zwar so lange, bis ihm die Tränen
Die Worte erstickten zwischen den Zähnen,
Und bis er endlich, tiefgerührt,
Sein rotes Taschentuch zur Nase führt.

Es ist hierbei nun nicht zu besorgen,
Daß er darin etwa sein Manuskript verborgen.
Dermaßen trifft ihn keine Schuld,
Denn das Manuskript lag bereits auf dem Pult.

Und als er sich wieder so weit ermannte,
Daß er durch die Tränen die Buchstaben erkannte,
Schneuzte er seine Nase noch einmal recht fest
Und las dann von seiner Rede den Rest.

Daß dieselbe kein Meisterstück wäre,
Ist wohl einem jeden ganz klare;
Denn wer will in einem solchen Augenblick
Auch zuwege bringen ein Meisterstück.

Also wollen wir uns damit trösten,
Daß es ja schon den allergrößten
Rednern dann und wann ist passiert,
Daß sie sich ein wenig blamiert. —

Somit will ich denn dies Gedichte schließen,
Denn es würde mich und euch verdrießen,
Lohnte sich auch kaum der Zeit,
Herzuzählen jede Kleinigkeit.

Ich suchte auch nur die Hauptsachen des Aktes
Zusammenzutragen in ein kompaktes
Ganzes, das der Wahrheit getreu
Und für alle Zeiten unsterblich sei.

Bin ich nun jemandem zu nahe getreten,
Sei er höflichst um Verzeihung gebeten;
Denn es war durchaus nicht mein Ziel,
Daß sich jemand beleidigt fühl'. —

Derjenige aber, der diese Zeilen gedichtet,
Fühlt sich durchaus zu keiner Unterschrift verpflichtet.
Wenn man ihn aber trotzdem schuldigt an,
Wird er einfach sagen: „Ich hab' es nicht getan."

Daher bittet er aber auch alle andern,
So mit ihm in die Kantonsschule wandern,
Daß sie, sollte etwa Nachfrage geschehn,
Ruhig erklären: „Wir haben ihn nicht gesehn."

Kann man dann dermaßen nicht erklären,
Wie diese Verse entstanden wären,
So bleibt nur noch zu vermuten, daß die Schreiberei
Eben eine göttliche Offenbarung sei.

3. Juli 83.

## Eine Abendunterhaltung

Mädel, laß dich nicht betören
Von den Worten deiner Alten!
Ihre abgedroschnen Lehren
Darfst du nicht für Wahrheit halten.

Wahrheit wohnt nur in den Herzen,
Die in steten Kreisen schweben.
Mögest du von ihnen lernen,
Dem Naturgesetz zu leben.

Dem Naturgesetz, des Wissen
Menschen aneinander kettet
Und sie auf dem weichen Kissen
Feuriger Umarmung bettet.

Später kommt von selbst die Tugend
Mit des Alters grausen Schauern. —
Laß die Reize deiner Jugend
Nicht die schöne Zeit vertrauern.

Nein, bevor an düsterm Orte
Welket hin die holde Blume,
Öffne doch die traute Pforte
Zu dem stillen Heiligtume!

Wenn ich bei dir bin, dann schließe
Lautlos zu die Kammertüre,
Daß ich deinen Leib genieße
Und dich ungestört verführe. —

Ha, da stehst du schon entkleidet
Wie die Göttin Aphrodite;
Und mein trunknes Auge weidet
Sich an deiner Schönheit Blüte.

Mit dem Stolz der schlanken Hüften
Macht mein kühner Blick Bekanntschaft,
Mit den Triften, mit den Klüften,
Mit der ganzen Götterlandschaft.

Goldenhelle Locken fallen
Wild auf deine weißen Brüste;
Um die zarten Knospen wallen
Sie in sinnlichem Gelüste. —

Sinnlich, selig dich umschlingend
Möcht' ich heiße Liebe trinken;
Dir von Lust und Freude singend
Auf das weiche Lager sinken.

Doch da regt sich mein Gewissen:
Sollt' ich sie denn wirklich knicken?
Soll die Lilie welken müssen
Um ein einziges Entzücken?

Beinah wär' ich fortgegangen,
Hätt' sie nicht mit weichen Armen
Leidenschaftlich mich umfangen
Und gerufen: „Kein Erbarmen!

„Nein, was fällt dir ein, mein Bester?
Willst das Schönste du verfehlen?
Sieh, dort stehn zwei weiche Nester —
Unverzüglich sollst du wählen!

„Lege mich in eines nieder;
Leg' mich lieber in das breite! —
Dann enthülle deine Glieder,
Streck' dich hin an meiner Seite!

„Schleudre fort den ird'schen Plunder,
Wo ihr Menschen drein verpackt seid.
Auch dein Hemde zieh herunter:
Nichts ist schöner als die Nacktheit!

„Nackend will ich mich vereinen
Dir und diese Nacht genießen.
Mit den Armen, mit den Beinen
Will ich deinen Leib umschließen!

„Küsse mich und frag' mich leise,
Ob du darfst, wenn du daran bist.
‚Liebster,‘ sag ich dann, ‚beweise
Mir, daß du ein ganzer Mann bist!‘“

Winter 83/84.

## Trost in Leiden

Ich möchte mich erschießen,
Erdolchen möcht' ich mich auch;
Und meine Tränen fließen
Mir stromweis über den Bauch.

O wolltest du mich erlösen,
Ruf ich in meinem Gebet,
Herrgott im Himmel, vom Bösen
Und von der Maturität!

Sie stand gleich einem Gespenste
Schon oft vor mir im Traum,
Doch in der Ferne glänzte
Der goldene Freiheitsbaum.

Frühling 84.

## Leben und Tod

Ich will mit andern keine Kränze winden,
Nicht fremden Zwecken meine Kräfte leihen.
Es möchte sich mein Selbst mit mir entzweien,
Und meine Eigenart darob entschwinden.

Und sollten auch die Augen dran erblinden,
Dem Kampf um Wahrheit einzig mich zu weihen,
Will ich den Geist von jedem Zwang befreien,
Worin die Menschen denken und empfinden.

Verbrechen nennen die Gesetzeswächter
Des eiteln Streites selbstgesuchte Schlichtung
Und stempeln uns das Leben zur Verpflichtung.

Was aber kümmert es den Weltverächter,
Ob all der Flitter besser oder schlechter
Entgegeneilt der schließlichen Vernichtung!?

Frühling 84.

## Meiner Mutter

Nicht zu der Menschheit Götzen kann ich beten,
Die mit der Mode jeden Tages ändern,
Heut hochverehrt in aller Herren Ländern
Und morgen elend in den Staub getreten.

Nicht will ich mich vor Hirngespinnsten beugen,
Die mir die eigne Phantasie geboren;
Noch wall' ich mit dem Schwarm naiver Toren,
Vor kaltem Marmorbild mein Haupt zu neigen. —

Der Gott, der meine Seele längst durchglühte,
Der mich geliebt, bewacht und nie verlassen,
Er lebt und webt, mein Geist kann ihn erfassen,
An seiner Stärke nährt sich mein Gemüte.

So schreit' ich mutig vorwärts durch das Leben,
Wenn auch mein Los mich in die Ferne triebe.
Der Heil'ge Geist: Dein Segen, deine Liebe,
Sie werden stets beschützend mich umschweben. —

8. Mai 84.

## Liebe*

Es hielten die menschlichen Triebe
Einst einen großen Kongreß.
Sie stritten sich um die Ehre,
Wer wohl der Stärkste wäre,
Denn niemand wußte es.

* Mit hebräischen Buchstaben geschrieben.

Die Liebe war nicht zugegen.
Und als dies alle entdeckt,
Da schrien die menschlichen Triebe:
„Herrje, wo bleibt nur die Liebe!
Nein, wo die Liebe nur steckt.“

Ein geiziges Weib trat zum Altar.
Dort stand ein Misanthrop.
Und als sie zusammenkamen,
Sie sprachen ja und Amen,
Der Pfarrer die Händ' erhob.

Die Liebe hatte die beiden
Von allen Trieben befreit.
Zurück blieb einzig die Liebe,
Drum hatten die anderen Triebe
Auch soviel übrige Zeit.

Sie hockten noch immer beisammen
Und hielten großen Kongreß.
Nun ward die Vernunft erhoben,
Sie sei als die Stärkste zu loben,
Doch niemand glaubte es.

# Der Kuß

in seiner Entstehung und Fortentwicklung bis zur höchsten Vollkommenheit, nach dem Leben dargestellt

„Warum küssen sich die Menschen — ?“
Hiddigeigei.

I

Der erste Kuß, den meine Lippe sog,
Das war ein Mutterkuß, wenn ich erwachte,
Wenn sie sich liebend zu mir niederbog,
Und abends spät, wenn sie zur Ruh' mich brachte.

„Lieb Gott behüte dich und segne dich!“
Sprach sie. „Er laß dich gut und glücklich werden!“ —
Sie sprach es langsam und herzinniglich,
Ich hört's mit kindlich gläubigen Gebärden.

Ein Vaterunser lallt' ich vor mich hin
Und wußt' gewiß nicht viel dabei zu denken.
Sie war mir Gott, Geist und Erlöserin,
Und meine Tugend, nicht ihr Herz zu kränken.

Sie war mein guter Engel. — Wiederum
Naht' sie sich segensprechend, wenn es tagte.
Ihr Wort galt mir als Evangelium,
An dem kein Zweifel je zu rütteln wagte.

Die heil'gen Lippen! — Innig fühlt' ich sie
Allabendlich auf meinem Munde brennen.
Und doch verließ den Kuß die Weihe nie;
Denn fehlt' er mir, ich hätt' nicht schlafen können.

Noch ahnt' ich nichts von Lust, von Leidenschaft
Und Wonnen, die von Purpurlippen fließen.
Nur auf der wärmsten Mutterliebe Kraft
Wußt' ich aus einem solchen Kuß zu schließen.

Und wenn ein Sturmwind mir ins Herz geweht,
Wenn ich gegrollt und meine Mutter weinte,
Dann war's ein stummes, kindliches Gebet,
Das mich mit meinem lieben Gott vereinte.

II

Die frühste Jugend war indes entflohn;
Der Zauber schwand. Ein neuer Führer fehlte.
Der Mutterkuß ward längst zur Konvention,
Als heißer Freiheitsdurst mein Herz beseelte.

Ich stieg zu Schiff und fuhr mit vollem Segel
Ins unverstandne Leben weit hinaus.
Ich ward ein wilder, ungezogner Flegel;
Nicht gern verweilt' ich mehr im Vaterhaus.

Und als dereinst ein Mägdlein vor mir stand,
Mit dunklem Aug' und frischen Rosenwangen,
Und als ich süße Scheu vor ihr empfand,
Da glaubt' ich schon, die Lieb' sei aufgegangen.

Ich griff zur Laute, sang ein schönes Lied
Von jedem Lob, das meinem Schatz gebührte,
Von Blumen, die so reizend aufgeblüht,
Daß es mich selbst zu heißen Tränen rührte.

Tagtäglich schlich ich um ihr Haus herum,
Wo ich auf Strahlen ihres Auges harrte.
Nicht achtend, daß die liebe Mutter drum
In Angst und Sorgen mich daheim erwarte. —

Doch als sie einst mich küßte frank und frei,
Ich aber drückt' ihr schüchtern beide Hände,
Da schien's mir, daß ich doch ein Esel sei
Und von der großen Welt noch nichts verstände.

## III

Wenn sich zwei Menschen in der Welt begegnen,
Sich in das Aug' geschaut und sich verstanden,
Dann wissen sie den Augenblick zu segnen,
Der sie verknüpft durch treuer Freundschaft Banden. —

Dann gehn wie David wir und Jonathan
Durchs Leben hin voll innigem Vertrauen;
Und nagt der Argwohn einst mein Herze an,
Brauch' ich dir nur ins offne Aug' zu schauen.

Dort drinnen kann ich wiederum den Eid,
Den wir uns einst geschworen, deutlich lesen;
Schnell kehrt zurück die alte Herzlichkeit,
Und niemand klagt, es sei zu schön gewesen.

Und wenn hinaus ich in die Ferne zieh',
Dann laß mich deine treuen Lippen küssen:
Ein Denkmal unsrer Seelenharmonie,
Ein Schwur, daß wir uns wiederfinden müssen.

Nicht wilde Leidenschaft, nicht Hochgenuß,
Nicht Weltlust fließen mir von deinem Munde. —
Es war ein echter, warmer Freundeskuß,
Und stets gedenk' ich der geweihten Stunde.

IV

Die schönste Rose, die der Frühling brachte,
Lag mir im Arm in jugendlicher Glut;
Sie sah mich träumend an, sie sang und lachte,
In ihre Wangen stieg die Purpurflut.

Sie wuchs nicht auf, gepflegt von milder Hand,
Nicht prachtvoll duftend, eine dornenlose;
Die luft'ge Heide war ihr Heimatland,
Sie selber eine wilde Heckenrose.

Und doch so herrlich schlank und groß: Mir schien,
Daß mich ihr Köpfchen überragen müßte.
Trotzdem geschah es, trat ich vor sie hin,
Daß ich ihr grad die freie Stirne küßte.

Hart war ihr Mund, ihr Auge blau und kalt
Und nicht gewohnt, in Tränen sich zu härmen;
Doch ich umfing die reizende Gestalt,
Um sie an meinem Herzen zu erwärmen.

Nicht ungern gab sie sich dem Zauber hin,
Wenn Liebesgluten mir das Herz durchsausten;
An meine Brust ihr Köpfchen sank, darin
Spott und Gefühl in wilder Ehe hausten.

Und küßt' ich sie, wie war es süß und schön,
Wenn sie erfolglos wehrte mit den Händen,
Wenn sie es endlich dennoch ließ geschehn
Und nichts mehr fand dagegen einzuwenden.

Ich aber herzte sie nur immer mehr,
Und küßt' ihr Stirn und Mund und Augenlider;
Sie klagte: Tout est perdu hors l'honneur!
Und weinte, zürnte mir und lachte wieder. —

Tout est perdu! — Die Zeiten sind dahin;
Doch nie vergeff' ich dir in meinem Leben,
Daß diesmal ich der Angeführte bin,
Daß du mir keinen einz'gen Kuß gegeben.

V

Es naht der Herbst. Schon röten sich die Blätter.
Der warme liebe Sommer geht vorbei.
Doch tief im Herzen drin ist Frühlingswetter,
Dort lacht und grünt ein blumenreicher Mai.

Dort schallen tausendstimm'ge süße Lieder,
Ein Chor voll seelentiefer Melodie.
Der Himmel stieg in meine Brust hernieder
Und füllte sie mit lautrer Poesie.

Und Poesie durchglühet all mein Wesen;
Sie strahlt zurück, wohin mein Auge schaut.
Im ganzen Weltenraum kann ich ihn lesen,
Der ersten Liebe zarten Wonnelaut.

Und schweift mein Blick in die Vergangenheit,
So steht er still bei jener heil'gen Stunde,
Da mich ein heißer Kuß von deinem Munde
Von allem Zweifel, aller Pein befreit. —

Kennst du die hohe, dunkle Gartenpforte,
Die treu verschwiegen an der Straße steht?
Wohl niemand ahnte, welche süßen Worte
In ihrem Schutz der Abendwind verweht.

Dort trat ich ein; von freudigem Erwarten
Schwoll mir das Herz, wie dem beschenkten Kind.
Ein leises Flüstern tönte durch den Garten
Von guten Geistern, die dort heimisch sind.

Auf einer schatt'gen Bank ließ ich mich nieder
Und blickte sinnend in die blaue Luft,
Dann las ich deine schönen Liebeslieder
Und atmete der Rose würz'gen Duft.

Und wie wir deine zarten Verse sangen
Von Sehnsuchtsschmerzen und von Liebeslust,
Da faßte mich ein selig-süßes Bangen,
Laut schlug das Herz in meiner jungen Brust.

Und lauter schlug es, als du vor mich tratst,
Ein Götterbild aus fernen Griechenzeiten —
Als du darauf mich gnädig lächelnd batst,
Dich tiefer in den Garten zu begleiten. —

So hat sich mir ein Paradies erschlossen,
Vom letzten Abendsonnenstrahl erhellt,

Von dichtem Laubwerk ringsum eingeschlossen,
Weit abgeschieden vom Geräusch der Welt;

Wo nur das tiefgeheimnisvolle Flüstern
Von Strauch zu Strauch, von Baum zu Baume spielt,
Wo nur der Abendwind vertraulich lüstern
Die heiße Glut auf meiner Stirne kühlt;

Wo uns ein einz'ger Kuß emporgetragen
Ins sonn'ge Feenreich, ins Geisterland,
Als ich zum erstenmal dir durfte sagen,
Was tief im Herzen mir geschrieben stand.

Ich liebe dich und bin von dir geliebt! —
Kann meine Seele glücklicher noch werden?
Blüht noch ein zweites Glück auf dieser Erden,
So wonnig süß, so rein und ungetrübt? —

O Laura, Laura, tausend Seligkeiten
In einen einz'gen Augenblick gedrängt,
Die Freuden aus der Menschheit Jugendzeiten,
Vom schönsten Zuge der Natur gelenkt,

Der Kindheit unschuldsvolle zarte Spiele
Verwandelt in unendlichen Genuß —
O Laura, alle himmlischen Gefühle
In einem einz'gen Liebeskuß —

Welch schönes Wort, das Menschengeist ersann,
Welch hoher Dank mag solche Wonnen lohnen? —
„Laß mich in deinem Paradiese wohnen!"
Ist alles, was die Lippe stammeln kann:

In neuerschlossenem Elysium
Nahm ich als Lösung jeder Herzensqual
Von deinem Mund das heil'ge Abendmahl
Zum großen Liebesevangelium. —

19. September 1884.

## Sofie Marti*

Wohl hegt das Menschenherz ein heiß Verlangen
Nach einem Glück, das die Vernunft nicht kennet,
Nach einer Freude, die kein Name nennet,
Nach einem Stern, der noch nicht aufgegangen.

Und wenn auch längst schon die Propheten sangen,
Daß einst der Tod nur Leib und Seele trennet,
Der Zweifel, der in meinem Innern brennet,
Wird noch verstärkt durch sehnsuchtsschweres Bangen.

Die einz'ge Bürgschaft für ein ew'ges Leben
Liegt in der Harmonie, im wahrhaft Schönen,
Im Wort, in Formen, Farben und in Tönen.

Weißt du, ob nicht die hohe Gottheit eben
Darin sich in die Schöpfung ließ verweben,
In der Unsterblichkeit der neun Kamönen? —

Oktober 84.

---

* Mit hebräischen Buchstaben.

## Der Lorbeer

Was frag' ich nach dem Lob der Welt,
Nach hohem Namen, Ehr' und Gut,
Ob neidischem Philisterblut
Mein leichtbeschwingter Sang gefällt!

Könnt' ich denn mehr gepriesen sein,
Als wenn die Welt verachtet mich
Und schöne dunkle Augen sich
Am Spiele meiner Feder freun?! —

Oktober 84.

## Fräulein Ella Belling

Lichte Perle, leuchtende Rose,
Lieblich funkelnd im flammenden Schein,
In der Farben buntem Gekose
Freudestrahlender Edelstein.

Wiegst so wohlig empor, darnieder,
Wie aus stärkendem Schlaf erwacht,
Deiner märchenduftigen Glieder
Holdentfesselte Jugendpracht.

Deines Haars dämonische Fluten
Gleiten, ein berauschender Traum;
Deiner Augen nächtliche Gluten
Bergen sich scheu unter schattigem Saum;

Aber der Augen blitzesprühende
Jäh auflodernde Herrlichkeit,
Deiner Arme marmorblühende
Selig lachende goldene Zeit.

Deiner Lippen lauschig erschlossener
Blumenpurpur auf samtener Au,
Deines Mieders glanzübergossener
Frühlingsmorgen im Silbertau,

Anmutschwellend und vielgestaltig
Schaukelnd, gaukelnd in leichtem Sinn,
Jede Bewegung so gottgewaltig
Wie der Wink einer Herrscherin —

Deine in himmlisch heitrem Behagen
Herzverzehrende Zauberei
Hat mich in glühende Ketten geschlagen,
Herrliches Mädchen, o gib mich frei!

## Ratskeller 1891

In der Liebe holdem Spiele
Ist der Seele Flug erlahmt,
Denn der Milchtopf der Gefühle
Wird beständig abgerahmt.

Auch aus abgenagten Knochen
Läßt sich zwar noch Suppe kochen,
Aber solche Suppe schmeckt
Nach dem Leichnam wie verreckt.

Alles, was ich ehmals träumte,
Schleicht sich lautlos aus dem Haus.
Was in Brandung in mir schäumte,
Löscht die letzte Fackel aus.

Laues, trübes Pfützenwasser
Flutet um den Menschenhasser,
Dem als schönste Hoffnung winkt,
Daß er nächstens drin ertrinkt.

## Die Dramatische Gesellschaft

Neulich hat man auf den Brettern
Wieder mal ein Stück gesehn,
Drin zwei kunstbeflißne Vettern
Plötzlich auf die Reise gehn.

Damen waren auch zugegen,
Deren eine leider stiehlt
Und zwar ihres Elends wegen,
Was sich aber nicht empfiehlt.

Denn der Mann hat sie verlassen,
Der sie, ach, so heiß geliebt,
Weil es keine Panzerkassen
In der ganzen Wohnung gibt.

Welche Stoffe, Otto Erich,
Kriegt man doch durch dich zu sehn!
Ihre Billigkeit verehr' ich
Wie die Goldene Hundertzehn.*

* Berliner Kaufhaus.

## Die Realistin

Rosetta behauptet, die Liebe
Sei lediglich Schweinerei,
Die man nur deshalb betriebe,
Weil einem so wohl dabei.

Daß Menschen an Liebe gestorben,
Das sei nicht schwer zu verstehn.
Sie hätten sich eben verdorben,
Wie's öfter pflegt zu geschehn.

Sie selber nähme das peinlich,
Denn ein verliebtes Schwein
Das müsse auswendig so reinlich
Wie ein Engel inwendig sein.

## An mich

Wenn dir ein Schaden am Leibe frißt,
Jammre nicht, sondern handle;
Und wenn du glücklich gewesen bist,
Nimm dein Bett und wandle.

Ärgert dein Aug dich, so reiß es aus,
Sonst ärgert es dich an beiden;
Und keift dir ein schlimmes Weib zu Haus,
So geh und lasse dich scheiden.

Und wird dir das Beten und Fasten zu dumm,
Richte, schlichte, verzichte;
Und haranguiere das Publikum
Nicht erst durch Weltschmerzgedichte.

# Simplizissimusgedichte

## Ein politisch Lied*

Ich, der alte Hieronymus Jobsius,
Weiland Theologiae candidatus,
Bekannt dem zu verehrenden Publikum
Durch meine Lebensbeschreibung von Kortum.

Ich, der ich in verwichenen Phasen
Deutscher Entwicklung das Kuhhorn geblasen,
Finde, daß es jetzt das richtige ist,
Ich werde politischer Journalist.

Nicht, daß ich dem gegenwärtigen Kurs der Dinge
Keine Hochachtung entgegenbringe;
Ich bin nur der Überzeugung, ein Kuh-
Horn gehört notwendig dazu.

Was ist der Bürger, der zahlt die Steuern,
Um sich selbst noch das Brot zu verteuern,
Anderes als eine melkende Kuh? —
Höchstens noch ein Esel dazu.

* Nachstehende Verse wurden uns von einem Anonymus aus Berlin ohne Adresse eingesandt. Da sie für den Papierkorb zu gut und wir auf die vom Einsender angekündigte regelmäßige Fortsetzung gespannt sind, geben wir dem Poem im „Simplizissimus" einen Raum, obgleich es eigentlich nicht hineingehört. D. R.

Es haben nämlich agrarische Übergriffe
Und besonders die Panzerschiffe
Schon seit Jahren mein Herz empört.
Warum hat man nicht darauf gehört!

Aber unmöglich kann ich diese
Hereinbrechende Ministerkrise
Hereinbrechen lassen, ohne meinem Zorn
Luft zu machen durch mein Horn.

Treibt denn nicht die Politik ihre schönsten Blüten
Nur um alles Erdenkliche zu verhüten?
Aber fragt man, was sie will,
Dann wird sie auf einmal mäuschenstill.

Die Agrarier, das will ich ja gerne zugeben,
Sind von Gott auch geschaffen, damit sie leben,
Aber warum schöpfen sie nicht lange schon
Trost und Stärkung aus der Religion?

Alsdann sagten sie sich wohl in Bälde:
Sehet die Lilien auf dem Felde;
Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie spannen niemand ins Joch
Und unser Vater im Himmel nährt sie doch!

Darum, wenn ich hätte die Ehre
Und der Kultusminister von Bosse wäre,
Müßte eine hohe Geistlichkeit
Solches verkünden weit und breit.

Aber was tut der Herr Minister indessen?
Jeder Schulmeister klagt über sein schlechtes Essen,
Wenn er im Jahr einmal etwas zu essen hat,
Denn gewöhnlich wird er nicht satt.

Muß er dann seinen Buben verkünden:
Du sollst dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden,
Dann blickt er aufwärts und sagt mit stolzem Sinn:
Ich danke dir, o Herr, daß ich kein Ochse bin;

Daß es für mein Vaterland ist eine Ersparung,
Wenn ich mich nähre von geistiger Nahrung,
Weil die leibliche aufgegessen wird
Von dem notleidenden Landwirt.

Wenn ich von einem armen Schulmeister höre,
Regt sich nämlich meine Standesehre,
Maßen ich vor manchem lieben Jahr
Auch einmal ein armer Schulmeister war.

Aber bei dem heutigen Treiben auf Erden
Hoffe ich Kultusminister zu werden;
Darum schimpfe ich auch auf ihn.
Man muß aus allem seinen Vorteil ziehn.

Da nehme man als Exempel den Herrn von Miquel!
Wer hätte dem sozialdemokratischen Karnickel
Vor dreißig Jahren prophezeit,
Er brächte es als Reineke Fuchs so weit.

Ich aber hingegen an seiner Stelle
Wüßte eine reichlich sprudelnde Quelle,
Aus der man noch manches Panzerschiff
Schöpfen könnte mit einem Griff.

Zollfrei sind immer noch unsere lieben Gedanken,
Die so üppig unter dem Himmel ranken
Besonders in unserem deutschen Land.
Miquel, wo hast du deinen Verstand!

Statt durch die Polizei zu überwachen,
Was wir uns für Gedanken machen,
Lasse doch gegen bares Geld
Jeden denken, was ihm gefällt.

Laß keine Bücher mehr konfiszieren;
Dabei kann man sein Geld nur verlieren.
Liebevoll mag es ja freilich sein,
Aber es bringt dem Staate nichts ein.

Bitte, stell' dir vor, welche Unsummen
Nur allein durch Nietzsche zusammenkummen,
Wenn von jedem Deutschen, der nietzscht,
Etwas in die Staatskasse glitscht.

Auch soll man keine Versammlungen mehr auflösen,
Denn es verursacht nur böse Polizei-Spösen.
Schreie doch alles aus vollem Bauch!
Schrieest du, Miquel, nicht einst auch?

Und nun komme ich zur Vereinsnovelle;
Großer Gott, welche unerschöpfliche Geldquelle!
Ist es nicht wirklich eine Schmach,
Daß das halbe Vaterland noch liegt brach!

Deshalb, Miquel, eine letzte Bitte,
Bezugnehmend zu deinem demnächstigen Hintritte,
Wenn du als der Nachfolger von Fürst
Hohenlohe Reichskanzler würst.

Dann bitte ich, die Verwaltung der Reichskassen
Und das Finanzwesen überhaupt mir zu überlassen.
Du siehst aus meinen Plänen, daß es mir nicht
An der nötigen Inspiration gebricht.

Ich werde alles gewissenhaft verwalten,
Nur das Überflüssigste für mich behalten.
Denn hierin denk' ich wie ein Droschkenpferd:
Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert.

Die Gedanken werde ich sofort verzollen,
Dann mögen die Deutschen denken, was sie wollen.
Sozialist, Anarchist und auch Konservativ,
Alles hat seinen bestimmten Tarif.

Schmoller, Delbrück und Genossen
Wird ferner nicht mehr der Mund verschlossen;
Ja, selbst die hohe Beleidigung ist frei,
Vorausgesetzt, daß sie richtig versteuert sei.

Denn wie mancher Ehrsame fühlte sich gedrungen
Zu solcher Art von Beleidigungen,
Indem er die Beleidigung in einer Anwandlung
Von sprachloser Verwundrung beging.

Deshalb soll man ihn darob nicht richten,
Maßen man keinen Bürger verpflichten
Kann, so fromm ihn auch Gott geschaffen haben mag,
Seine Gedanken zu denken im Zick-Zack.

So, Miquel, nun kennst du meine Pläne.
Indem ich mich sehr nach deinem Portefeuille sehne,
Verbleib' ich indessen mit herzlichem Gruß
Dein getreuer Vetter

Hieronymus.

## Ein politisch Lied

Und so komme ich denn heute zum zweiten
Male, den Pegasus in der hohen Schule zu reiten,
Wie ich ihn dir vorritt einmal schon,
O du hochgeehrte Frau Redaktion!

Und möchte nachträglich um Entschuldigung bitten
Von wegen seiner ländlichen Sitten.
Aber darin ist er Kind:
Vorne sieht er und hinten ist er blind;

Kann es daher unmöglich voraussagen,
Wo es hintrifft, wenn er pflegt auszuschlagen,
Jedoch, hochgeehrte Frau Redaktion,
Der Betreffende merkt es schon.

Und so muß ich heute vor allem andichten
Hochwohlgeboren Frau Baronin Suttner wegen versäumter Pflichten
Auf Kuba, auf Kreta und am Goldenen Horn;
Ich beginne daher den Gesang von vorn.

Warum haben Sie, verehrte Frau Baronin,
Sich nicht als kühne Amazonin
Geworfen zwischen die kämpfenden Partein,
„Die Waffen nieder!" ihnen zuzuschrein?

Dabei konnten Sie einen ganzen Haufen
Exemplare von Ihrem Roman verkaufen;
Aber das taten Sie natürlich nicht,
Weil Ihnen der praktische Sinn gebricht.

Als die Welt lag im tiefsten Frieden,
Haben Sie uns Ihren Roman beschieden
Und die internationale Friedensliga dazu;
Jetzt pflegen beide der seligsten Ruh'.

Ich möchte Ihnen deshalb vorschlagen,
Es mit einem friedlicheren Unternehmen zu wagen.
Wie würde es gegenwärtig zum Exempel sein
Mit einem internationalen Tierschutzverein?

Die Vorteile blieben nämlich die gleichen,
Es ließen sich unzählige weiche Herzen erweichen,
Denn ein Köter zählt in der Diplomatie
Immer noch mehr als manches Menschenvieh.

So zum Beispiel die Berge von Toten,
Geschlachtet auf Grund diplomatischer Noten,
Wo ein einziges menschliches Wort
Hätte Einhalt getan dem Massenmord!

Was bekommen denn diese Türken und Griechen
Jemals von diesen Lorbeeren zu riechen,
Für die sie auf dem Schlachtfeld verreckt? —
Aber die Vaterlandsliebe ist wieder erweckt!

Die Völker bedürfen zeitweilig der Hiebe
Zur gegenseitigen Erweckung der Vaterlandsliebe,
Damit der Mann, der auf dem Thron sitzt,
Nicht mehr in Sorgen und Ängsten schwitzt.

In diesem Genre kenne ich manche Geschichte,
Die ich in diesem Gedichte noch nicht bedichte.
Wahrscheinlich bedichte ich sie in meinem nächsten Gedicht,
In diesem bedichte ich sie noch nicht.

Nur soviel sage ich zu dieser Stunde:
Es leben auf Erden sowohl Herren wie Hunde;
Und ein Hund ist ein jeglicher Mann,
Der nicht logisch denken darf oder kann.

Gott sei Dank, finden wir dergleichen
Nie und nimmer in deutschen Reichen
Gegenüber einem Herrn von Stumm:
Mausefalle vidi-bumbumbum!

Vielmehr muß man so kalkulieren:
Es gibt Völker, die sich selber regieren,
Und Völker, die dazu noch zu dumm —
Mausefalle vidi-bumbumbum!

Item leben wir deutschen Mäuse
Ruhig wie Schnecken in ihrem Gehäuse,
Stets in uns selber frisch, froh, frei und frumm,
Mausefalle vidi-bum!

Um so mehr muß es unsere Ohren erfreuen,
Wenn andere Nationen nach Freiheit schreien,
Wie zum Beispiel der kleine Rest
Hindus, den übrig ließ die Pest

Und die Hungersnot, indessen die alte Matrone
Mit dem unvergleichlichen Mustersohne
Feiert ein halbes Zentenarium —
Mausefalle vidi-bumbumbum!

Die Hindus werden das Gleiche erfahren,
Was sie erfuhren vor dreißig Jahren,
Als sie sich zum letzten Male erfrecht,
Zu bestehen auf ihrem Menschenrecht:

Man bindet sie nämlich vor die Kanonenmündung
Und bringt das Pulver darin zur Entzündung.
Auf einmal ist dann der Hindu fort:
Ein hochfashionabler englischer Sport,

Über den ihr keineswegs dürft erschrecken,
Denn er dient lediglich kulturellen Zwecken,
Sintemalen die christliche Kultur
Von jeher so liebreich als möglich verfuhr.

Sie sucht mit Schnaps, mit Kanonen und Bibeln
Den aufrührerischen Geist der Hindus zu zwiebeln;
Darin offenbart sich das wahre Christentum —
Mausefalle vidi-bumbumbum!

Ich aber möchte der Regierung vorschlagen,
Zu allererst zu sorgen für des Volkes Magen,
Dermaßen also der Hindus Blutdurst
Zu stillen mit einer Blut-Wurst.

Ich habe nämlich nach meinen Erlebnissen und Taten
Sehr viel Anlagen zum Diplomaten,
Darum schicke mich das Deutsche Reich
Als Botschafter nach Konstantinopel sogleich.

Ich werde mich dort im Serail einführen
Und die Hohe Pforte von innen heraus kurieren.
Ich wette, daß darauf der kranke Mann
Ganz gesund zu Kreuze kriechen kann.

Deshalb scheue man keine Kosten
Und gebe mir diesen diplomatischen Posten,
Zu dem ich in des Wortes verwegenstem Sinn
Als früherer Nachtwächter wie geschaffen bin.

Ich bin nämlich momentan ohne Mittel
Und interniert im hiesigen Spittel,
Dabei eine vornehme Person;
Das bezeugt die verehrte Frau Redaktion.*

Man möge also allergnädigst geruhen,
Mich auf obenerwähnten Posten zu tuen,
Maßen ich einen Posten haben muß.
Gehorsamst

Hieronymus Jobsius.

## Ein politisch Lied

Teure Frau Redaktion, nie sollst du mich befragen
Nach dem, was ich dir nicht kann sagen,
Sonst muß ich wie der edle Lohengrin
Von hinnen zieh'n mit meinem Schwin.

Was braucht eine Frau so genau auch zu wissen,
Von wem sie sich läßt herzen und küssen.
Richtiger denkt sie sich, dem Gaul,
Wenn er geschenkt ist, sieht man nicht ins Maul.

Unterlaß es daher, unvorsichtige Fragen zu stellen
Nach meiner Herkunft, Namen und Erwerbsquellen,
Dann bleibe ich dir treu als Hieronymus
Jobs, Wächter der Finsternus.

Um nun das politische Artikelschreiben
So trefflich als möglich zu betreiben,
Nenne mir, o Muse, diejenige Partei,
Bei der am meisten Geld zu verdienen sei.

* Leider ist die Redaktion dazu noch immer nicht in der Lage. Sie bittet darum den anonymen Einsender behufs Zusendung eines Honorars um seine Adresse.

Denn ohne das Geld müssen wir elend sterben.
Man kann es stehlen, erben oder auch erwerben,
Wobei es sich als praktisch empfiehlt,
Daß man niemals kleinere Summen stiehlt.

Denn für das Stehlen von kleineren Summen
Muß man baumeln oder wenigstens brummen.
Erben kann man hingegen, wie man will;
Der eine erbt wenig und der andere viel.

Das Gelderwerben ist äußerst gefährlich
Und der Ertrag in der Regel spärlich;
Deshalb erwirbt man nur, wenn man muß —
O ich armer Hieronymus!

Ich flehe nun noch einmal, meine teure Muse:
Mit der Seelenglut der Eleonore Duse
Verkünde, wo das größte Portemonnaie,
Auf daß ich mit patriotischer Be-

geisterung es meinen Händen erschließe
Und sein Gehalt in meine Taschen fließe.
An einer eigenen Überzeugung, Gott sei Dank,
Ist mein Dichter-Gemüt nicht krank. —

Und Jungfer Muse, erfreut ob meinem Eifer,
Streckt ihre Füßchen und putzt ihren Kneifer
Und spricht mit leiser Beugung des Kopfs:
Höre mich an, Hieronymus Jobs!

Östlich der Elbe haben die Junker
Großen Bedarf an patriotischem Geflunker;
Schreibe doch nur Artikel für sie,
Dann machst du noch eine feine Partie.

Der Heiratskontrakt ist sofort im reinen,
Schreibst du nur gegen die Einfuhr von Schweinen
Und kämpfst für das vaterländische Schwein;
Das wird auch für dich von Vorteil sein.

Hierauf entgegne ich: Holde Muse, ich begreife
Deine Güte, doch die Wurst schmeckt nach Seife.
Ich entsage jeglicher Schweinerei;
Nenne mir doch eine andere Partei!

Und Jungfer Muse, erfreut ob meinem Eifer,
Streckt ihre Füßchen, putzt ihren Kneifer
Und spricht mit leiser Beugung des Kopfs:
Höre mich an, Hieronymus Jobs!

Läßt du die Sozialdemokraten
In der tiefsten Hölle schmoren und braten,
Dann baut dir die deutsche Großindustrie
Ein Schloß am Rhein, und deine Poesie

Wird, wie bei Julius Wolff es gewesen,
Noch weit mehr gekauft als gelesen
In Pergament, Juchten und Saffian.
Und wenn du die Augen zugetan,

Errichtet man dir eherne Monumente,
Maßen jeder Backfisch über dir flennte,
Bis die Gattin schließlich gebar
Und sah, daß die Welt etwas anders war.

Hierauf entgegne ich: Holde Muse, ich begreife
Deine Güte, doch die Wurst schmeckt nach Seife.
Ich danke für alberne Lobhudelei;
Nenne mir daher eine andere Partei!

Und Jungfer Muse, erfreut ob meinem Eifer,
Streckt ihre Füßchen, putzt ihren Kneifer
Und spricht mit leiser Beugung des Kopfs:
Höre mich an, Hieronymus Jobs!

Habemus Papam. Ihr Lutheraner
Seid in der Schule der Welt die Quartaner,
Die hinter den Ohren nicht trocken sind,
Deren Streitmacht blonde Locken sind.

Dagegen erheben wir Ultramontanen
Zweitausendjährige Kriegesfahnen
Aus verschlissener Seide, aus Brokat und Samt
Und freuen uns, daß ihr auf ewig verdammt.

Lasset doch nur mal die Jesuiten
Wieder die jungen Küchlein ausbrüten,
Dann seid ihr Quartaner in Bälde so naß
Wie der Hahnen am Heidelberger Faß.

Hierauf entgegne ich: Holde Muse, ich begreife
Deine Ideale, doch die Wurst schmeckt nach Seife.
Ich gestehe mit Beschämung: Non possumus.
Videant Consules! Hieronymus.

Und Jungfer Muse, erfreut ob meinem Eifer,
Streckt ihre Füßchen und putzt ihren Kneifer
Und spricht mit leiser Beugung des Kopfs:
Höre mich an, Hieronymus Jobs!

Es existieren in unsern deutschen Fabeln
Außer Riesen und Drachen auch die Nationalmiserabeln
Neben Lindwurm und Bandwurm und anderm Gezücht,
Aber in Wirklichkeit existieren sie nicht.

Dagegen verehrt man ihre abgetragenen Schuhe
An einem Wallfahrtsort, genannt Friedrichsruhe.
Die Sohlen waten noch ziemlich tief,
Aber die Absätze sind getreten schief.

Hierauf entgegne ich: Holde Muse, ich vermisse
Deinen guten Geschmack, doch die Wurst schmeckt nach Seife.
Mich verwirrt die Marktschreierei,
Nenne mir daher eine andere Partei!

Und Jungfer Muse, erfreut ob meinem Eifer,
Streckt ihre Füßchen, putzt ihren Kneifer
Und spricht mit leiser Beugung des Kopfs:
Höre mich an, Hieronymus Jobs!

Es schneidet niemand charaktervollere Gesichter
Im Deutschen Reichstag als Eugen Richter,
Was nicht verwunderlich, denn er stützt
Sich auf die Volksklasse, die besützt.

Möge ihn Gott der Gerechte davor schützen,
Selber nur Charakter zu besützen,
Was indes nicht zu befürchten ist,
Maßen er ein braver, biederer Christ.

Wenn er statt dessen ein Jude wäre,
Regte sich jedenfalls die germanische Ehre,
Und er kämpfte, ehe man sich's versieht,
Als eingefleischter Antisemit.

So aber rezitiert er die deutsche Freiheitsposse
Von dem talentvollen Dichter Hieronymus Mosse,
Darin das Kapital nach allerhöchster Gnade schielt
Und dabei mit Glück die verfolgte Unschuld spielt.

Das Kapital muß nämlich stets ein wenig winseln,
Damit sich seine Reize anständig verzinseln.
Das übrige besorgt die Annoncen-Expedition
Eugen Richter und Artur Levysohn.

Hierauf entgegne ich: Holde Muse, ich begreife
Deine Güte, und die Wurst schmeckt auch diesmal nicht nach Seife,
Aber nach Knoblauch, und das ist einerlei;
Deshalb nenne mir rasch eine andere Partei!

Und Jungfer Muse, erstaunt ob meinem Gruseln,
Läßt sich noch einmal frisch übermuseln
Und spricht mit leiser Beugung des Kopfs:
Höre mich an, Hieronymus Jobs!

Leider gibt es in allen deutschen Staaten
Auch sogenannte Sozialdemokraten,
Die verfolgen gar kein anderes Ziel,
Als zu streiken ohne jedes Taktgefiehl.

Zieht man ihnen dann das Fell über die Ohren,
Dann fühlen sie sich erst recht wie neugeboren,
Und saugt man ihnen aus den Knochen das Mark,
Dann sagen sie, das mache sie gerade stark.

Legt man sie vorsorglich an die Kette,
Dann radeln sie mit den Agrariern um die Wette,
Und kratzt man ihnen die Augen aus,
Dann verbreiten sie Aufklärung von Haus zu Haus.

Kurz und gut, es gibt gar kein Mittel,
Weder Militär, noch Richter, noch Polizeibüttel,
Dem diese Brut nicht widersteht;
Höchstens hilft noch Religiosität.

Daß sie aber an Honoraren viel blechen,
Möchte ich dir wirklich nicht versprechen.
Von Miquel gestand es offen und frei,
Daß bei ihnen nicht viel zu holen sei.

Hierauf entgegne ich: Holde Muse, ich begreife
Die Sozialdemokratie, aber ich pfeife
Ebenfalls auf übersinnliches Honorar.
Welche Partei bezahlt denn bar?

Und Jungfer Muse, erfreut ob meinem Eifer,
Wird in ihrer Haltung steifer und immer steifer,
Rümpft das Näschen und setzt sich in Positur
Und zeigt mir von ihrer Kehrseite die Hälfte nur:

Viel zu holen ist bei keiner von diesen Parteien,
Soll dir hingegen deine Begeisterung gedeihen,
Dann geh mit der Regierung durch dick und dünn
Und schöpfe daraus deinen Gewünn.

Folge der Regierung durch alle Labyrinthe,
Durch die höchsten Höhen und die dickste Tinte,
Dann erfüllt sich früher dein Ideal
Und du wirst Finanzminister oder Oberpostgeneral

Oder Intendant patriotischer Festspiele
Oder Bevollmächtigter vaterländischer Gefühle
Am Goldenen Horn oder bei der Goldenen Hundertzehn
Man weiß ja nie, was noch kann geschehn.

Aber vor allem unterlaß deine faulen Witze,
Sie sind in der Diplomatie nichts nütze;
Lieber zeige dich möglichst dumm
Als ganz devoten

Hieronymum.

# Ein politisch Lied

Geehrte Frau Redaktion, ich möchte darauf dringen,
Meine Artikel rascher in die Erscheinung zu bringen,
Sonst findet der Minister, den ich besang,
Derweil wieder seinen Abgang.

Und während ich immer noch seine Verdienste preise,
Ist er längst in der Schweiz auf Erholungsreise,
Was mir der Nächste dann übelnimmt,
Der nach ihm an das Staatsruder kimmt.

Statt ein Verherrlicher des bestehenden Staates,
Bin ich dann ein Umstürzler schlimmsten Grades,
Und man sendet mich, den Botschafter in spe,
Statt an den Bosporus nach Plötzensee.

Aber man rechne bei etwaigen Bedrängnissen
Und sonstigen redaktionellen Naturereignissen,
Als da sind Gefängnisse und Untersuchungshaft,
Nicht auf meine Mitarbeiterschaft.

Denn zum Märtyrer habe ich keinerlei Anlagen,
Kann weder das Verbrennen noch das Köpfen vertragen
Und hielt mir seit meiner Kindheit gern
Alle Unannehmlichkeiten fern.

Um deshalb auf alle Fälle vorzubeugen
Und die Welt von meiner Harmlosigkeit zu überzeugen,
Singe ich heute ein Loblied auf die Polizei.
Ich habe auch noch einen anderen Grund dabei.

Die Polizei gehört nämlich nach meinem Dafürhalten
Zu den unerschütterlichsten Staatsgewalten,
Hervorgegangen aus dem Leckert-Lützow-Skandal
Als das wahre National-Moral-Ideal.

Ich brauche daher nicht davor zu bangen,
Daß sie wurde auf Erholungsreisen gegangen
Oder grämlich auf dem Rittergute greint,
Wenn dieser Artikel in der Zeitung erscheint. —

Hochgeehrte Frau Polizei, ich bringe
Dir also meinen Huldigungsgruß und singe
Dein Lob in ehrfurchtsvollen Melodein . . .
Das wird doch nicht polizeilich verboten sein.

Wie einst sangen die drei Männer im feurigen Ofen,
So singe auch ich auf den deutschen Bahnhofen,
Wo man mich zwar oft mit Beschlag belegt,
Aber der Reisende mich in der Tasche trägt.

Denn es dient das Mitbeschlagbelegen
Manches Mal dazu, Aufsehen zu erregen,
Sintemal das Publikum für ein Blatt
Sonst nicht das brennende Interesse hat.

Trotzdem aber möchte ich gar nicht wagen
Für die Beschlagnahme meinen Dank zu sagen,
Denn mich versichert die Polizei,
Daß die Absicht eine andere gewesen sei.

Ich werde vielmehr die beabsichtigten Absichten
Der Polizei mit den schönsten Worten andichten,
Wenn auch die Wirkung von dem erstrebten Heil
In der Regel das gerade Gegenteil.

Deshalb rechne ich es ihr auch nicht zur Ehre,
Daß sie die unteren Volksklassen aufkläre,
Weil dazu die Staatskirche berufen ist;
Aber weit gründlicher tut es der Polizist.

Er unterweist mit dem blanken Säbel
Das Volk in Darwin, in Lassalle und in Bebel,
Wer nicht kapieren will, dem schmerzt das Fell;
Mein Gott, wie lernen diese Leute schnell!

Wie begeistert wird von manchem Schusterjungen
Hier und dort schon das Dies irae gesungen!
Lateinisch sogar lehrt ein Polizist,
Wenn es ihm auch selbst nicht geläufig ist.

Doch möchte ich mit diesen grausigen Übeln
Niemanden auf der Welt verhohnepibeln,
Weil die Wirkung den Absichten nicht entspricht,
Ich fahre daher fort in meinem Lobgedicht.

Sieht man, wie alles Irdische vergänglich,
Dann wird es einem um die Seele oft bänglich,
Doch freut man sich ob einer Institution,
Die bestand im Paradiese schon.

Als nämlich in Verfolgung seiner Klasseninteressen
Genosse Adam von der verbotenen Frucht gegessen,
Von der ihm bis dahin nur manchmal geträumt,
Da wurde ihm das Lokal polizeilich geräumt.

Derohalben denn auch die Schutzleute
Von Anbeginn der Welt bis auf heute
Den Paradiesengel mit dem Flammenschwert
Als ihren Schutzheiligen verehrt.

Doch hoffe ich, daß ich wegen exegetischer Erörterungen
Nicht werde in die babylonische Gefangenschaft gebrungen,
Denn es ist mir heiliger Ernst dabei,
O du hochgeehrte Frau Polizei!

Bringe ins Gefängnis, was dir beliebe,
Narren, Unschuldige, sowie auch Taschendiebe,
Mich aber, deinen Freund, den Hieronymus,
Bringe bitte nicht unter Verschluß.

Denn ich verherrliche dich als ein höheres Wesen,
Vom Himmel zum Schutze der Menschheit erlesen.
Nietzsche, als er seinen Übermenschen ersann,
Dachte gewiß an einen Schutzmann.

Es sei daher auch nicht länger aufgeschoben,
Deine Verdienste um die Literatur zu loben,
Sowie auch dein unausgesetztes Bemühn
Zu Wohl und Nutzen der deutschen Bühn'.

Durftest du es dir doch nicht nehmen lassen,
Ein Buch namens „Laokoon" zu verfassen
„Über die Grenzen der Dichtkunst und Malerei",
Gezogen von einer hohen Polizei.

Dieses Buch ist nicht so leicht zu verstehen,
Nur so viel läßt sich daraus ersehen
Und wird einem jeden Leser klar,
Daß Friedrich Schiller kein Dichter war.

Gott sei Dank, herrscht er im Reiche der Toten,
Heute wäre ihm das Dichten verboten,
Denn er dichtet ohne jeden Respekt;
Vielleicht würde er auch eingesteckt,

Wenn er noch einmal seine „Kabale und Liebe"
Oder eventuell seine „Räuber" schriebe,
Denn es herrscht in diesen Stücken ein Ton,
Der schreit allem Polizeiwesen Hohn.

Dafür aber gedeihen heutzutage
Um so besser die Dichter von meinem Schlage.
Wie beseligend liest sich nicht Buch für Buch
Von meinem hohen Kollegen Wildenbruch!

Und dies alles haben wir dem ästhetischen Walten
Unserer Polizei zugute zu halten,
Vor der sich in tiefster Ehrfurcht bewegt
Hieronymus Jobs (mit Beschlag belegt).*

Postskriptum. — Wenn irgendein Posten offen,
Dann dürfte ich wohl auf Berücksichtigung hoffen,
Indem ich als ehemaliger Wächter der Nacht
Auch schon manchen in Gewahrsam gebracht.

Ich verstehe mich ganz speziell auf Betrunkene
Und noch spezieller auf moralisch Gesunkene,
Und mit einer derartigen Existenz
Mache ich nicht viel Federlesens.

Außerdem bin ich ein guter Wegweiser
Für Bier-, Wein- und andere Häuser,
In welch letztbemeldeten ich hin
Und wieder Kind des Hauses bin.

---

* Die Kolportage der Nummern, in der sich das erste und zweite politische Lied befanden, wurde auf den Bahnhöfen in Berlin, vermutlich wegen dieses Liedes, verboten.

Ingleichen wüßte ich noch eine Menge von Gründen
Für meine Befähigung aufzufinden.
Man bedenke sich daher nicht, sondern tu's.
Hieronymus Jobsius, Politikus.

## Ein politisch Lied*

Und so ist es nun doch gekommen,
Daß ich habe meinen Abtritt genommen
Von einer hohen Frau Redaktion
Infolge von meinem wüsten Ton!

Es war mir darüber besonders böse
Das geehrte Fräulein Redaktionöse
In der Meinung, ihr jungfräuliches Gefühl
Diene meinen Witzen als Scheibe vom Zühl.

Und all meine Bittschriften und Postulate,
Worinnen ich um gute Versorgung bate,
Sowie mein Buhlen um der Parteien Gunst,
Alles dies ist geblieben umsunst.

Weder die Regierung noch die Sozialdemokraten,
Weder die Lakaien noch die Potentaten,
Weder der Leutnant noch das Mädchen vom Ballett
Hat für mich einen Platz im Bett.

Ich tat auch bei der Hohen Pforte nachsuchen,
Daß sie mich möge beschäftigen als Eunuchen,
Aber man schrieb umgehend, für den Harem
Sei mein Äußeres zu angenehm, trotzdem.

* Hieronymus Jobs hat sich wieder eingefunden. Wir danken ihm. D. Red.

Und so blieb denn nichts hier auf Erden
Als in Berlin wiederum Nachtwächter zu werden,
Wie ich solches schon in Schildburg war
Vor jetzt hundertfünfundvierzig Jahr:

Guter Mond, du ge-he-hest so sti-hil-le
Von der einen zu der andern Desti-hil-le,
Bis wir einander ansingen im tiefsten Ton:
Schäme dich, o schäme dich, du alter Patron!

Und er entgegnet mir: Du mein alter Kunde,
Kavalier vom Schatten, Ritter der Geisterstunde,
In welchem Stoffe betrinkst du dich denn jetzt,
Seit man den Alkohol mit Petroleum und Teer versetzt?

Worauf ich entgegne: Mein augenblicklicher Status
Ist das Ergebnis vom Spiritus denaturatus;
Mir braut der Staat meinen besten Likör,
Und ich trinke auf der Welt keinen anderen möhr.

Darauf der Mond mit leisem Nicken des Kopfes:
Du bist der Geist meines alten Hieronymus Jobses,
Der von Menschen nicht gewußt — oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust — wandelt in der Nacht! —

Und ich wandle weiter, bedächtig, nächtig,
Vom Geiste voll, von tausend Welten trächtig,
Immer weiter und weiter am Ufer der Spree —
O ich armer, ich armer Hieronyme!

Und plötzlich, eine unerwartete Freude,
Steigt empor das neue Reichstagsgebäude,
Mit hellem Licht übergossen vom Mond —
Vorerst sehe ich nur die Hinterfront.

Aber schon erkenne ich daraus das eine:
Es gibt in Deutschland noch sehr viele Steine,
Denn die Fenster des Gebäudes sind sehr klein;
Es könnte eventuell auch ein Zuchthaus sein.

In den Ecktürmen sind zwar sehr hohe Fenster,
Aber zur Abwehr der bösen Freiheits-Gespenster
Schachtelt' man in jedes zwei kleine Fenster ein;
Das könnte eventuell auch ein Zuchthaus sein.

Und diese Säulen, diese korinthischen Säulen,
Vergib, guter Mond, aber die sind zum Heulen:
Jede eine Köchin, die sich zum Tanz
Ins Haar geflochten einen Anemonen-Kranz.

Mich wundert auch gar nicht, wenn ich höre,
Daß jede dieser Säulen schwanger wöre,
Dabei so plump wie jeder Renommist
Jederzeit plump sowohl wie auch schwanger ist.

So äugeln sie mich an, mit verliebten Blicken,
Um das Lächerliche ihrer Situation zu unterdrücken:
Sind unsere Formen auch nicht gerade schön,
Du solltest nur mal unsere Knochen sehn;

Auch putzen wir uns mit griechischen Ornamenten,
Und tun so, als ob wir griechisch sein könnten —
Ich mag nicht hinsehn, es ist mir eine Qual;
Sie erinnern mich an das Café National.

Ich danke, mein Fräulein, ich gehe lieber
An diesen bekränzten Pfingst-Kühen vorüber
Und sehe mir das Haus von vorne an.
Leuchte mir, guter Mond, auf meiner Bahn!

Ich habe im Lauf des Jahrhunderts gesehen
Viele Parlamentshäuser entstehen.
Wie kommt es, daß das deutsche an der Kuppel Statt
Einen Bonbonnieren-Deckel hat?

Und der Mond sagt: Durch architektonische Größe
Gibt sich das deutsche Volk eine Blöße.
Es will sich ducken, das ist sein Ziel;
Darum schuf es den Reichstagsgebäudestil.

Bedenke, welche großen Ideen
Unter einer himmelhohen Kuppel entstehen.
Gott im Himmel, in welchen Zustand
Geriete das deutsche Vaterland!

Einmal hat man sich so weit vergessen,
Als man in Frankfurt in der Paulskirche gesessen,
Da ragte die Kuppel ziemlich hoch,
Aber das bereuen die Deutschen heute noch.

Deshalb muß der Reichstag haben
Einen Deckel, darunter die braven Knaben
So geduckt sitzen, wie man nur sitzen kann . . .
Gute Nacht, du guter Nachtwächtermann. —

Und als dann kam der Architekt an die Reihe,
Gab es in Berlin ein großes Geschreie,
Weil er den ersten Preis nicht bekam,
Was ihm Hieronymus nicht übel nahm.

Und es gab auch ein Essen der Architekten,
Die mit ihm in demselben Stil steckten,
Damit der Bau werde ein Meisterstück
Aber sie haben gehabt kein Glück.

Der Bau ist geblieben, was er gewesen,
Weswegen auch nicht darauf zu lesen
Zu oberst an dem Frontispice:
„Dem deutschen Volk." — So erkläre ich mir dies.

Denn es war einer in deutschen Landen
Unter allen, die den Bau wunderschön fanden,
Der sagte: Die Fenster sind zu klein.
Mehr Licht! Es muß mehr Licht hinein!

Weshalb er es sich denn auch verbeten,
Daß man dem Volke zu nahe getreten
Und etwa die Aufschrift setzte dahin. —
Niemand erriet wohl den tiefen Sinn.

Aber ich habe ihn glücklich erraten
Und finde, daß meistens die Potentaten
Höher stehen in ihrem Geschmack
Als all das servile Lakaienpack.

Und so verhüllt mir auch heute eine Wolke
Noch die Aufschrift: „Dem deutschen Volke."
Gebe Gott, daß sie nie wird zu lesen sein
Über diesen kleinen Fensterlein,

Über den griechischen Säulen, die sich blähen
Wie die Schutzleute, die unter den Linden stehen,
Über diesem erdrückenden Haufen von Stein,
Gebe Gott, wird sie niemals zu lesen sein! —

Guter Mond, du ge-he-hest so sti-hil-le
Durch die Wolken u-hund i-hich fü-hühle,
Dàß ich noch nüchtern werden kann,
Zeige mir drum rasch eine Destille an!

Guter Mond, vielleicht hast du am Firmamente
Einen Posten, den ich ausfüllen könnte
Auf der Milchstraße, im Bilde der Jungfrau —
Ich erfülle meine Pflichten so genau.

Oder beim Wassermann oder beim Wedekinde,
Oder daß ich bei den Plejaden Beschäftigung finde.
Zu diesen Damen paßte ich so recht
Für mein Lebensend' als des Hauses Knecht.

Durch deine Strahlen kannst du mich ja ziehen
Empor aus diesem ordinären Berlihen,
Wo alles in abgedroschenen Phrasen spricht.

Hieronymus Jobs
(Du ahnst es nicht)!

## Ein politisch Lied

Von der deutschen Flotte

O Deutschland, Deutschland, wird sie niemals enden,
Des alten Irrwahns mörderische Lust!
Willst ewig du mit deinen eigenen Händen
Dein Herz zerfleischen in der offnen Brust!
Hast du des Jammers und der Niedrigkeit
Nicht Überfluß gekostet jederzeit?
Und heut, da stolz sich dein Panier entfaltet
Rings um des Erdballs meerumspülten Rund,
Ist die Begeist'rung schon in dir erkaltet,
Von der in tausend Liedern schwoll dein Mund?!

In Liedern, ja! Am Biertisch in den Schenken,
Den vollen Maßkrug in der Heldenhand,

Wie liebst du, Deutscher, da dein Vaterland!
Wie liebst du, seines Schöpfers zu gedenken,
Des Manns, der als Messias ihm gesandt!
Am nächsten Morgen, wenn der Rausch verflogen
Und Zucker wird und Kaffee abgewogen
Und jeder Pfennig sechsmal umgedreht,
Da tönt des Katzenjammers kläglich Wimmern:
Was braucht mich Deutschlands Größe denn zu kümmern!

Ist Deutschland denn nicht längst schon groß genug?
Was schafft die Größe mir als größre Steuern!
Soll ich mir selbst mein Brot, mein Bier verteuern?
Nein, dazu sind wir Deutschen doch zu klug!
Wenn sich die andern um den Erdball streiten,
So wissen sie ja selbst nicht recht, warum!
Ich bin ein Deutscher und bin nicht so dumm,
Mir Unannehmlichkeiten zu bereiten
Zur Quelle neuer Unannehmlichkeiten!
Nein, Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht;
Deswegen weich' ich nicht und wank' ich nicht,
Und bleibe treu dem Grundsatz meiner Väter:
Wer mich beunruhigt, ist ein Hochverräter!

Und dann entfaltet flugs sich der Radau,
Ein Raufen, welches bis zum Himmel stinket
Und alles Aasgevögel an sich winket.
Mit Deutschen nimmt's der Deutsche nicht genau;
Er stößt ihn vor den Wanst und in die Weichen:
Bist du was Beßres denn als meinesgleichen?!
Respekt genießt in Deutschland nur der Fremde,
Ob er aus Franken-, ob aus Engeland;
Die Männer lecken ihm die weiße Hand,

Die Frauen küssen ihm das weiße Hemde —
Du bist ein Deutscher? Du trägst Jägerwäsche?
Erlaub' mir, daß ich dir den Buckel dresche!

Ich bin ein treuer deutscher Monarchist
Und weiß, wann mein Monarch geboren ist.
An jenem Tage hänge ich sein Wappen
Im Fenster aus als braver Biedermann;
Das macht beliebt und lockt die Kunden an,
Und wundersam rentiert sich solch ein Lappen.

Warum auch nicht, dieweil doch den Philister
Beim Worte „Größe" kalter Graus beschleicht!
Er hält sich nur an einen Staatsminister,
Des Blick just um den nächsten Kirchturm reicht:
Hie Reuß, hie Bückeburg, hie Baden, Bayern,
Hie Württemberg! — Auf angestammten Eiern
Ausbrütet jeder ohne Unterlaß
Echt deutschen, antideutschen Deutschenhaß!

Die Stunde drängt! Mit Zimbeln und Posaunen
Rühmt sich das Deutsche Reich der innren Wirr'n.
Die Nachbarvölker zögern vor Erstaunen,
Wohin mit den beschämten Blicken irr'n.
Sind das die Helden, die uns unterjochten,
Die vor Paris und um Sadova fochten!
Ist das der Schutz von Straßburg und von Metz,
Ein leeres, sich beschimpfendes Geschwätz!

Das jammert euch, ihr vagen Krämerseelen,
In deren Adern dicke Tinte fließt,
Daß Deutschlands Ruhm, in Pfennigen abzuzählen,
Nicht stracks in eure Taschen sich ergießt! —

Und wofür wollt ihr denn, ihr Sozialisten,
Wofür in Zukunft euer Werkzeug rüsten,
Wenn nicht das Deutsche Reich in Ost und West
Den Aar auf seinen Masten flattern läßt!

O, spar dir, deutscher Bürger, deinen Heller,
Wenn du nur nicht mit deinen Liedern sparst,
So bist im Handumdrehn du um so schneller,
Was glorreich du vor hundert Jahren warst.
Der Augenblick ist gut gewählt: Es eilen
Die Völker wieder mal, die Welt zu teilen.
Bleib dir getreu, denn kämst du noch zur Zeit,
Zum Teufel wär's mit der Gemütlichkeit!

Germania, dir graut vor deinem Glück,
Das du dir selbst zu lang nun schon gekostet.
Steck' ein dein Schwert, auf daß es friedlich rostet,
Und zieh als alte Jungfer dich zurück!
Vielleicht, wie einst, von einem der Rivalen
Läßt du auch wieder dir Pension bezahlen
Für deiner Kinder frisch vergoßnes Blut
In ferner Völker fernen Kolonien,
Fehlt's doch dem deutschen Jüngling nicht an Mut!
Nur für sein eigen Heil das Schwert zu ziehen,
Die Gnade sei ihm lieber nicht verliehen!

Wozu die Flotte! Fremde Schiffe tragen
Den Deutschen ja, wohin sein Herz ihn zieht.
Die Segel schwellen, und in stolzem Lied,
Wenn schon die Wogen rings die Planken schlagen,
Entlastet sich sein kindliches Gemüt;
Und tausend Stimmen singen, im Verein
Beseelt von bangem, tränenschwerem Hoffen

Auf fremden Schutz, das Weltmeer vor sich offen:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Willst du dem Bruder keine Zuflucht schaffen,
Ihm, dem zu eng das schöne Heimatland,
Hältst du dafür zu kostbar deine Waffen,
Von Gottes Huld gelegt in deine Hand,
Dann, Deutscher, bleib, was du von jeher warst,
Der du im Wort nicht, nur in Taten sparst:
Im Herzen weinerlicher Schwerenöter,
Nach außen hin der ew'ge Struwwelpeter!

Hermann.

## Ein politisch Lied

Von Germanias Ehestand

Groß und gewaltig rollen die Räder der Zeit
Hin über stürzende Trümmer der Endlichkeit,
Über brüchiges Menschenwerk, über starre Leichen;
Kein Schlagbaum senkt sich, der den Pfad verschließt,
Kein kühner Arm greift in die rasenden Speichen,
Der nicht zermalmt, zerrissen den Frevel büßt.
Wer sind die Pferde, wer der Postillon,
Der bei des Hornes gellendem Ton,
Bald drohend ernst, bald jubilierend und munter
Das wilde Gespann in straffen Zügeln führt? —
Hui — seine Peitsche saust, und jählings galoppiert
Ein halb Jahrhundert über die Welt hinunter! —

Verschüchtert wendet sich des Enkels Blick,
Der nächsten Zukunft Losung zu erfragen,

Nach längstvergangnen märchenhaften Tagen,
Nach seiner Elternväter Zeit zurück:
Sieh da, wie um die kaum erblühte Maid
Der deutschen Einigkeit ein Bursche freit
Von starkem Wuchs, mit Haaren auf den Zähnen:
Hilft nichts, mein Hühnchen, wenn es dir auch graust,
Du sehnst dich ja nach meiner Eisenfaust! —
Von weitem hört man die Kartätschen dröhnen.

Schon war derweil ein großes Werk begonnen;
Wie hoffte jeder auf ein glücklich End'!
Zum Strahlenkranz des Landes hellste Sonnen
Geschart im ersten deutschen Parlament!
In aller Herzen stand der Schwur geschrieben,
Nicht fürder mehr zu beugen das Genick,
Wie üppig schwoll in tausend starken Trieben
Der junge Keim der deutschen Republik!

Und während noch vom Kampfe der Gedanken
Des hohen Domes Wölbung widerklang,
Schlug schon der Freier seine scharfen Pranken
In seine Beute, die er fest umschlang.
Ein Reif im Frühling, fiel sein blutig Wüten —
Es fügt die Maid sich schaudernd dem Geschick —
Ein Reif im Frühling auf die ersten Blüten
Am Lebensbaum der deutschen Republik.

Und bis das nächste Jahr ins Land gegangen,
Zerrinnt die letzte Hoffnung in den Sand;
Es schüttelt sich das Volk in Angst und Bangen,
Indes die Besten aus dem Vaterland
Des neuen Lenzes blasse Anemonen
Darniederlegen mit verstörtem Blick

Und der Verbannung düstre Dornenkronen
Aufs junge Grab der deutschen Republik. —
Und nun beginnt für das Bräutchen die Rosenzeit,
Mit dem wonnigen Idealismus hat es ein Ende;
Inbrünstig arbeiten seine gefesselten Hände
An seinem zukünftigen Zwangs- und Hochzeitskleid.

Da lodern zum Himmel plötzlich von Ost nach West
Die Hochzeitsfackeln, es krachen die Kartaunen;
Der ganze Erdenrund, in stummem Erstaunen
Starrt wie gebannt auf das mördrische Freudenfest.
Der Nachbar verliert am Polterabend ein Ohr
Und dankt seinem Schicksal, daß er nicht mehr verlor;
Und mitten unter Trophäen klaffender Wunden,
Das bräutliche Lager durchtränkt von dampfendem Blut,
Hat der gewaltige Bräutigam schließlich geruht
Und sich die glückliche Braut auf Ewigkeit verbunden. —

Als nun das Paar beginnt, sich häuslich einzurichten,
Wie preist sie da in allem seine Wahl!
Dies gute Recht wahrt sich der Herr Gemahl,
Wahrt dafür auch der Frau Gemahlin ihre Pflichten,
Und kurz und gut, mit Wohl und Wehe,
Mit Wochenstube, Spinnrad, Dankgebet
Und öftrer Trinkgelegenheit entsteht
Die echte rechte deutsche Muster-Ehe.
Der Herr Gemahl steigt manchmal auf den Turm
Und läutet zum Vergnügen etwas Sturm. —

Soweit wär' alles nun ganz gut gewesen,
Hätt' nur die junge Frau nicht plötzlich ein modernes Stück
Unter dem Titel: „Das Puppentheater oder Noras Eheglück"
Von einem Komödiendichter namens Henrik Ibsen gelesen;

Der Herr Gemahl perhorreszierte die Literatur
Im großen ganzen und verwandte sie nur
Zu mehr oder weniger untergeordneten Zwecken,
Die wir nicht nötig haben, hier aufzudecken.
Und so geschah es, daß seine junge Frau
Sich heimlich Bücher verschaffte und dabei natürlich genau
Diejenigen Bücher in der Bibliothek entdeckte,
In denen der böse Keim der Empörung steckte.
Noch hofft der Gewalt'ge die Gattin mit einem Appell
An ihre süßen Pflichten zu versöhnen.
Doch was erlebt er! Er muß sich bitter verhöhnen
Lassen; es sprudelt ihr Redequell:

„Ich soll dir meiner Reize Genuß gewähren,
Der Schäferstunde begeistertes Liebesfest,
Um jeden Frühling, den Gott werden läßt,
Dir neue Panzerschiffe zu gebären?!
Für meinen armen geplagten Frauenleib
Ist solch ein Panzerschiff weiß Gott kein Zeitvertreib.
Ich bin wie du ein Geschöpf mit freiem Willen;
Und wenn du Gewalt anwendest, dann werde ich brüllen!"

— — — Groß und gewaltig rollen die Räder der Zeit
Hin über stürzende Trümmer der Endlichkeit;
Der Enkel wendet verschüchtert seinen Blick
Nach seiner Elternväter Zeit zurück,
Der nächsten Zukunft Losung zu erfragen.
Er sieht die Wogen rings um die Arche schlagen,
Er fragt die Stürme, die die Segel blähen;
Sie wissen selber nicht, wohin sie wehen.
Er fragt die Möwen, die das Schiff umkreisen;
Sie schreien doppelzüngige schrille Weisen —
Und ein Narr wartet auf Antwort . . . Hermann.

## Silvester

Mein Fenster öffnet sich um Mitternacht,
Die Glocken dröhnen von den Türmen nieder,
Die Berge leuchten rings in Flammenpracht,
Und aus den dunklen Gassen hallen Lieder.
Will mir der Lärm, will mir der blut'ge Schein
Des nahen Völkerkriegs Erwachen deuten? —
Noch ist die Saat nicht reif. Die Glocken läuten
Dem neuen Jahr. — Wird es ein beßres sein?

Ein neues Jahr, in dem mit blassem Neid
Die Habsucht und die Niedertracht sich messen;
Ein neues Jahr, das nach Vernichtung schreit;
Ein neues Jahr, in dem die Welt vergessen,
Daß sie ein Altar dem lebend'gen Licht;
Ein neues Jahr, des dumpfe Truggewalten
Den Adlerflug des Geistes niederhalten;
Ein neues Jahr! — Ein beßres wird es nicht.

Von Goldgier triefend und von Gaunerei,
Die Weltgeschichte, einer feilen Dirne
Vergleichbar, kränzt mit Weinlaub sich die Stirne,
Und aus der Brust wälzt sich ihr Marktgeschrei:
Herbei, ihr Kinder jeglicher Nation;
An Unterhaltung ist bei mir nicht Mangel.
Im Internationalen Tingeltangel,
Geschminkt und frech, tanz' ich mir selbst zum Hohn.

Den heil'gen Ernst der menschlichen Geschicke
Wandl' ich zur Posse, daß ihr gellend lacht;
Den Freiheitsdurst'gen brech' ich das Genicke,
Damit mein Tempel nicht zusammenkracht.

Ich bin der Friede, meine holden Blicke
Besel'gen euch in ew'ger Liebesnacht;
Wärmt euch an mir und schlaft bei meinem Liede
Sanft und behaglich ein; ich bin der Friede!

Drum segne denn auch für das künft'ge Jahr
Gott euren süßen Schlaf. Das Todesröcheln
Des Bruders auf der Freiheit Blutaltar
Verhallt, wenn meine fleisch'gen Lippen lächeln.
Nur wenn der eigne Geldsack in Gefahr,
Dann tanz' ich mit den schellenlauten Knöcheln
Sofort Alarm, damit euch eure Schergen
Zu den geraubten neue Schätze bergen.

Warum schuf Gott den Erdball rund, warum
Schuf Krupp'sche Eisenwerke er in Essen,
Als daß den Heiden wir mit Christentum
Und Schnaps das Gold aus den Gedärmen pressen.
Ein halb Jahrtausend ist das nun schon Mode,
Doch sehr verfeinert hat sich die Methode:
Kauf' oder stirb! Wer seines Goldes bar,
Den plagt dann ferner auch kein Missionar.

Ich bin der Friede, meine Schellen läuten,
Sobald des Menschen Herz sich neu belebt,
Und meine Füße, die den Tod bedeuten,
Zerstampfen, was nach Licht und Freiheit strebt.
Ich bin der Friede, und so wahr ich tanze
Auf Gräbern in elektrisch grellem Glanze,
Es fällt zum Opfer mir das künft'ge Jahr,
Wie das geschiedne mir verfallen war!

So sang die Göttin. Aber Gott sei Dank,
Noch eh sie dirnenhaft von hinnen knixte,
Gewahrt' ich, daß die üpp'ge Diva krank
Und alt, so rot sie sich die Wangen wichste,
Daß schon der Tod ihr selbst die Brust gehöhlt;
Und tausend Bronchien rasselten im Chore:
Der rote Saft sprengt dieses Leichnams Tore,
Eh er noch einmal seine Jahre zählt.

Dann wurden unterird'sche Stimmen laut:
Der Mensch sei nicht zum Knecht vor goldnen Stufen,
Es sei zum Herrscher nicht der Mensch berufen,
Der Mensch sei nur dem Menschen angetraut.
Ein dumpfes Zittern, wie aus Katakomben,
Erschütterte den Boden. Alsogleich
Ward jeden Gastes Antlitz kreidebleich:
Bewahr' uns Gott vor Anarchie und Bomben!

Ich aber denke: Eh ein Jahr vergeht,
Vergeht die Kirchhofsruhe. Böse Zeichen
Verkünden einen Krieg, der seinesgleichen
Noch nicht gehabt, solang die Erde steht.
Noch ist die Saat nicht reif, doch wird sie reifen,
Und Habgier gegen Habgier greift zum Schwert;
Es wird der Bruder, seines Bruders wert,
Dem Bruder mörd'risch nach der Kehle greifen.

Die Glocken sind verhallt, verglommen sind
Die Feuerbrände und verstummt die Lieder;
Die alte, ew'ge, blinde Nacht liegt wieder,
Wie sie nur je auf Erden lag, so blind;

Und doch hängt das Geschick an einem Haar
Und läßt sich doch vom Klügsten nicht ergründen.
Wie werden diese Welt wir wiederfinden,
Wenn wir sie wiederfinden, übers Jahr?

Hermann.

## Reaktion*

Glaubt es mir, ihr treuen Brüder,
Ich begreif' es, daß ihr flennt,
Weil ihr heut in mir nicht wieder
Euren alten Freund erkennt.

Statt zu klagen und zu weinen
An der Freiheit lichtem Thron,
Dicht' ich heute lieber einen
Hymnus auf die Reaktion.

* Nachdem die Nr. 40 unsres Blattes von den Berliner Eisenbahnbehörden auf ihren Verkaufsstellen nicht geduldet wurde, ist der Verkauf des Simplizissimus soeben durch ministerielle Verfügung überhaupt auf den Berliner Bahnhöfen verboten worden. Den Grund haben wir nicht erfahren können; aber wir gehen wohl nicht irre, wenn wir diese Maßregel als ein Symptom der allgemein herrschenden Reaktion bezeichnen, die ihren Siedepunkt bald erreicht haben dürfte. Wir haben nie Personen angegriffen, sondern uns redlich bemüht, menschliche Schwächen und soziale Schäden aufzudecken und, wie überall anerkannt, in durchaus künstlerischer Weise zu illustrieren. Ein Blatt wie der Simplizissimus ist im Grunde keine so schlechte Einrichtung zu nennen, denn es ist in legalen Formen ein Ventil für den Volksunwillen, der sich in ihm am harmlosesten und unschädlichsten Luft macht. Eine Regierung, die eine anständige Opposition und noch dazu eine künstlerisch-humorvolle fürchten muß, steht trotz allem „Bumbum" und „Tamtam" auf schwachen Füßen. Die Redaktion des Simplizissimus.

Laßt das Jammern, es ist kindisch,
Weil ihr in den Wolken schwebt;
Teure Brüder, werdet hündisch,
Weil ihr unter Hunden lebt.

Einen Maulkorb laßt euch reichen
Aus dem stärksten Eisendraht;
Schließt den Bund mit euresgleichen
Für das Flottenseptennat.

Maulkorb, Maulkorb über alles;
Wenn der Maulkorb richtig sitzt,
Wird man immer schlimmstenfalles
Noch als Hofpoet benützt.

Aber glaubt nur nicht, ich rede
Hier von preußischer Dressur!
Nein bei Gott, ich meine jede
So im allgemeinen nur.

Heilig halt' ich unser Preußen
Mit der Losung Bum-bum-bum;
Deutschlands Glück zusammenschweißen
Ist sein Evangelium.

Wer das freie Wort nicht ohne
Zittern mehr vernehmen kann,
Stellt sich hinter die Kanone
Und davor den Untertan.

* * *

Auf den Preuß'schen Eisenbahnen
Und besonders in Berlin
Fahren fromme Untertanen
Gottesfürchtig her und hin.

Überall zum Butterbrote
Findet jeder ein Glas Bier.
Setzt es manchmal ein paar Tote,
Großer Gott, wer kann dafür!

Denn auf diesen Eisenbahnen,
Wie das offen anerkannt,
Sterben deutsche Untertanen
Ihren Tod fürs Vaterland.

Sparen muß man, wo das Sparen
Keinen Nachteil involviert;
Sei der Mensch zu Tod gefahren,
Oder sei er füsiliert!

Und der Fiskus voll Ergötzen
Klimpert mit dem Resultat —
Plötzlich sieht er mit Entsetzen
Dort ein buntes Zeitungsblatt.

Er erbebt: O Schreck, o Grauen!
Wer hat mir das angetan?
Muß ich solch ein Unheil schauen
Hier auf meiner Eisenbahn!

Oh, dies Blatt ist ein Verderben,
Wie die Welt kein schlimmres hat,
Mag das halbe Deutschland sterben,
Aber konfisziert das Blatt!

Laßt in Grund und Boden fahren
Alles, was noch Beine hat,
Möge Gott uns nur bewahren
Vor dem bunten Zeitungsblatt,

Das den Teufel führt im Schilde
Und sich weiht dem freien Geist,
Und das unser Staatsgebilde
In die tiefste Hölle reißt! —

Sprach's, und alsobald verboten
Ward das Blatt. Das Volk blieb stumm,
Doch es drehten sich die Toten
Sämtlich auf den Gleisen um.

Heil euch nun, ihr Eisenbahnen,
Von dem bunten Blatt befreit,
Das dem Wohl der Untertanen,
Das der Wahrheit sich geweiht.

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt.
Perle du des Erdenballes,
Sag' mir, wie dir das gefällt?

Hermann.

## Ein politisch Lied

Geehrter Herr Redakteur! Ich habe mich hienieden
Nunmehr zu dem schwersten Schritt entschieden
Und teile Ihnen diesen schwersten Schritt
Hiemit geziemendermaßen mit.

Um es Ihnen kurz zu vermelden, ich stehe
Nämlich im Begriff, mich zu verehe-
Lichen. Das wird mir unendlich schwer,
Doch bleibt mir, weiß Gott, keine Hoffnung mehr.

In Ansehen, daß sich das politische Artikelschreiben
Ganz unmöglich läßt weiter treiben,
Denn, ich sage es mit traurigem Blick:
Es gibt nämlich keine Politik.

Zwar gibt es große Männer, die darnach streben,
Von einer eventuellen Politik zu leben;
Aber ich sage es mit trübem Gesicht:
Eine Politik gibt es trotzdem nicht.

Nun hat man wohl versucht, sie zu züchten,
Wie man es tut mit anderen Geschichten:
Austern und Hummern und manchem anderen Gericht;
Bei der Politik aber gelang solches nicht.

Nach unten, nach oben, soweit sich die Blicke wagen,
Nichts als Magen- und Verdauungs-Fragen,
Jeder will etwas Angenehmes für seinen Bauch.
Deshalb verheirate ich mich auch.

Ich habe schon daran gedacht, auszuwandern
Nach Österreich, aber es ist wie in andern
Ländern: Prügelei und politisches Geschrei,
Aber keinerlei Politik dabei.

Ob nun die Menschen auf deutsch oder slawisch,
Habgierig denken, reaktionär und sklavisch,
Das bleibt doch völlig einerlei;
Freilich gibt es Grund zu politischem Geschrei.

Indessen im Osten, am Goldenen Horne,
Die Verwickelungen ganz genau von vorne
Dort wieder beginnen, wo sie vor zwei Jahr
Begonnen. Es ist alles genau wie es war.

Zwanzigtausend Menschenleben hingemetzelt,
Damit sich daran Europa erst moralisch entsetzelt,
Sodann sich daran ergötzelt, ruhig zuzusehen
Und nachher der Weltgeschichte eine Nase zu drehen.

Und derweil noch die Opfer ihres Lohnes harren,
Fährt, Gott sei Dank, auf einem wackeligen Karren
Kapitän Dreyfus in die Manege ein —
Welch ein Götter-Anlaß, um politisch zu schrein!

Mittlerweile schlachten drüben auf Cuba
Ganz ohne Posaunenklang und Reklametuba
Sich die Menschen zu Tausenden hin;
Welch Glück für mich, daß ich nicht auf Cuba bin.

Sondern auf Haiti, wo drei Panzerschiffe
Zur Unterstützung der Handelskniffe
Eines Pfeffersackes lagen schußbereit —
Wie es sich da prächtig politisch schreit!

China hat Gott sei Dank seine Wunden
Von vor vier Jahren noch gar nicht verbunden,
Deshalb mit Begeistrung drauf und dran!
Wer weiß, ob man nicht noch zum Helden werden kann.

Solche Heldentaten haben nicht etwa zum Zwecke
Die Füllung einiger großer Pfeffersäcke,
Sondern lediglich den Ruhm
Des Vaterlandes sowie auch das Christentum.

Deshalb wird auch den Chinesen geraten,
Als Revanche für derartige Heldentaten
Ihre Arbeiter zu exportieren ins Deutsche Reich;
Wie werden die Sozialisten dann windelweich!

Denn so laut sie auch schreien wollen,
Ist ihr Bauch doch schon mächtig angeschwollen,
Und die sozialistische Politik
Haben die Sozialisten gründlich dick.

Wenn heute wiederum zum heiligen Kriege
Ferdinand Lassalle herniederstiege
Und musterte sein Sozialistenheer,
Er fände seine eigenen Worte nicht mehr;

Nur einen weiß ich auf dem Kontinente,
Der reichte ihm gleich voll Freuden die Hände;
Jedoch verrate ich seinen Namen nicht,
Weil es mir an politischem Mut gebricht.

Ich würde höchstens wagen, ihn anzudeuten,
Doch kann auch das schon Unannehmlichkeiten bereiten,
Und ich sorge vor allem für meinen Bauch,
Deshalb verheirate ich mich jetzt eben auch.

Warum nun dieser eine Freund Lassallen
Ohne weiteres würde in die Arme fallen,
Das hat seinen psychologischen Grund
In beider Charakterähnlichkeiten, und

In der Verzweiflung dieser beiden Seelen
Darüber, daß sie beide ihre Wirkung verfehlen,
Denn die Welt ist heute dumpf und stumpf,
Ein Verdauungswerkzeug, ein kopfloser Rumpf.

Eine Größe kann aber nicht gedeihen
Bei Schmerbauchpolitik und parlamentarischem Schreien,
Sondern nur, wenn noch andere Größen dabei,
Dann schweigt ganz von selbst das Eselsgeschrei.

Doch auf den heutigen Varieté-Bühnen
Erblickt man nur einen vereinsamten Hünen,
Der verzweifelt nach einem Zentnergewicht
Fahndet, doch er findet dasselbe nicht.

Die gemütlichen Zuschauer unterdessen
Vertreiben sich die Zeit mit Saufen und mit Fressen
Und mit Brüllen, im Glauben, sie befänden sich hier
In der Menagerie als interessantes Getier.

Ferdinand Lassalle, ich flehe inständig
Mach' unser Leben doch wiederum lebendig,
Steig hernieder zu dem gewaltigen Matsch,
Dann verstummt doch endlich der politische Quatsch.

Deine Internationale wird zum gemeinen Kaninchen,
Doch harrt deiner ein Hüne, oder wenigstens ein Hühnchen,
Das deiner würdig; nimm es mit ihm auf,
Sonst hat kein End' der trübselige Weltenlauf. —

Geehrter Herr Redakteur, geziemenderweise
Werde ich Sie besuchen auf meiner Hochzeitsreise,
Damit Sie meine liebe junge Frau
Kennen lernen, aber nicht zu genau.

Sie hat nämlich fünfzehntausend Mark Renten,
Deswegen, trotzbietend den Elementen,
Sende ich Ihnen vorläufig den Abschiedsgruß
Von Ihrem alten Hieronymus,

Schwörend, daß ich nicht eher erstehe
Von dem wonnigen Rosenlager der Ehe,

Bis daß ein ebenbürtig Genie
In Kampf tritt mit obenerwähntem Hüh—.

(Forts. nächste Nummer)

Hieronymus Jobs.

## Siegeslied

Reich mir, o Muse, rasch mal die Laute her,
Ich muß sie besingen, die neusten Heldentaten,
Sie könnten sonst leicht in Vergessenheit geraten
Beim Publikum, und dann bleibt mir nichts zu besingen mehr.

Wie sehr beschäftigt sind doch das Heer und die Flotte;
Von früh bis spät, oft bis in die tiefe Nacht
Stehn fleißig sie zur Seite, als treue Wacht,
Dem Frieden und dem chinesischen Staatsbankrotte.

Das kommt, weil plötzlich ein nationaler Gedanke
Das Volk erfaßte; mit elementarer Wucht
Erscholl der Ruf vom Rheine bis an die Panke:
Auf, auf zum Kampf um die Kiautschoubucht!

Und man erobert die Bucht wie Robinson seine Insel,
Ein ganzer Matrose kam ums Leben dabei,
Und es erstirbt der Chinesen kläglich Gewinsel
In tausendstimmigem deutschen Siegesgeschrei.

Das stolze Peking übt nun mittlerweil
Die Hymnen, um den Sieger zu begrüßen;
Demütig wirft sich ihm das Volk zu Füßen:
„Heil dir im Siegerkranz!" und „Alles-Heil"

Erschallt aus jedem Munde. Das Jahrhundert
Hat keinen seiner Söhne so bewundert;
Der ganze Erdball staunt zu ihm empor,
Beglückt, daß man ihn nicht im Kampf verlor.

Wann wurde denn auch je ein Held geboren
Im Mittelalter oder im Altertum,
Von dem zu melden wär' zu seinem Ruhm,
Daß er nicht eine einzige Schlacht verloren!

Leonidas? — Ich will ihn gar nicht nennen.
Friedrich der Große? — Geh, steck' ein dein Schwert.
Napoleon? — Nein; wie die Geschichte lehrt,
Kann man sich nur die Finger dran verbrennen.

Der Sohn des Himmels bereitet einen Empfang,
Wie Asien Alexander einst empfangen,
Und durch die Jahrhunderte wird der Name prangen
Wie jener größre, den einst Homer besang.

Nur eines ist schade und läßt sich kaum begreifen
— Wir leben entschieden in einer großen Zeit —
Daß sich die großen Helden so schrecklich häufen;
Kaum reicht mehr unsre Gedächtnisfähigkeit.

Doch ohne Furcht. Papier, Erz, Marmelstein
Und Druckerschwärze harren des Winkes gewärtig;
Es ist ein Monument um so rascher fertig,
Je leichter die Dinge geschehen, um groß zu sein.

Ein Platz für das Denkmal wird sich auch wohl finden,
Sonst heben wir den Eroberer unter den Linden
Sanft aus dem Sattel. — Kann ein Atheist
Sich denn beklagen, wenn ihn sein Volk vergißt?

Was aber bedeutet der Einzug ins Himmlische Reich
Zur Seite der Rückkehr nach heimischen Gestaden!
In Orgien schwelgen wir von Heer- und Flottenparaden,
Die Träne quillt, die Herzen werden weich;

Und Reden wird die Welt zu hören bekommen,
Wie unergründlicher sie noch keine vernahm,
Es müßte denn sein, daß der alte Bileam
Schon ähnliche unerforschliche Reden vernommen.

Hermann.

## Jubel-Hymnus

### Auf den preußischen Bahnhöfen zu singen *

Nun klingt ein Trostwort an das Ohr der Toten,
Die auf der Eisenbahn, zerfetzt, zerschunden,
Qualvoll und ruhmlos aus der Welt verschwunden:
„Es ward der Simplizissimus verboten,
Zukunft und Narrenschiff, drei böse Schriften!" —
Hört ihr das Hohngelächter in den Grüften?
Seht, wie sich Witwen nun und Waisen freuen;
Hört den Beamten Halleluja schreien,
Der, mit der Übermüdung in den Gliedern,
Zum Mörder ward an Schwestern und an Brüdern!
Im Zuchthaus sitzt so mancher, der nicht weiß,
Warum der Zug heraussprang aus dem Gleis.
Jetzt weiß er's. Herr von Thielen, dein Dekret
Gibt ihm die Lösung, wenn auch etwas spät.

* Der Simplizissimus ist neuerdings auf den preußischen Bahnhöfen verboten worden.

Kopfschüttelnd reibt der Mann die harten Schwielen
In seiner Hand und murmelt: „Herr von Thielen,
Beim allbarmherz'gen Gott, die Tat war groß;
Noch fehlt mir leider das Verständnis bloß!" —

Laßt uns hohe Worte sparen,
's ist ja nichts damit erreicht;
Alles läßt sich niederfahren,
Was auf Erden kreucht und fleucht:

Männer, Frauen, Kinder, Greise,
Kühe, Kälber, Jud' und Christ —
Stückweis bluten auf dem Gleise
Schaffner, Heizer, Maschinist;

Diesem ist der Arm zerschmettert,
Jenem ging das Bein kaputt,
Und der Postbeamte klettert
Kopflos aus dem Trümmerschutt.

's ist ja nichts daran verloren,
Wer noch lebt vom Personal,
Bleibt zum Sündenbock erkoren,
Wird verurteilt allemal.

Ha, wie zeigt sich Herr von Thielen
Von des Glückes Gunst verwöhnt:
Mit so muntren Kinderspielen
Sind wir längst schon ausgesöhnt!

Menschen werden immer wieder
Neugeboren und gesäugt,
Doch vor allem fährt man nieder
Den, der nicht den Nacken beugt:

Diesen Harden, diesen Heine,
Zukunft, Simplizissimus —
Schade, daß man daran seine
Dampfkraft noch vergeuden muß,

Die zu beßrem Zweck erkoren;
Doch man hat mit ihnen schon
Leider zu viel Zeit verloren —
Dem Verdienste wird sein Lohn!

Dein Kollege, Herr von Bosse,
Der im Geist das Zepter führt,
Der die schöne Zauberposse
In Berlin hat inszeniert.

Er, der vor dem Dichter Frenzel
Bis zur Erde sich verneigt
Und in kläglichem Scherwenzel
Sich als freier Mann gezeigt,

Dieser selbe Herr von Bosse,
Dem der Volksschullehrer grollt,
Der dem Lauffschen Musenrosse
Huldvollst Anerkennung zollt,

Diese Exzellenz von Bosse,
Deutschen Geistes Schutz und Schild,
Ist dein tapfrer Kampfgenosse,
Wo's den Geist zu morden gilt.

Alles läßt sich niederfahren,
Alles, was sich frei bewegt,
Und vor allem, was der wahren
Freiheit lichtes Banner trägt! —

Ernst sind die Zeiten; und so glaub' ich nun:
Die Herren wissen selbst nicht, was sie tun.
Bösartig sind sie nicht, vielleicht nicht schuldig;
Sie sind Residuen der Vergangenheit,
Für unsre ernsten Tage zu geduldig
Und zu bequem. Es gärt und wogt der Streit
Von Erbteil und Vernunft, von Recht und Macht,
Und die ist dort nicht, wo ihr euch's gedacht!
Du darfst dem Rad dich nicht entgegenstemmen,
Soll's dir empfindlich nicht die Finger klemmen,
Ob du Minister, oder sonst was seist:
Es sinkt das Staubgewand, es siegt der Geist;
Der erste Frühlingssturm der Zukunft fegt
Euch in den Abgrund, drin sich nichts mehr regt
Und ihr im besten Fall noch als Genuß
Der Kurzweil dient dem Simplizissimus!
Wofür wir kämpfen, stolz und unverdrossen,
Ist nicht bei uns, das steht bei Gott beschlossen. —
Rings um den Erdball sprühn des Aufruhrs Fackeln,
Der alten Welt urältste Throne wackeln,
Die Internationalen stehn zu Hauf,
Ein Blitz und alles geht in Flammen auf —
Indessen sieht man Exzellenz von Thielen
Verklärt mit einem neuen Orden spielen.

Hieronymus Jobs.

## Das Eisenbahnverbot*

Wohl birgt das Dasein viel Ach und Weh,
Wohl hat diese Welt ihre Fehler,
Doch wenn ich mein liebes Deutschland beseh',
Dann erscheint es mir täglich fideler.

Die Jungfrau Germania in ihrer Pracht,
Sie hat sich verlobt, wie ich glaube.
Bald wird sie nun unter die Haube gebracht,
Und zwar unter die Pickelhaube.

Einem Schutzmann wird sie angetraut,
Einem strammen Berliner Schutzmann:
Der macht sich die Schönheit der staatlichen Braut
Und ihre Reize zunutz dann.

O Jungfrau, Jungfrau, an seinem Arm,
Wie würdevoll wirst du wandern;
Es verwechselt dich niemand im Völkerschwarm
Dann leicht mehr mit einer andern.

* * *

Wenn Dreie recht lieb miteinander sind,
Wird es immer dieselbe Geschichte;
Von dem einen kriegt die Jungfrau ein Kind
Und von dem anderen kriegt sie Gedichte.

Und wird das Kind dann ein frecher Wicht
Voll bissiger Anekdoten,
Dann wird das elegische Liebesgedicht
Als Urquell des Übels verboten.

---

* Die allein auf den Berliner Bahnhöfen eingebüßten ca. 5000 Exemplare sind bereits durch anderweitige Nachbestellungen in Berlin gedeckt.

Die Redaktion des Simplizissimus.

Und das Publikum, das hat den Schaden davon,
Und das Publikum, das darf sich mopsen;
Es hungert nach Heines Illustration,
Es lechzt nach Hieronymus Jobsen.

Der knurrende, losgerissene Mops,
Die Schild'rung des Proletariates,
Die Elegien des Hieronymus Jobs,
Das sind dann die Schäden des Staates.

Und war denn nicht immer der Lieblingssport,
Der Gewaltigen sehnlichste Neigung,
Die Steeple-Chase nach dem freien Wort
Und das Schießen auf Überzeugung!?

Es zaubert ein ministerieller Beschluß
Den bösen Geist in die Säue:
Bestraft sei der Simplizissimus
Wegen „Mangel an Königstreue",

Wegen „Überreizung der Sinnlichkeit"
Und „Entwürdigung der idealen
Güter des Lebens" — du liebe Zeit,
Das sind wohl die Nationalliberalen!

Bestraft sei das Witzblatt außerdem
Wegen „Verächtlichmachung
Des Patriotismus" — er war so bequem
Als ein Mittel zur völligen Verflachung

Der deutschen Jugend. Die Zeit ist dahin
Der Vergötterung von Viktor Scheffel;
Die Jugend von heute bewundert ihn
Nur noch als den göttlichen Söffel.

Bestraft sei durch ministeriellen Erlaß
Der „Beschützer des Proletariates"!
Wegen „Erregung von Neid und Haß
Unter Angehörigen des Staates". — —

Verehrte Herren, so wahr ich die Schlacht
Im offenen Felde nicht scheue:
Ich habe mich niemals schuldig gemacht
Der „Überreizung der Königstreue".

Die Zeit fliegt rasch und die Welt ist weit,
Hier steh' ich und warte geduldig:
Ich bedaure den „Mangel an Sinnlichkeit"
Bei Ihnen. — Ich bin nicht schuldig.

Der „Erregung zum Bierpatriotismus" laff'
Ich nie und nimmer mich zeihen;
Auch der Verächtlichmachung von Zorn und Haß
Unter deutschen denkenden, freien

Staatsbürgern. Es lehrt die Geschichte der Welt
Und die der heutigen Tage:
Das Neue siegt und das Alte fällt;
Es ist immer die nämliche Frage,

Erst die Frage nach Brot, dann die Frage nach Macht;
Das ist nun der ewige Reigen.
Und wenn der Erdball unter uns kracht,
W e r wird sinken und w e r wird steigen?

Der amtlich beeidete Schutzmann klagt
Unter seiner Pickelhaube
Über wachsenden Sittenverfall und sagt:
„Nun vorwärts, du alte Schraube!"

Simplizissimus.

## Bismarcks Höllenfahrt

Und als er drei Wochen dort oben war,
Da sagte er: Nein, meine Lieben,
Das gefällt mir nicht, und ich wünschte sogar,
Ich wäre dort unten geblieben.

Dort unten lebt sich's zwar herzlich schlimm,
Doch lebt sich's hier oben noch schlimmer;
Mich ärgert der unausgesetzte Klimbim
Und der Singsang der Frauenzimmer.

Dafür ist mir wahrhaftig mein Herz zu schwer;
Ich ging, solang ich noch Mensch war,
Auch nicht in Paris in die Folies Bergères
Oder in Berlin in die Frenche Bar.

Du alter Schwede dort an der Tür,
Laß mich lautlos wieder entweichen;
Ich habe zwar gerade kein Trinkgeld bei mir,
Doch bist du ja meinesgleichen. —

Sankt Peter erwidert höflich: Durchlaucht,
Ich begreife durchaus Ihre Klagen.
Wer den ganzen Tag seine Pfeife raucht,
Dem kann es bei uns nicht behagen.

Die Engelgeschöpfchen sind nicht Ihr Fall,
Drum ging ich an Ihrer Stelle
Hier gleich gegenüber in die Walhall'
Oder ich ginge vielleicht in die Hölle . . .

— Beim Himmel, das läßt sich hören! Ich geh'
In die Hölle. Mein guter Sankt Peter,

Du mußt mich empfehlen. Du warst ja von je
Ein gewaltiger Schwerenöter! —

Und als er nun schritt durch das Höllentor,
Sprühten Flammen ihm unter den Füßen;
Laut heulte und jauchzte der Höllenchor,
Den erlauchten Gast zu begrüßen.

Von seinem Throne stieg Luzifer
Und sagte: Sei herzlich willkommen;
Du lebtest und starbst als ein Reaktionär,
Der gegen den Strom geschwommen.

Das war dein Anfang: Du bandest stracks
Dem deutschen Michel die Hände,
Doch der deutsche Michel brach knacks auf knacks
Seine Fesseln, und das war dein Ende.

Du warst ihm ein Vater besonderer Art;
Du hieltest ihn stets bei den Haaren
Und hast ihn vor allem Guten bewahrt,
Um das Böse ihm zu ersparen.

Die deutsche Einheit, das deutsche Reich,
Das war alles in frohem Gedeihen,
Da schlugst du den Michel erst windelweich,
Von der Freiheit ihn zu befreien.

Der Fürst erwidert: Mein lieber Freund,
Ich tat nach meinem Gewissen;
Du weißt nicht, wie manche Nacht ich geweint
In meine einsamen Kissen.

Ich war nur Mensch, und ich bin Pessimist;
Mir bot jene Welt keine Freuden,
Und außerdem bin ich ein strenger Christ,
Das läßt sich nun mal nicht vermeiden.

Der deutsche Michel war, als ich kam,
Ein gespenstiges Fabelwesen;
Die ganze Freiheit, die ich ihm nahm,
War aus Büchern zusammengelesen.

Die Füße, die ich ihm amputiert,
Auf denen konnt' er nicht laufen;
Die Einheit, in der er gänzlich vertiert,
War die Einheit im Raufen und Saufen.

Er lag beduselt in Satans Macht;
Und wenn ich ihn tüchtig geprügelt,
So hat das sein Blut in Umlauf gebracht
Und seine Schritte beflügelt.

Ich weiß, o Luzifer, daß du mir grollst,
Der Erbfeind mußte sich trollen,
Und wenn es kommt, wie ich hoffe, so sollst
Du mir noch viel grimmiger grollen.

Doch konnt' ich leider vor deinem Gestank
Den Michel nicht gänzlich bewahren,
Drum hab' ich denn auch des Teufels Dank
Für all meine Mühe erfahren.

Hermann.

## Diplomatische Nöte

Noch starr'n die Spione, die Attachés,
Noch starr'n die entsetzten Gesichter,
Noch starrt auf zu Eis gefrornem Gesäß
Das Diplomatengelichter.

Sie wähnten wohl anfangs das Publikum
Genarrt von cäsarischen Späßen,
Doch nun es besiegelt ward, hocken sie stumm
Auf zu Eis erstarrten Gesäßen.

Der Zar aller Reußen, o Schreck, o Graus,
Diese Perle der Autokraten —
Es wäre bei uns noch ein Irrenhaus
Nicht zu niedrig für den Renegaten.

Wie konnt' er vergessen, worauf er sitzt,
Auf dem blutigsten aller Gerüste,
Vergessen, was Leib und was Leben ihm schützt
Gegen seines Volkes Gelüste!

Denkt er des Geschicks seiner Väter denn nicht,
Trotz Kosaken und trotz Strelitzen,
Und wagt noch mit mild verklärtem Gesicht,
Auf dem nämlichen Throne zu sitzen.

So erbarm' sich denn Gott, du verblendetes Kind,
Deines kindlich befangenen Verstandes;
Gott sei Dank, daß wir besserer Zuversicht sind
Mit den Herrschern des eigenen Landes. — — —

Noch sind die Gesäße nicht aufgetaut,
Noch belebt nicht die edlen Profile,

Siehe da, aus dem dumpfigsten Dunkel graut
Ein Tag von entsetzlicher Schwüle.

Die Spione, Gesandten und Attachés,
Sie krümmen sich lautlos in Krämpfen
Und suchen umsonst nach dem Riesengefäß,
Um die Schmerzen des Leibes zu dämpfen.

Der Großmeister schnitt sich die Gurgel entzwei,
Schwarzköpfig grault es den andern;
Nun wär's bald am klügsten, man redete frei,
Um nicht gleichfalls zum Teufel zu wandern.

Nun gibt's keine Orden zu pflücken mehr,
Gibt nichts mehr zu fischen im Trüben;
Die Verräter in Freundes- und Feindesheer
Sie verraten sich hüben und drüben.

Spitz keimt aus der Erde der Wahrheit Saat,
Gott lasse sie stark überwintern;
Es bebt der Spion und der Diplomat,
Und sie zucken nervös mit dem Hintern.

Hieronymus

## An Kunigunde

Ein politisch Lied

Siehst du's fern dort auf dem Wasser liegen,
Wo der Himmel mit der Flut verschwimmt,
Nebelhaft sich auf und nieder wiegen
Und verschwinden, wenn die Brise kimmt?
Nächstens wächst es bis ins Ungeheure,
Kleiner scheint es dir im Tageslicht.

Das ist Deutschlands Zukunft, meine teure
Kunigunde — oder glaubst du's nicht?

Deutschlands Zukunft, wenn mit den Verwandten
Der Beherrscher nach dem Ausland reist
Und das Zuchthaus jeden wutentbrannten
Deutschen Bürger froh willkommen heißt,
Wenn der deutschen Erde fromme Söhne
Abgestreift der Heimatliebe Wahn,
Dann liegt Deutschlands Zukunft, teure Schöne,
Draußen auf dem stolzen Ozean.

Die Vergangenheit, o welche Schande —
Blick' zurück und schaudre, süße Maid —
Die Vergangenheit lag auf dem Lande,
Deutschlands herrliche Vergangenheit.
Von der Weichsel lag sie bis zur Elbe,
Von den Alpen bis zum Nordseestrand;
Gott sei Dank, daß künftig nun dieselbe
Auf dem Wasser liegt statt auf dem Land.

Halb im Wasser wachsen schon die Lilien,
Deren Weiß der Unschuld man vergleicht,
Dann gedeihn auch Kröten und Reptilien
Besser, wenn der Boden etwas feucht.
Dank der eingebornen Herrschertreue
Kehrt sich die Natur oft völlig um,
Und es wird der anfangs wasserscheue
Deutsche schließlich zum Amphibium.

Die Vergangenheit lag auf dem Lande,
Wie die Zukunft auf dem Wasser liegt;

Deutschland ist bekanntlich auch imstande,
Daß es oben in den Wolken fliegt.
Leider trägt der Himmel keine Zinsen,
Doch man fühlt sich dort so wundersam
Von der Welt bestaunt. Und in die Binsen
Geht ja schließlich doch der ganze Kram.

Wieder sind im Werden große Dinge,
Wie sie größer nie ein Hirn gebar.
Zieh gen Osten, holder Schatz, und bringe
Schleunigst deine Menschenwürde dar.
Hörst du nicht schon festliches Geläute,
Spürst du nicht den starken Weihrauchduft,
Und du fragst noch, Kind, was das bedeute? —
Deutschlands Gegenwart liegt in der Luft.

Hieronymus.

## Meerfahrt

Es blickt vom schimmernden, schwanken
Verdeck ein Superintendent,
Umgaukelt von süßen Gedanken,
Ins schäumende Element.

Er lauscht auf der Nixen Gekicher
In des Mittags glitzerndem Schein,
Und schien sich noch niemals so sicher
In Gottes Obhut zu sein.

Wie die Tage so fröhlich verrinnen,
Wie die Stunden geflügelt entfliehn;
Er kann sich kaum mehr entsinnen,
Wie er abfuhr von Berlin.

In Wien noch glotzt er beklommen
Aus dem Eisenbahnkupee;
Das war ein Entgegenkommen
Ohne Vivat und ohne Juchhe.

Doch schon in dem alten Venedig
Hub an die glückselige Zeit;
Da war man, des Bangens ledig,
Von düstren Gedanken befreit.

Lieb Vaterland wurde gesungen,
Magst ruhig sein, es geht uns nicht schlecht.
Die Fürsten standen umschlungen,
Die Begeist'rung im Volke war echt.

Doch wie dann am Goldenen Horne
Der Salut der Geschütze erscholl,
Und aus unerschöpflichem Borne
Die Freude des Daseins quoll,

Wenn der Dichter das schildern könnte,
Dann würde der Leser nicht satt,
Doch genügt es dem Superintendente,
Daß er es genossen hat. —

Wie in seligem Selbstgeflüster
Noch vertieft steht der fromme Mann,
Tritt lautlos der Staatsminister
Kopfschüttelnd an ihn heran:

„Mann Gottes, mir ist miserabel;
Mein Herz ist mir schrecklich schwer.
Ich spüre beständig den Kabel
Tief unten im Mittelmeer.

Das Schiff gleitet lustig darüber
Hinweg zum Heiligen Land,
Doch der Kabel da unten, mein Lieber,
Der scheint mir zu straff gespannt.

Da stau'n sich Millionen von Volten
Bedenklicher Elektrizität.
Ich glaube, mein Lieber, wir sollten
Umkehren, bevor es zu spät.

Was hilft es mir, wenn man fabelt
Von schmackhaftem geistigen Brot;
Erst vorgestern wurde gekabelt
Von Teuerung und Hungersnot."

Der Pastor will eben erwidern,
Es sei alles in Gottes Hut,
Da zuckt ihm in sämtlichen Gliedern
Ein Ruck, und es starrt ihm das Blut.

Die beiden Männer erbleichen,
Das Schiff ist wie festgebannt;
Als könnte die Hand es erreichen,
Winkt fern schon das Heilige Land.

Nun schnaufen die mächtigen Schlote
Wie ein doppelter Vesuv,
Das Schiff liegt wie eine Tote,
Dem Pastor entringt sich der Ruf:

„Oh, diese gefahrvolle Reise,
Was soll sie den Völkern bloß!"
Der Staatsminister seufzt leise:
„Es ist eine Schraube los."

Hieronymus.

# Im Heiligen Land

Der König David steigt aus seinem Grabe,
Greift nach der Harfe, schlägt die Augen ein
Und preist den Herrn, daß er die Ehre habe,
Dem Herrn der Völker einen Psalm zu weihn.
Wie einst zu Abisags von Sunem* Tagen
Hört wieder man ihn wild die Saiten schlagen,
Indes sein hehres Preis- und Siegeslied

Wie Sturmesbrausen nach dem Meere zieht.
Willkommen, Fürst, in meines Landes Grenzen,
Willkommen mit dem holden Eh'gemahl,
Mit Geistlichkeit, Lakaien, Exzellenzen
Und Polizeibeamten ohne Zahl.
Es freuen rings sich die histor'schen Orte
Seit vielen Wochen schon auf deine Worte,
Und es vergrößert ihre Sehnsuchtspein
Der heiße Wunsch, photographiert zu sein.

Ist denn nicht deine Herrschaft auch so weise,
Daß du dein Land getrost verlassen kannst?
Nicht jeder Herrscher wagt sich auf die Reise
Ins alte Kanaan. Du aber fandst,
Du sei'st zu Hause momentan entbehrlich;
Der Augenblick ist völlig ungefährlich;
Und wer sein Land so klug wie du regiert,
Weiß immer schon im voraus, was passiert.

Es wird die rote Internationale,
Die einst so wild und ungebärdig war,

---

* I. Könige I. 1—4.

Versöhnen sich beim sanften Liebesmahle
Mit der Agrarier sanftgemuten Schar.
Frankreich wird seinen Dreyfus froh empfangen,
Als wär' auch er zum Heil'gen Land gegangen.
In Peking wird kein Kaiser mehr vermißt,
Und Ruhe hält sogar der Anarchist.

So sei uns denn noch einmal hoch willkommen
Und laß dir unsere tiefste Ehrfurcht weihn,
Der du die Schmach vom Heil'gen Land genommen,
Von dir bisher noch nicht besucht zu sein.
Mit Stolz erfüllst du Millionen Christen;
Wie wird von nun an Golgatha sich brüsten,
Das einst vernahm das letzte Wort vom Kreuz
Und heute nun das erste deinerseits.

Der Menschheit Durst nach Taten läßt sich stillen,
Doch nach Bewund'rung ist ihr Durst enorm.
Der du ihr beide Durste zu erfüllen
Vermagst, sei's in der Tropenuniform,
Sei es in Seemannstracht, im Purpurkleide,
Im Rokokokostüm aus starrer Seide,
Sei es im Jagdrock oder Sportgewand,
Willkommen, teurer Fürst, im Heil'gen Land!

Hieronymus.

## An die öffentliche Meinung

Laß, Kassandra, deine dumpfen Unkenrufe
Und entrunzle deine gramgefurchte Stirn.
Deiner Schwermut tiefe Danaiden-Kufe,
Ach, entwässert nie dein feuchtes Grübelhirn!

Ewig, ewig sucht der Kreislauf deiner Tränen,
Sucht vergebens ewig des Vergessens Meer.
Hin und wieder nur bezeugt ein langes Gähnen,
Daß der Augen Borne sich nach Schlummer sehnen —
Schlummre, Unglücksgöttin! Gräme dich nicht mehr!

Ach, dein Klagelied — das weiß ja jeder Esel,
Der die Gegend kennt — dein hehres Klagelied
Stirbt bei eines Richters schneidigem Genäsel
Wie der Abendhauch, der durch die Blätter zieht.
Hoffst du Großes durch dein Winseln zu erreichen?
Bringst du deinem teuren Vaterland Gewinn?
Sieh im Zuchthaus die entnervten, sterbensbleichen
Märtyrergestalten durch die Zellen schleichen —
Dort, o Unglücksgöttin, dort gehörst du hin!

Denn der Zufall, der der Welt Geschicke leitet,
Dieser Zufall ist ein wetterwendisch Kind,
Ob der Zufall stolz auf dem Trakehner reitet,
Ob des Kriegs Galeeren seine Träger sind,
Nimmer laß, o Unglücksgöttin, dich gelüsten,
Blindem Zufall siegesfroh zu widerstehn.
Wenn wir selber unser Los zu leiten wüßten,
Wären fromme Türken wir statt wilde Christen —
Gäb' es, Unglücksgöttin, dann ein Wiedersehn?!

Deutschland schütze gnädigst Gott vor der Verpestung,
Durch die Gärung deines Geistes rings verpufft.
Deutschlands „Zukunft“ sitzt bekanntlich auf der Festung;
Ach, sie atmet nicht mehr freie Himmelsluft! — —
In der Dämm'rung gestern ward mir die Erscheinung,
Daß der frömmste Pilger keuchend zu mir trat:
Rasch, mein Herr, wo wohnt die Öffentliche Meinung? —

Nirgends! sagt' ich ihm in würdiger Verneinung,
Als der Mann um deines Hauses Nummer bat.

Öffentlich, das war's, wonach der Pilger lechzte;
Daß du Meinung bist, das galt ihm keinen Deut.
Und wie rauh auch deine Priesterstimme krächzte,
Gleich dem Märtyrer, der nach Erlösung schreit,
Seiner Lust ward deine Notwehr nicht zur Klippe.
Doch schon birgt die Schande nicht mehr das Korsett,
Und du trittst, ein unheilschwangeres Gerippe,
Zwischen schäumenden Champagnerkelch und — Lippe,
Fordernd dein dir angestammtes Wochenbett.

Laß, Kassandra, drum die dunklen Unkenrufe,
Kommst du nieder doch auch ohne Wehgeheul!
Heut stehst hoffentlich du auf der tiefsten Stufe,
Deinem Bändiger sowie dir selbst ein Greul.
Wenn die Not des Magens erst dich angetastet,
Ist der Kreislauf deiner Tränen rasch verstopft.
Bist du deiner dumpfen Bürde erst entlastet,
Schwillt dir auch der Muskeln Kraft, die lang gerastet,
Und das Herz in jugendlichen Rhythmen klopft!

Kaspar Hauser.

## Neujahrslied

Germania, dir bringt zum neuen Jahr
Dein treues Kind die frömmsten Wünsche dar:

Auf unsre Freundschaft leer' ich mit dem Zaren
Beglückt den vollen Becher Walfischtran.
Gott der Allmächt'ge möge uns bewahren
Vor Sklavendemut und vor Größenwahn!

Es übertöne unsres Ruhms Fanfaren
Mit schrillen Pfiffen nicht der Untertan!
Und unsrer Taten sachliche Erwähnung
Sei nicht von selbst schon bitterste Verhöhnung!

Germania, es werde deinen Kindern
Im künft'gen Jahre nicht vor Hunger schwach.
Der Reichstag schenke dir an Vierzigpfündern,
Was noch vonnöten ist zum Böllerkrach.
Ich werde brünstig auch zum Himmel beten,
Daß nicht auf Deutschlands Universitäten
Justitias stramme Zucht von Menschenschindern
Zu Volkstribunen werde nach und nach.

Germania, dir lallt dein frommes Kind
Nur Wünsche, die zu deinem Besten sind.

Es sei im künft'gen Jahre kein Verbrechen
Für Christen — und das sind wir in der Tat —
Von Christo und von Christi Grab zu sprechen
Sowie vom Photographenapparat.
Ist's nicht genug, daß wir begeistert blechen,
Sei's für ein Palästinaseptennat? —
Ich möchte damit ja nicht im speziellen,
Im allgemeinen nur die Frage stellen.

Klug wär' es, teure Mutter, dich zu nähern
Dem kräft'gen Bastard Nordamerika.
Ein Rattenheer von Schachern, Pharisäern
Sät Zwietracht zwischen Stiefkind und Mama.
Es wird sich zwar so pomphaft das Verhalten
Wie mit dem Türkenherrscher nicht gestalten;

Jedoch dir weist die Stimme der Natur,
Geliebte Mutter, deutlich diese Spur.

Ungläubig hörst du auf mein kindisch Lallen? —
Die Weltausstellung rauscht so rasch dahin. —
Reklame wird dir aus Paris erschallen;
Germania, was hast du des Gewinn?
Die Tig'rin schärft im stillen ihre Krallen
Und lauert nur, bis ich umnebelt bin;
Fürst Bismarck kehrt sich um im Sarkophage:
„Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage!"

Ich falte, Mutter, brünstig meine Hände
Und fleh' zum Himmel, bin ich gleich noch jung:
Die Zeit des Zweifels und des Wirrsals ende,
Und auch die Zeit der Selbstverhimmelung!
Es sei im künft'gen Jahre dir beschieden
Nicht nur der äußre, auch der innre Frieden:
Und nicht im Zuchthaus finde Todesruh',
Wer seiner Mühen Lohn begehrt — wie du!

Nimm, Mutter, gnädigst diese Wünsche hin
Und woll' mich drob nicht zücht'gen, denn ich bin,
Germania, mit kindlich-keuschem Kuß
Dein treuer Sohn:

Der Simplizissimus.

## Die schöne Helena

Eine Elegie

Helena, du hast mich nicht verstanden;
Ach, das raubt mir meinen letzten Mut.

Aus der Politik verhaßten Banden
Sucht' ich Trost in deiner Sinne Glut.
Soll ich ewig mich um Lippe scheren?
Weilt der Herrscher in Berlin nicht längst?
Und du klagst mir unter heißen Zähren,
Daß du hoffnungsfroh an Dreyfus hängst!

Dreyfus! — Deutschland kann ihn ja erlösen;
Mit Erfolg kann Deutschland das allein.
Rochefort seufzt: „Es sei zu schön gewesen!"
Cavaignac: „Es hat nicht sollen sein!"
Aber was gewinnt der deutsche Handel,
Was die deutsche Industrie dabei?
Helena, dein schlechter Lebenswandel
Treibt dich in hyster'sche Raserei.

Ist es nicht Europas größte Schande,
Daß Luccheni Wein zu trinken hat?
Welcher preuß'sche Lehrer auf dem Lande
Ißt sich jemals an Kartoffeln satt!
Und der Anarchist in seinem Loche
Schwelgt wie im Schlaraffenland in Genf;
Fleisch bekommt er zweimal in der Woche
Und zum Fleisch eventuell noch Senf!

Helena, du kennst doch Philippine,
Die sich mit Amerika vermählt?
Wiederum der Sieg der Dampfmaschine
Über den, der Menschenhände quält!
Deine Hände, Helena, gehören
Nur dem Frondienst meiner Liebe an;
Allerdings befürcht' ich, sie gewähren
Gleiche Gunst dem braven Muselmann!

Kreta, das in lichten Flammen brannte,
Ihm erstand kein ritterlicher Held.
Endlich ward ihm eine Gouvernante,
Und der Gouvernante Taschengeld.
Vier Gevatterinnen halten Wache
Für den Fall, daß ihre Kleider naß;
Sie versammeln sich bei jedem Krache
Erst beim Pulver-, dann beim Butterfaß.

Neulich hat der Reichstag sich versammelt,
Ach, er weiß sogar, zu welchem Zweck!
Vieles wird verheißungsvoll gestammelt,
Er zieht dann den Karren aus dem Dreck.
Helena, du ahnst nicht, welche Öde
Sich im Parlamentarismus zeigt;
Jeder hört nur seine eigne Rede
Und ist glücklich, wenn der andre schweigt.

Laß mich, Helena, nicht länger wimmern;
Schweig und gib mir endlich einen Kuß!
Daß man bei euch süßen Frauenzimmern
Immer noch auf Seele stoßen muß.
Such' ich doch die Seele auszurasten,
Deiner Schönheit höchste Majestät,
Hoffend, daß der alte Rumpelkasten
Dieser Welt derweil zum Teufel geht.

Kaspar Hauser.

## Fromme Wünsche

Die Krämerseelen, die gleich einem Alp
Des Volkes pochend Herz in Ängsten halten,
Andächtig kniend vor dem goldnen Kalb,
Erdrosselnd, was sich freudig will entfalten,
Gefeit wie Porphyr gegen das Geschoß
Des heil'gen Geists, und seine Siegesflammen
Erstickend mit dem Hunger als Genoß,
Sie möge Gott verfluchen und verdammen!

Die feilen Streber, die den Dirnen gleich
Dem Mächt'gen ihr Unsterbliches verschachern,
Vor Unterwürfigkeit und Demut bleich
Vor staatlich offiziellen Seligmachern,
Und harte Drücker, wo ein schlichter Mann
Des freien Hirns Gedanken wagt zu denken,
Sie möge Gott, wenn es geschehen kann,
In des Vergessens Dunkel jäh versenken!

Die schneid'gen Laffen, die sich vollgesaugt
Auf bierbesoffnen Universitäten
Mit dummem Hochmut, welcher einzig taugt,
Um Freigebornen auf den Kopf zu treten,
Philisterseelen, niedre Torenbrut,
Das Biergesicht zerschunden auf Mensuren —
Lohn' ihnen Gott nicht ihr verspriztes Blut!
Er überlass' das füglich ihren . . . Weibern!

Die strengen Herren, denen Spiel und Lust
Es dünkt, im Menschenantlitz Qual zu schauen,
Als Richter werfen sie sich in die Brust,
Und ihre Kunst verbreitet Angst und Grauen;

Es kommt kein Kind so unschuldsvoll zur Welt,
Daß ihm nicht gleich ein Zuchthaus offen stände —
Mach', güt'ger Gott, der schweren Not ein Ende,
Die deiner Schöpfung Lebensgunst vergällt!

Die *eitlen Götzen*, die der großen Schar
Das wahre reine Tageslicht verdecken
Und denen die betörten Menschen gar
In abergläubischer Furcht die Füße lecken,
Sie sollen fallen! Kommen soll einmal
Ein lebend starker Gott in Sturm und Wettern
Und soll der Menschheit angestammte Qual
Mit diesen Götzen in den Staub zerschmettern.

Hermann.

## Aus den Böhmischen Wäldern

### I

Verehrte Frau Redaktion!
Indem ich meine neue Adresse
Ihnen zu übermitteln hiermit nicht vergesse,
Sende ich auch mein getreues Konterfei,
Aber nicht für eine hohe Polizei, anbei.

Es haben nämlich einige wackre Gesinnungsgenossen
Endgültig diese Welt zu verbessern beschlossen;
Und meine Adresse lautet von nun an:
An den gefürchteten Räuberhauptmann

Hieronymo Jobsio, in den Böhmischen Wäldern. —
Da es nun nicht fehlt an nötigen Geldern,
Bitte mir mein übliches Honorar
Nun nicht mehr zuzuschicken in bar,

Sondern in abgelegten Offizieren und Musketen,
Die uns Ihr verehrter Kriegsminister wird abtreten;
Und wir ersuchen Sie, zu diesem Behuf
In Ihrer Zeitung zu erlassen einen Aufruf:

Universitätsprofessoren, Ex-Kanzler und kleinere Fürsten,
So nach einem angemessenen Wirkungskreise dürsten,
Verhungerte Schulmeister, Angestellte der Privatpost
Finden Beschäftigung, Logis und Kost;

Ingleichen Damen aus höheren und höchsten Kreisen,
Die gerne auf Vergnügungsreisen entgleisen,
Müde des eheherrlichen Gegrunz und Ehebunds,
Finden die herzlichste Aufnahme bei uns. —

Hinwieder werden wir uns stets beehren,
Sie zu versehen mit benötigten Sitzredakteuren,
Weil in diesem geschätzten Artikel man
Nie genug auf Lager haben kann.

Geehrter Herr Sitzredakteur, ich ergreife
Die günstige Gelegenheit gerne beim Schweife,
Um Ihnen mein Weltverbesserungsprogramm
Auseinanderzusetzen: Seit Urvater Adam

Teilen sich die Bewohner dieser Erden
In solche, die prügeln, und solche, die geprügelt werden.
Von jetzt ab aber prügelt jeder, was er kann. —
Meine andere Weltverbesserung lautet alsdann:

Ausgetilgt sind auf Erden alle Grenzen
Zwischen sogenannten Nationen, denn sie sollen sich ergänzen. —
Meine dritte Weltverbesserung heißt:
Herrscher sei der entfesselte souveräne Geist!

„Ich schwärme für Spezialitäten, aber nicht für Altertümer!“
Sagte mir einmal ein galantes Frauenzimmer.
Ebenso huldigt der moderne Mensch
Nicht den Altertümern, sondern der Intelligensch.

Geehrter Herr Sitzredakteur! Ich hätte
In der Berliner Universität am schwarzen Brette
Gerne diesen Aufruf, denn ein Karl Moor
Schlummert in manchem Universitätsprofessor.

Manche von ihnen sind zwar ziemliche Kriecher,
Doch ist der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher,
Verfolgt von Köller, Bosse und ihrer Brut,
Für die süße Reichsmetropole zu gut.

Verehrte Frau Redaktion! Der ehemalige Nachtwächter,
Spätere Pastor und gegenwärtige Menschenschlächter,
Zu rächen die Greuel der Inquisition,
Ritter der Finsternis, des urewigen Erdgeistes Sohn,

Entbietet dir hiermit aus den Wäldern Böhmens
Kollegialen Gruß. Das Delirium tremens
Lockert unserer Feinde geschlossenen Waffenring,
Ehe ich meine Terzerole noch zum Schießen bring'.

Mögen sie blindlings mit giftigen Klauen dreinhauen.
Unser ist ein unerschütterliches Gottvertrauen,
In welchem ich zeichne, meines neuen Berufes froh,
Ihr ergebenster Räuberhauptmann

Hieronymo Jobsio.

## Aus den Böhmischen Wäldern

### II

Geehrter Herr Schriftleiter!
Ich ergreife die Feder
Und schreibe Ihnen unter dem Heutigen entweder
Wieder ein neues politisches Gedicht,
Oder ich schreibe dasselbe nicht.

Es bleibt mir nämlich mit dem besten Willen
Keine dritte Möglichkeit zu erfüllen;
Daher das eine oder das andere zu tun
Kann ich leider nicht umhuhn.

Während man in Berlin Delbrücken in den Karzer
Schickt, erteilt man in Wien den Grillparzer-
Preis zum zweitenmal dem Dichter Hauptmann.
Was ist denn Überraschendes daran?

In Berlin wird auf den Dichter Hauptmann verzichtet,
Denn man hat einen wirklichen Hauptmann, der dichtet;
Während der mit dem Vornamen Gerhart
Zum Militärdienst nicht zugelassen ward.

Das zeigt sich in seiner poetischen Gestaltung:
Seinen Helden fehlt jede schneidige Haltung;
Weder Kollega Crampton noch der junge Vockerat
Legen die Hand an die Hosennaht.

Was soll aber bei so respektwidrigen Gebärden
Aus unserer deutschen Dichtung werden?
Dasselbe was vor hundert Jahren ward;
Damals sang zum Beispiel ein gewisser Schubart:

„Es ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die einst mit starrem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In eherne Fesseln schlug!“

Gott möge nun unsere fürstlichen Hände
Gnädigst behüten vor einem ähnlichen Ende.
Was aber ein richtiger Weiser ist, der schnauft
Im Kerker besser, als wenn er frei herumlauft. —

Ich hatte die Ehre, geehrter Herr Schriftleiter,
Ihnen als Ihr politischer Mitarbeiter
Mitzuteilen in meinem letzten Brief,
Daß ich eine Räuberbande ins Leben rief.

Ich habe mich nun mit meinen Genossen beraten
Zur Gründung einer Hochschule für Diplomaten,
In welcher sich fachmännischer Unterricht
Mit praktischen Übungen verflicht.

Es rechnet dabei unsere geschätzte Bande
Auf einen starken Zuspruch aus dem Auslande,
Wogegen für Zöglinge deutscher Nationalität
Enorme Preisermäßigung besteht.

Der Unterricht in Militär- und Marinevorlagen
Wird von einem ehemaligen Bankdirektor vorgetragen,
Bei dem die Phantasie dermaßen überwog,
Daß er sich aus dem Geschäftsleben zurückzog.

Nicht besser erging es unserem Dozenten
Für Verfassungsbrüche und Kronprätendenten;
Er war in der Friedrichstraße in Berlin
So gut wie verlobt, aber seine Braut betrog ihn.

Hingegen wird das Kolleg über Gesandtschaftswesen
Von einem pensionierten Lockspitzel gelesen;
Der Mann ist allerdings noch jung,
Hat aber große Welterfahrung.

Einen phänomenalen Säufer und Fresser
Mästen wir für Agrikultur als Professor,
Weil dieser Gelehrte vorzüglich düngt,
Wie denn auch seine Rede schon stinkt.

Über Zollpolitik und soziale Fragen
Wagen wir allesamt etwas vorzutragen,
Weil hierin der Räuber von Beruf
Wahre Musterinstitutionen schuf.

Ganz ohne Zweifel ist aber die Perle
In dieser Gesellschaft kreuzbraver Kerle
Unser Professor für geistige Angelegenheit,
Geradezu ein Unikum von Borniertheit,

Trefflich bewandert in höfischen Sitten
Und in Disziplinarverfahren beritten;
Wie ein Rhinozeros reitet er prompt
Nieder, was ihm geistig in den Weg kommt.

Gott möge ihm sein schönes Leben auf Erden
Gütigst erhalten, damit er kann werden,
Wenn unser lieber Herr von Bosse geht,
Minister der deutschen Intellektualität.

Ich habe Ihnen, geehrter Herr Schriftleiter,
Unter dem heutigen Datum weiter
Nichts mitzuteilen und verbleibe dann
Ihr ergebener
Hieronymo Jobsio, Räuberhauptmann.

## Des Dichters Klage

Schwer ist's heute, ein Gedicht zu machen,
Darum läßt man es am besten sein;
Wenn die Menschen wirklich drüber lachen,
Sperrt man den Verfasser meistens ein;
Wenn sie sich jedoch in Tränen winden,
Dann verhungert schließlich der Poet,
Deshalb wird man es begreiflich finden,
Daß die Poesie zugrunde geht.

Niemand weiß die Freiheit so zu schätzen.
Wie der Dichter oder Redakteur;
Wenn sie ihn in das Gefängnis setzen,
Schreibt er manchmal überhaupt nichts mehr.
Statt in die Geschichte der Kalifen
Oder in die Dame, die er liebt,
Seine schöne Seele zu vertiefen,
Fängt er Fliegen, wenn es welche gibt.

Ließe sich die Allmacht doch erweichen,
Die den Menschen mit dem Fluch bedacht,
Daß er immer über seinesgleichen
Witze, Dramen und Novellen macht!
Zählt die Zuchthaus-Jahre man zusammen,
Die von lyrischen Gedichten her
Und von ähnlichen Verbrechen stammen,
Ein Jahrtausend gibt es ungefähr!

In der Politik, das muß man sagen,
Geht ja freilich alles wie geschmiert:
Unsre Größe liegt der Welt im Magen,
Und damit man gänzlich nicht vertiert,

Bleiben Schweine dauernd ausgeschlossen,
Weil man ohnehin genug versaut. —
Fröhlich schnarchen Mirbach und Genossen
Wie vorzeiten auf der Bärenhaut.

Schade nur, daß wir nicht vorgeschritten
In der Politik wie Rußland sind;
Unsre Leute muß man immer bitten,
Bis man ihnen etwas abgewinnt.
Dort hingegen braucht man nur zu sagen:
Liebe Kinder, macht die Börse breit,
Sonst wird euch der Kopf vom Rumpf geschlagen! —
Käm' es endlich auch bei uns so weit!

War nicht Bismarck doch ein arger Stümper,
Daß er stets dagegen sich gesträubt?
Wolle Gott, daß nichts von seiner zimper-
Lichen Staatsraison am Leben bleibt!
Nichts als Nörgler hat er uns geschaffen,
Von dem kindlichsten Vertrauen voll;
Dabei stritt er sich sogar mit Pfaffen!
Ist ein solcher Mensch nicht grauenvoll?

Doch ich weiß uns Rat aus der Bedrängnis:
Laßt den Reichstags-Kasten nur in ein
Majestäts-Beleidigungs-Gefängnis
Umgebaut und umgewandelt sein,
Dann sind wir erlöst von allem Bösen;
Tierisch vegetiert des Volkes Sinn,
Und ich bleibe, wie ich stets gewesen,
Ihr devoter Dichter

Benjamin.

## An eine angehende Lehrerin

Schöne Martha, die ich einstens liebte,
Warum lieb' ich heute dich nicht mehr?
Was den Einklang unsrer Seelen trübte
Zu ergründen, ist weiß Gott nicht schwer!
Du bist furchtbar philiströs geworden,
Während mir im Kampf die Zeit verrinnt;
Und noch trag' ich leider keinen Orden,
Der mir deine Achtung abgewinnt.

Früh verzagend hast du dich entschlossen
Zum Besuch des Töchterseminars,
Glaubend, ich verzettle mich in Possen,
Und der bittre Kampf des Lebens war's.
Aber wenn ich heute wiederkomme:
Martha, reich' mir deine schlanke Hand!
Ach, dann glotzt mich an das kindlich-fromme
Antlitz ohne menschlichen Verstand.

Hast du dich nicht einst von selbst erboten,
Mir zu folgen als Haushälterin?
Ach, dein Seelenschwung ging mit den Toten,
Ging mit manchem wackren Freund dahin!
Was hat dir das Leben noch gelassen?
Eine Quittung für versäumte Lust
Auf verschiedene Spar- und Alterskassen,
Aber nichts in eines Menschen Brust.

Lehrerin willst auf dem Dorf du werden,
Die ich einst zur Kaiserin erkürt;

Hirtin unvernünft'ger Kinderherden,
Die das Leben siegreich dir entführt.
Neidest du nicht deinem letzten Schüler,
Daß, bestraftest du ihn noch so oft,
Seine Brunst vielleicht schon heute kühler
Als die deine je zu werden hofft!

Deiner Glieder Pracht, sie war einst prächtig,
Für Trikots geschaffen wie von Gott.
Heute mutet sie mich mitternächtig
An wie eines grauen Ibsens Spott.
Nebelhaft vom Gürtel bis zum Fuße,
Nur die Knochen deutlich wie beim Gaul,
Und die Lider, hängen sie vor Buße,
Hängen sie vor Schläfrigkeit so faul?

Alles, was dich schmückte, ist vergessen,
Ausgebildet ist allein dein Geist,
Und durch nichts mehr ist dir auszupressen
Das Geständnis, daß du Mädchen sei'st.
Weiber gibt es, die als Weib sich geben,
Zehnmal häufiger als Gott bestimmt;
Glaub' mir, daß in ihrem Sündenleben
Doch ein Funke noch der Allmacht glimmt.

Komm heraus aus deiner Geistesfeste
Und verlaß dein düstres Seminar!
Für die Weiblichkeit bleibt doch das Beste,
Was am Weib dazu geschaffen war.
Gib es nicht zum Trocknen wie die Pflanzen,
Die du still in dein Herbarium preßt,

Sondern laß den süßen Kobold tanzen,
Wie ein gütiger Gott ihn tanzen läßt.

Müller von Bückeburg.

Im Februar des Jahres 1899.

## Der Deutsch-Amerikanische Handelsvertrag

Geehrtes Fräulein Schriftleitung!
Ich besitze
Außer einem schon lang verbrauchten Witze
Und einem bedeutenden Mangel an Geld,
Der mit wahrhaft deutscher Treue zu mir hält,

Für politische Begebenheiten und Taten
Weit mehr noch als unsere großen Diplomaten
Eine ganz eminente Verständnislosigkeit,
Welche lauter denn je nach Betätigung schreit.

Deshalb bitte ich, Ew. Jungfräulichkeit möge geruhen,
Mir recht viel Geld in meinen Beutel zu tuen
Und mich zu entsenden nach Amerika,
Denn es erwachsen uns jetzt große Vorteile da.

Mit dem reichsten amerikanischen Schweineschlächter
Schließe ich dann als geborner politischer Nachtwächter
Einen Handelsvertrag ab, nach dessen erstem Artikul
Er mir seine Tochter gibt zum ehelichen Gemuhl.

Paragraph zwei: Der Nachdruck deutscher Autoren
Bleibt den Amerikanern auch künftighin unverloren,

Wogegen ein Bild, das in Deutschland gemalt,
In Amerika dreihundert Prozent Eingangszoll bezahlt.

Paragraph drei: Hat einer amerikanisches Bürgerrecht erworben,
Dann behält er solches so lange, bis er gestorben,
Ausgenommen, daß er deutscher Abkunft sei;
Dann ist es mit dem Bürgerrecht schon vorher vorbei.

Paragraph vier: Politische Verbrecher werden gegenseitig
Ausgeliefert. Für Deutschland bedeutet das unstreitig
Einen enormen Vorteil, weil der amerikanische Mann
Politisch gar nicht zum Verbrecher werden kann.

Dagegen bestimmt Artikel fünf: Den deutschen Aufsichtsräten
Hilft Amerika aus allen Nöten und Schwulitäten.
Deutschland jedoch übernimmt eine solche Pflicht
Gegenüber den amerikanischen Aufsichtsräten nicht.

Vielmehr schickt es den Amerikaner, der in die Kassa gegriffen,
Auf einem Panzerkreuzer, eskortiert von einigen Schlachtschiffen,
Nachdem er per Zwischendeck herüberfuhr,
Wieder nach den Vereinigten Staaten retour.

Das gleichzeitig dortige Einkassieren von Schulden
Braucht Amerika jedoch nicht zu erdulden,
Sondern man bezahlt seine Schulden an Deutschland überhaupt
Nur, wenn es der Präsident in Washington erlaubt.

Nun aber kommt der wichtigste der Paragraphen:
Deutschland verbietet bei den schwersten Strafen,
Daß sich irgend jemand in dieser Welt
Für einen Deutsch-Amerikaner hält,

Und ahndet es als ein schlimmes Verbrechen,
Wenn Deutsche in Amerika ihre Muttersprache sprechen.
Dagegen bleibt für Amerika die Vergünstigung bestehen,
Daß es hierüber läßt Gnade für Recht ergehen.

Eine Ausnahme jedoch gilt in dem seltenen Falle,
Daß ein deutscher Fürst nach Amerika walle.
Dann darf jeder deutsch-amerikanische Turnverein
Untertänigst absingen die Wacht am Rhein.

Verehrtes Fräulein Schriftleitung! Mit diesem Vertrage
Wird dann Deutschland mit einem Schlage
In Bezug auf Anarchistenriecherei und Polizeispion
In Amerika die meistbegünstigte Nation.

Versehen Sie mich deshalb in möglichster Bälde
Für meine Amerikafahrt mit dem nötigen Gelde.
Dann ersterbe ich vor Ihnen in Anbetung,
O Sie hochgeehrtes Fräulein Schriftleitung.

Ich bitte Sie auch ja nicht zu vergessen,
Daß ich seit drei Tagen nichts Warmes gegessen,
Außer einem kleinen Königsberger Klops —
Hochachtungsvollst und ergebenst

Hieronymus Jobs.

## Tingel-Tangel

Trauert nicht, ihr Völkerscharen,
Ob der schweren Zeit der Not.
Packt das Leben bei den Haaren.
Morgen ist schon mancher tot.

Küssen, um geküßt zu werden,
Lieben, um geliebt zu sein,
Gibt's ein schöner Los auf Erden
Für ein artig Mägdelein?

Ja, die Liebe ist mein Credo,
Meines Lebens Inbegriff,
Und so werd' ich zum Torpedo,
Ach, für manches Panzerschiff.

Ach, mir ist zumut, als stünde
Mir geschrieben im Gesicht:
Eine grauenvollre Sünde
Als die Tugend gibt es nicht!

Fürchte nichts, mein süßer Schlingel;
In der schweren Not der Zeit
Freut der Mensch sich nur im Tingel-
Tangel seiner Menschlichkeit.

Bei dem allgemeinen Mangel
Idealer Seelenglut
Trefft ihr nur im Tingel-Tangel,
Was das Herz erheben tut.

Saht ihr einen süßren Engel
Je zu eurem Zeitvertreib,
Als ein hübsches Tangel-Tengel-
Tingel-Tongel-Tungel-Weib?

Tuben schmettern, Pauken dröhnen,
Schrille Pfeifen gellen drein,
Spenden dem Gesang der Schönen
Ihre Jubel-Melodein.

Wie die Sturmflut, unermüdlich,
Tönt des Konterbaß Gebrumm;
Und die Schöne lächelt friedlich
Nieder auf das Publikum.

Ach, da werden wider Willen
Aller Augen patschenaß,
Kneifer türmen sich auf Brillen,
Und davor das Opernglas.

Trommelwirbel und Geklingel!
Lauter dröhnt der Pauken Ton;
Und im Taumel tanzt die Tingel-
Tangel-Tänzerin davon.

Und nun schwillt das dumpfe Gröhlen
Zum Radau bei Alt und Jung,
Und aus tausend Männerkehlen
Wälzt sich die Begeisterung.

Doch das Mädchen ist entschwunden,
Hat sich auch vielleicht derweil
Schon mit Schnüren losgebunden
Ihrer Reize größten Teil.

Lang noch hallen tiefgestöhnte
Liebesklagen ringsumher;
Doch umsonst, das heißersehnte
Mädchen kokettiert nicht mehr.

## Der Andere

Nirgends vergißt sich so leicht
Der Liebe Lust, der Liebe Schmerz
Wie in den Armen eines andern.

Schwarz war dein Auge, mein Freund,
Schwarz wie die Nacht, wolkenumhüllt.
Blau strahlt das Auge des andern.

Keiner wohl küßte wie du,
Sanft wie ein Hauch am Maientag.
Stürmisch jetzt küßt mich der andre.

Treulos und falsch war dein Herz.
Doch auch dafür find' ich Ersatz,
Denn schon betrügt mich der andre.

## An Heinrich Heine*

Seid mir willkommen, die ihr heute hier
Zur Totenfeier eingetreten seid,

* Dieser Prolog wurde in der am 16. Februar 1906 zu Gunsten eines Heine-Denkmals veranstalteten Vorstellung des Kleinen Theaters in Berlin vom Verfasser vorgetragen.

Zu freudigem Dankgebet seid uns willkommen.
Vor einem Gottverwandten knien wir,
Denn eine Flamme, die in ihrer Zeit
Hoch leuchtete im Lieben wie im Streit,
Vor fünfzig Jahren ist sie still verglommen.
Seid uns gegrüßt! — Nun mög' er aus dem Reigen
Der hellsten Sterne zu uns niedersteigen.

Er steigt herab und die Erinnerung
Mit ihm an das Erwachen unsrer Seele.
Schlank war der Körper noch, und füllenjung
Schlug noch das Herz; Kind stritten sich und Mann
Im ungefügen Wechselklang der Kehle,
Als aus dem Aug' die erste Träne rann,
Die nicht vor Kummer, die aus Freude quoll. —
Was war's weshalb die Brust so mächtig schwoll?

„Freundlich nickte mir die Königin,
Freundlich im Vorüberreiten.
Galt es meiner jungen Liebe?
Oder soll es Tod bedeuten?"

Die erste Freudenträne aber kündet
Dem Jüngling schon des Lebens höchstes Glück.
Des Herzens unermess'ner Jubel findet
Sich zum Gebärdenspiel der Qual zurück:
Aus Schwäche nicht, nicht um damit zu prahlen,
Nein, weil des Glückes Göttlichkeit begann. —
Manch Glücklicher mag wohl vor Freude strahlen,
Doch sel'ger, wer in Freuden weinen kann!

Nicht länger ist's denn fünfunddreißig Jahre,
Als heißerkämpft ein Weltgeschick geschah:
Die Fahnen flatterten. Ich selbst noch sah,
Wie schmerzerschüttert man auf schwanker Bahre
Verwundete durch enge Straßen trug.
Ich sehe noch den dichtgedrängten Zug
Der Kämpfer, die in fremdem Land erfochten,
Was ihre Väter einst im eig'nen Land,
Indes Europa rings in Flammen stand,
Sich zu erkämpfen nicht vermochten.
Scham und Zerknirschung war nunmehr ihr Teil,
Die Wackern wagten nicht, den Blick zu heben,
Die einst in ihrem Sinn für Deutschlands Heil
Blut, Jugend, Wohlfahrt hingegeben.
Und doch entsprang aus ihrer Brust
Der Durst nach Freiheit, Einigkeit und Größe;
Es hätten sonst, trotz der Trompetenstöße,
Nicht eherne Macht, nicht frohe Kriegeslust
Den Riesenbau des Reichs zum Himmel aufgeführt. —
In ihnen, die um seinen Grundstein stritten,
Wer hat die Glut mit herbem Spott geschürt?
Wer hat mit scharfem Witz das Gängelband zerschnitten?
Wer hat des Volkes Ehrgeiz aufgerüttelt?
Wer hat das bürgerliche Phlegma so geschüttelt,
Daß die Perücken, Kronen, Zipfelmützen
Im ganzen Land nicht fest mehr sitzen?
Jung Deutschland wurden sie dereinst genannt,
Wohl weil echt deutsch man ihre Taten fand. —
Als Dichter freilich bleibt von ihnen nur der eine:
Heinrich Heine!
Manch Weltereignis ist seitdem geschehn,
Und hätten wir uns aus Erniedrigungen

Zu Macht und Größe nicht emporgerungen,
Wir würden heut' ihn größer noch und schöner seh'n.

Hol' doch der Teufel alle Politik!
Was kümmert's mich, wo die Verdienste liegen!
Gott schuf die Welt, daß wir uns drin vergnügen,
Ich bin nur Mensch; mein sehnsuchtsvoller Blick
Sucht Schönheit, junges Leben, junges Blut
In grünem Samtkleid, Rosen überm Hut;
Mein sehnsuchtsvoller Blick sucht Venusglieder.
Wer wird durch unsrer Sinne Labyrinth
Dem Ärmsten Mentor sein, der selbst noch blind?
Wer führt im Feenschloß ihn auf und nieder
Im Abendsonnenglanz und Mondenschein
Durch Grotten, Gärten, durch den stillen Hain?
Wer anders unterweist ihn in der Kunst, zu lieben,
Als der das Fleisch, das er in Knechtschaft fand,
Vergöttlichte und mit geschmeidiger Hand
Das Hohe Lied vom Frauenleib geschrieben?

O herbe Ironie, die uns regiert!
Die blöde Menge preist in ihr den Richter.
Der Lebensdichter ward sich zum Vernichter,
Doch die Matratzengruft, in der er lag,
Sie war der Dichtung hellster Sonnentag.
Indeß sich alles andre fern verliert,
Klang, was aus dem erlebten Grab erklungen,
Erhab'ner mit der Leidensjahre Zahl;
Noch hat kein ird'scher Mund aus tiefster Qual
Ein stolz'res, schön'res Sterbelied gesungen. —
Er zweifelte wohl nie, daß der Poet
Als Märtyrer durchs ird'sche Dasein geht,

Doch träumt er kaum, durch jene Schreckenspforte,
Durch die's ihn trieb, aus dieser Welt zu ziehn. —
Wie sanft ihm eines Dichters Los erschien,
Das zeigen uns die schönsten seiner Worte:

## Der Dichter Firdusi

Schach Mahomet hat gut gespeist,
Und gut gelaunet ist sein Geist.
Im dämmernden Garten, auf purpurnem Pfühl,
Am Springbrunn sitzt er. Das plätschert so kühl.
Die Diener stehen mit Ehrfurchtsmienen;
Sein Liebling Ansari ist unter ihnen.
Aus Marmorvasen quillt hervor
Ein üppig brennender Blumenflor.
Gleich Odalisken anmutiglich
Die schlanken Palmen fächern sich.
Es stehen regungslos die Zypressen,
Wie himmelträumend, wie weltvergessen.
Doch plötzlich erklingt bei Lautenklang,
Ein sanft geheimnisvoller Gesang.
Der Schach fährt auf, als wie behext —
„Von wem ist dieses Liedes Text?"
Ansari, an welchen die Frage gerichtet,
Gab Antwort: „Das hat Firdusi gedichtet".
„Firdusi?" — rief der Fürst betreten —
„Wo ist er? Wie geht es dem großen Poeten?"
Ansari gab Antwort: „In Dürftigkeit
Und Elend lebt er seit langer Zeit
Zu Thus, des Dichters Vaterstadt,
Wo er ein kleines Gärtchen hat."
Schach Mahomet schwieg eine gute Weile,
Dann sprach er: „Ansari, mein Auftrag hat Eile —

Geh nach meinen Ställen und erwähle
Dort hundert Maultiere und fünfzig Kamele.
Die sollst du belasten mit allen Schätzen,
Die eines Menschen Herz ergötzen.
Mit Herrlichkeiten und Raritäten,
Kostbaren Kleidern und Hausgeräten
Von Sandelholz, von Elfenbein,
Mit güldnen und silbernen Schnurpfeiferei'n,
Kannen und Kelchen, zierlich gehenkelt,
Leopardenfellen, groß gesprenkelt,
Mit Teppichen, Schals, und reichen Brokaten,
Die fabriziert in meinen Staaten —
Vergiß nicht, auch hineinzupacken
Glänzende Waffen und Schabracken,
Nicht minder Getränke jeder Art
Und Speisen, die man in Töpfen bewahrt,
Auch Konfitüren und Mandeltorten
Und Pfefferkuchen von allen Sorten,
Füge hinzu ein Dutzend Gäule
Arabischer Zucht, geschwind wie Pfeile.
Und schwarze Sklaven gleichfalls ein Dutzend,
Leiber von Erz, strapazentrutzend.
Ansari, mit diesen schönen Sachen
Sollst du dich gleich auf die Reise machen.
Du sollst sie bringen nebst meinem Gruß
Dem großen Dichter Firdusi zu Thus."

Ansari erfüllte des Herrschers Befehle,
Belud die Mäuler und Kamele
Mit Ehrengeschenken, die wohl den Zins
Gekostet von einer ganzen Provinz.

Nach dreien Tagen verließ er schon
Die Residenz, und in eigner Person,
Mit einer roten Führerfahne,
Ritt er voran der Karawane.
Am achten Tage erreichten sie Thus;
Die Stadt liegt an des Berges Fuß.
Wohl durch das Westtor zog herein
Die Karawane mit Lärmen und Schrein.
Die Trommel scholl, das Kuhhorn klang.
Und laut aufjubelt Triumphgesang.
„La Illa, Il Allah!" aus voller Kehle
Jauchzten die Treiber der Kamele.
Doch durch das Osttor am andern End'
Von Thus zog in demselben Moment
Zur Stadt hinaus der Leichenzug,
Der den toten Firdusi zu Grabe trug.

Nun will, so hör' ich mit Ergötzen,
Man dem Unsterblichen ein Denkmal setzen;
Vielleicht, weil das so Sitte überall.
Unnötig ist's auf jeden Fall.
Sein Denkmal hat er sich wohl selbst errichtet.
Doch damit ist der Handel nicht geschlichtet:
Man will's und kann's nicht, kann's und will es nicht,
Nicht weil's an Geld, nein, weil's an Mut gebricht.
Das bleibt die Art bedauernswürdiger Toren;
Was hat der Dichter denn dabei verloren?
Nun aber kreist die Niedertracht: man klagt
Den Dichter dafür an, daß man's nicht wagt!
Die eig'ne Feigheit zu bemänteln, speit
Man Schmutz auf ihn, der über Raum und Zeit

Am Himmel thront in ätherweiten Fernen,
Der hellsten einer unter ew'gen Sternen!

Doch weiß ich einen Trost der eitlen Welt:
Dieweil ein halb Jahrhundert nun verrann,
Und weil das Denkmalsetzen einmal Mode,
Wird ein verliebter Dienstmann angestellt
Auf fünfzig Jahr, damit nach seinem Tode
Man ihm ein Denkmal setzen kann.

## Herr von der Heydte

Zur Gitarre gesungen

Vor dem Münchner Zensor
Herrn von der Heydte,
Macht nun auch Lessing
Moralisch Pleite.

Jüngst ward durch einen
Grausamen roten
Zensurstrich Minna
Von Barnhelm verboten.

Denn alles, um das sich
Dies Schandstück dreht,
Ist heillose, freche
Perversität.

Die Minna, längst ahnt es
Der Zensor schon,
Ist eine verkappte
Mannsperson.

Und in Tellheim witterte
Er schon immer
Ein schamlos verkleidetes
Frauenzimmer.

Damit sich der Zensor
Nun kann überzeugen,
Daß ihnen das richtige
Geschlecht zu eigen,

Ward von beiden um
Die Erlaubnis gebeten,
In ihren Rollen
Nackt aufzutreten.

Ja, sie wollten des kurzsichtigen
Zensors wegen
Sogar ein kleines
Tänzchen einlegen.

Herr von der Heydte
Rast und tobt,
Und beim heiligen Ignatius
Hat er gelobt:

Eher tilg' er die
Literatur von der Erde,
Als daß Minna von Barnhelm
Nackt getanzt werde.

Dies Schandstück, in dem
Die Verliebten verkehren
Mit gänzlich vertauschten
Geschlechtscharakteren.

Wofür läßt sich
Von der Heydte bezahlen?
Für den Weltrekord
In Kulturskandalen!

Verendet an ihm
Auch München, die Kunststadt,
Berlin lacht heiter:
Schadet det uns wat?

## Behauptung

Ob die Menschheit mich begrabe
Häuptlings, bei lebendigem Leib,
Gilt mir doch ein schlanker Knabe
Schöner als ein dickes Weib.

Dies Geständnis auszusprechen
Konnt' ich mich nicht mehr entbrechen,
Wenn auch alle alten Huren
Wütend aus dem Häuschen fuhren.

Jeder preist mit stolzem Munde
Schöne Weiber, Pferde, Hunde,
Schöne Blumen, schöne Blätter,
Schöne Gegend, schönes Wetter.

Ja, man darf sich unterwinden,
Sogar Schweine schön zu finden,
Wenn man viel dafür bezahlt hat,
Weil sie Liebermann gemalt hat.

## Gebet einer Jungfrau

Ave Maria!
Schwere Träume plagen
Mich so manche Nacht,
Und es ist die Pein,
Die mein Blut empört,
Nicht mehr zu ertragen,
Achtzehn Jahre alt
Und noch Jungfrau sein.
Ave Maria!
Gratia plena!
Trost und Freude kannst
Nimmer du verwehren,
Einen braven Mann
Mußt du mir bescheren,
Einen braven Mann,
Der gut lieben kann.

Ave Maria!
An dem braven Gatten
Freu' ich mich gewiß
Bis zum Überdruß;
Herren, die nicht gleich
Ihm Bericht erstatten,

Gönn' ich darum gern
Manchmal einen Kuß.
Ave Maria!
Gratia plena!
Doch wenn Einer mich
Wirklich liebt, erhöre
Stets ich all sein Flehn
Ohne daß ich störe
Meinen braven Mann,
Der gut lieben kann.

Ave Maria!
Wird mir nun zur Plage
Dieser Brave, der
Mich gesetzlich liebt,
Dann stell' ich sofort
Eine Scheidungsklage,
Wenn — aus gutem Grund —
Er den Anlaß gibt.
Ave Maria!
Gratia plena!
Droht mein Gatte, sich
Geistig zu verklären,
Dann als nächsten mußt
Gleich du mir bescheren
Einen braven Mann,
Der gut lieben kann.

## Schatzerl, einen Kuß ...

Schatzerl, einen Kuß!
Ach, noch einen!
Gib, o gib mir im Überfluß,
Sonst muß ich weinen.
Sonst wird mir bang und ich wein so leicht,
Wenn Erinnrung mich überschleicht.

War eine totkalte Nacht.
Nun ist Sonnenschein.
Wie oft habe ich nicht gedacht:
Läg ich allein
Im schlichten Schrein
Im lauschigen Kämmerlein.
Aber so sollt's nicht sein.

Am schwarzen Kanal
Stand ich wie manches Mal
Gelehnt über die Steine
Und sann und sann —
Plötzlich tönt es dann:
Wohin, liebe Kleine,
So ganz alleine?
Das tut nicht gut
Jungem Blut,
Die Stirn falten.
Man muß sich warm halten.
Kommst nit mit? — Zu zweit
Erstirbt dein Leid,
In verdoppelter Lustigkeit.

Hatt' noch nicht umgeschaut,
Flüstert's vertraut:
Komm, komm, meine Liebe!
Und wir haben gelacht
Durch die tolle Nacht
Bis der Tag erwacht,
Bis das Elend graut
Dumpf und trübe.

Sonnenschein Sonnenschein
Endlich aufgegangen
Nach der düstern, langen
Schaurigen Winterpein!
Ein lachend Freudenmeer
Rings um mich her.
Und vom frühsten Tag
Vom ersten Lerchenschlag
Kosen und Scherzen,
Und so von Herzen
Bis die funkelnden Kerzen
Im unermeßlichen Weltensaal
Zu Ruh uns leuchten mit mildem Strahl.

Und der Kopf so hell und die Brust so weit,
Bin ja befreit, befreit —
O welche Seligkeit —
Durch dich befreit.

Lodre, mein lustig Geflacker,
Im Töpflein brodelt es leis.
Komm ...; die Suppe ist heiß,
Tummle dich wacker.

## Froh macht dein Lächeln …

Froh macht dein Lächeln,
Wenn du in kurzem Kleide
Auf schmalen Knöcheln
Dich hintenüber neigst —
Im Purpurscheine
Allen zu hellster Freude
Schimmernde Beine
Bis zu den Hüften zeigst!

Wonniges Gruseln,
Wenn dunkle Augen sprühen,
Du dich beim Fußeln
Weich in den Hüften reckst —
Schelmisch zu plänkeln
Auf straffgespannten Knien,
Lieblichen Schenkeln
Wohlig den Körper streckst!

Beben die Flanken
Weil stramme Füßchen wippen,
Tief in Gedanken,
So tief, das glaubt man kaum —
Kindlich erschrocken
Öffnen sich heiße Lippen,
Nachtschwarze Locken
Flattern im Purzelbaum.

## Grand Ecart

(Tanzlied)

Sind die Muskeln straff gespannt,
Schuh und Strümpfe gut imstand,
Dann beginn
Mittendrin,
Von vorn und hinten Königin!
Tanz, wie nie kein Weib getanzt,
Jeden Bocksprung, den du kannst!
Linkes Bein,
Flinkes Bein —
Das rechte muß noch flinker sein.
Wenn die Pauke kracht,
Grand Ecart gemacht!
Mit den Hüften
Hoch in Lüften
Schafft sich Raum
Der Purzelbaum.

*

Als von Haus du Abschied nahmst
Und dann zum Theater kamst,
Träumtest du dir je dabei,
Daß Spagat die Richtschnur sei?
Nein, du träumtest sicherlich
Hochdramatisches Fach für dich:
Klärchen, Sappho, Rhodope,
Schlimmsten Falls noch Salome.
Erntet nun das tolle Ding
Nacht für Nacht mit High kicking
Ovationen,
Die sich lohnen,

Ißt sich täglich satt
Und kollert hurtig wie ein Wagenrad
Nach dem höchsten Zweck
Durch den tiefsten Dreck,
Lacht immer quietschvergnügt,
Wenn hoch das Röckchen fliegt —
Hopp, hopp, spring deinen größten Freudensprung!
Der war noch zu klein,
Größer muß er sein,
Bist doch zur Belustigung
Nur einmal jung.

*

Wir, die unser Glück versuchten
Ohne Ring und Standesamt,
Pfeifen auf die gottverfluchten
Bonzen, die den Tanz verdammt.
Spreizend unser Goldgefieder,
Singend lauter Luderlieder,
Gleiten wir zur Erde nieder,
Zum Ecart entflammt.

## Ella Belling

### Sonne, Mond und Sterne

Springst du zum Tanz auf den Draht
Mit dem lockigen Köpfchen,
Ist es um jeden Tag schad,
Du geliebtes Geschöpfchen,
Wo wir dein Spiel nicht geschaut
Mit den Füßen den kleinen,

Uns nicht die Anmut erbaut
Von bezaubernden Beinen
Wieg dich und bieg dich im Sternenkleid!
Schau, wie manch kindlich Gemüt
Sonne, Mond und Sterne zu sehn sich freut
Und gar nichts sieht!

Wie's deinem Gaukeln gelang
Mit dem lockigen Köpfchen
Siehst du vom schaukelnden Strang,
Du geliebtes Geschöpfchen.
Durch dein entzückendes Spiel
Mit den Füßen, den kleinen —
Alle begeistert ein Ziel
Von bezaubernden Beinen
Neig dich und beug dich im Sternenkleid!
Froh weil manch kindlich Gemüt
Sonne, Mond und Sterne zu sehn sich freut
Und gar nichts sieht!

Lachst du vom schwebenden Seil
Mit dem lockigen Köpfchen,
Machst den Zerknicktesten heil,
Du geliebtes Geschöpfchen.
Wen deine Schönheit besiegt
Mit den Füßen den kleinen,
Der glaubt sich selig gewiegt
Von bezaubernden Beinen
Reck dich und streck dich im Sternenkleid,
Stolz, daß manch kindlich Gemüt
Sonne, Mond und Sterne zu sehn sich freut
Und gar nichts sieht.

## Seit gestern morgen ist's vorbei . . .

Seit gestern morgen ist's vorbei
Mit Kunigunde.
Wie fühl ich mich so stolz und frei
Seit jener Stunde.
Und doch, sie war mein höchstes Glück,
Blieb all mein Sehnen.
Denk ich an ihren Kuß zurück,
Dann quellen Tränen.

Wenn ihr selbst eure Macht,
Wenn ihr selbst euren Reiz verstündet,
Der den Liebsten in Ketten einst zwang,
Übtet ihr ihn getreu unser Leben lang,
Wenn der Zauber auf Stunden entschwindet.
Scheint dann die Sonn auch manchmal trüb,
Sofort hätt' man euch doppelt lieb,
Wenn ihr selbst eure Macht
Wenn ihr selbst euren Reiz verstündet.

## Parodie und Satire

Schauspieler, wenn sie bei Stimmung sind,
Haderiah
Ja, was sagst da!
Parodieren Frank Wedekind.
Haderiah
Trara!

Unvergleichlich getroffen werden,
Seine Sprache und seine Gebärden.

Was nicht immer gleich gut gelingt,
Ist die Art wie er seine Spottlieder singt.

Und wenn sie gar seine Rollen spielen,
Ist von Gefühl oft wenig zu fühlen.

Lacht das Publikum seelenfroh,
Fällt ihnen vor Schreck das Herz ins Trikot.

Schaudernd starrn sie einander an,
Wie jemand bei Wedekind lachen kann.

Er selber dient seinem Werk als Befreier,
Er holt die Kastanien aus dem Feuer.

Unzähligemal hat er Hidalla gespielt,
Hat leidlichen Eindruck damit erzielt.

Der Schauspieler macht sich nichts aus Befrei'n
Er wirft die Kastanien wieder hinein.

Wirkungen, die wie Springbrunnen frisch,
Befördert er eifrig unter den Tisch.

Mit dem Drama, genannt König Nikolo,
Verfährt der Schauspieler ebenso.

Regungslos bleibt er am Boden kleben
Mit der Beteurung: So ist das Leben!

Aber förmlich zum Himmel schreit
Das Martyrium des Marquis von Keith.

Denn der Erfolg, den die Szenen fanden,
Kommt durch den Schauspieler wieder abhanden.

Und wer die Figur zum Siege geführt,
Der wird vom Schauspieler parodiert.

Warum ich diese Satire schreibe?
Weil ich euch nicht gern etwas schuldig bleibe.

Gäb es bei euch so viel zu gewinnen
Wie bei meinen geliebten Schauspielerinnen,

Eysoldt, Durieux, Orska, die drei
Kauften mich los aus der Sklaverei.

Sie ließen mich das Glück erfassen,
Ihr hättet mich lächelnd verrecken lassen.

Jammerschade, daß Parodien
Sich auf Äußerlichkeiten beziehen.

Gelång es doch endlich mal einem Affen,
Innerlichkeit mir abzugaffen!

Karl Hetmann, Nikolo, Marquis von Keith,
Die spielt man nämlich mit Innerlichkeit.

Das zu beweisen bin ich erbötig,
Solang mir im Leib ein Herz noch tätig.

Der Schauspieler ist ein muntrer Gesell,
Er hat ein beneidenswert dickes Fell.

Er wird sich nicht im geringsten genieren,
Mich mit dieser Satire zu parodieren.

## Der Staatssekretär

Manch ein Pech ist doch lächerlich!
Herr Staatssekretär Doktor Helfferich
Schreibt da ein Buch, in dem er verkündet
Und aktenmäßig aufs klarste begründet,
Wie unsere Feinde den Weltkrieg entzündet.
Da tobt die Rheinisch-Westfälische Zeitung:
Das Buch dient der Lüge zur Verbreitung,
Daß England — o gräßliche Heuchelei! —
Völlig schuldlos am Weltkrieg sei.
Nun schäumt aber unser Staatssekretär:
Seite vierzig, Zeile sieben von unten her
Findet genau der Nachweis statt,
Welche Schuld England am Weltkrieg hat.
So klare Worte nicht zu begreifen,
Müsse man sich auf Verleumdung versteifen. — —
Also geschehn, um uns einzuschärfen:
Du sollst nicht im Glashaus mit Steinen werfen.

## Beweise

Wie könnt ihr nur noch nach Beweisen verlangen,
Wer den Weltkrieg hat angefangen!
Fand doch Beweise, die völlig genügten,
Der Sieger sofort im Haus des Besiegten!

## Trost

Alle, die tot auf dem Schlachtfeld liegen,
Hatten ein Leben nur zu verlieren,

Und doch ist es stets wieder ein Vergnügen,
Europas Grenzen zu korrigieren.
Der Diplomat brummt verächtlich: Ach!
Die Menschen? Die wachsen rasch wieder nach.

## Menschlichkeit

Der grausamste Krieg — der menschlichste Krieg!
Zum Frieden führt er durch raschesten Sieg.
Kaum hört's der Gegner, denkt er: Hallo!
Natürlich wüt ich dann ebenso!
Nun treiben die beiden Wüteriche
Die Grausamkeit ins Ungeheuerliche
Und suchen durch das grausamste Wüten
Sich gegenseitig zu überbieten —
Jeder gegen den andern bewehrt
Durch zehn Millionen Leute,
Und wenn sie noch nicht aufgehört,
Dann wüten sie noch heute.

## An einen Dichter

Dein Schaffen war wie Gold so echt,
Solang du Modekram geschaffen.
Du gabst dem menschlichen Geschlecht
Urechten Plunder zu begaffen.

Doch seit ein reineres Idol
Dein ruhmbedürftig Herz begeistert,
Wie ward dein Schaffen falsch und hohl,
Aus eitel Phrasenschwulst gekleistert.

## Praktischer Rat

Die Kunst mußt du verstehn,
Soll dich die Welt verhimmeln:
Wie Goethe auszusehn
Und Schiller zu verstümmeln.

## Diplomaten

Heut verschonen
Die Kanonen
Die Leichen in der Gruft nicht mehr.
Jawohl, die Zeit ist schwer!
Sag' an, wie nennen sich
Die Herrn, die uns das taten?
Diplomaten!
Schwaches Herz und kühne Stirn,
Großes Maul und kleines Hirn,
Wie ein Nadelöhr so eng
Der Gesichtskreis — Schnederedeng!

Tut sich friedlich
Wer wo gütlich
Schrei'n sie die Kriegserklärung schon
Ihm zu durchs Telephon.
Die Völker stürzen sich
Dann in die Bajonette
Um die Wette.
Hinten wird mit Tod bedroht,
Was nicht stracks von vorne tot,
Daß, was irgend übrig bleibt,
Kurzerhand sich selbst entleibt.

Alle Serben
Müssen sterben!
So hat's zu ihrem Sündensold
Der liebe Gott gewollt.
Wir haun sie, ohne daß
Uns England übermanne,
In die Pfanne!
Ganz besonders zu behau'n
Sind die bösen Serbenfrau'n.
König Peter im Gedräng'
Kriecht zu Kreuze — Schnederedeng!

Dieser Feldzug
Ist kein Schnellzug.
So singt man heut zum Unterschied
Ein längst bekanntes Lied.
Wie lang umdröhnt uns noch
Der Lärm der Kriegsfanfare?
Dreißig Jahre!
Menschen gibt's dann nirgends mehr,
Überall nur Militär!
Ach, wie schön ist's in der Welt!
Wo man hinspuckt, sitzt ein Held.

Was wir konnten
An vier Fronten
Das hat, seit sich die Erde sonnt,
Kein Heldenvolk gekonnt.
Der Feind verblutet sich.
Wir haben unterdessen
Nichts zu fressen.

Seit wir auf den Knopf gedrückt,
Ist der Erdball ganz verrückt
Und am Ende stopft ihn Krupp
In die dicke Berta — Schwupp!

Welch ein Frieden
Uns beschieden,
Steht leider nicht in Gottes Hand,
Es steht bei Engelland.
Die Linke schließt ihn ab.
Wir fingen mit der Rechten
An zu fechten.
Auf zur Friedenskonferenz!
Auf zum Sieg des Parlaments!
Ganz Europa wird neutral,
Alles andre ist egal.

Aus den Sternen
Kannst du lernen,
Weswegen hoch am Firmament
Nicht auch noch Krieg entbrennt.
Am Himmel wahren sie
In wechselvollem Reigen
Heil'ges Schweigen.
Noch kein Ohr hat je gehört,
Daß ein Stern den Frieden stört.
Und sobald nur einer schwatzt,
Saust er abwärts und zerplatzt.

## Rückblick

Wie hab ich nun mein Leben verbracht?
Hab viel gesungen, hab viel gelacht,
Unzähligen Menschen Freude beschert,
Doch den Fröhlichen stets lieber zugehört.
Denn mein Gedicht, wenn man's nicht übel nimmt,
War immer zuerst nur für mich bestimmt.
Und ward's mit den Jahren wesentlich stiller,
Mir selber pfeif ich noch oft einen Triller
Im Genusse der höchsten Lebensgabe,
Daß ich nie einen Menschen verachtet habe.
Nur mit Einem lag ich in ewigem Streit,
Mit dem hohlen Götzen der Feierlichkeit.
Denn ein vornehmer Mensch ist selbstverständlich,
Macht nicht seine Vornehmheit extra kenntlich
Und wird sich mit größtem Gewinn bequemen,
Den eigenen Wert nicht ernst zu nehmen,
Weil ihm die, so er sich zu Gast gebeten,
Dann reicher und freier entgegentreten. —
Und wenn nun das Trugbild mählich entschwebt,
Dann sag ich: Ich habe genug gelebt
Und verspüre wahrlich kein großes Verlangen,
Die Übung noch einmal von vorn anzufangen,
Denn für den Einzelnen der Ertrag
Ist plus minus null für jeglichen Tag.
Was aber irgend übrig bleibt,
Wird der Kraft der Lebendigen einverleibt.

# II. Erzählende Prosa

# Ein böser Dämon

## Erzählung

Es war Nachmittag.

Hinter dem Haus lag ein kleiner Garten; in dem Garten, von einem Kiesweg umgeben, ein runder Rasenplatz. Auf dem Rasenplatz standen zwei Apfelbäume in mittleren Jahren, mit schlanken, starken Stämmen und rundlichen Kronen. Dort, wo die Krone an den Stamm ansetzt, war an jedem das eine Ende einer Hängematte befestigt. In dieser Hängematte lag Beatrix und schlief.

Ihr Schlummer mochte ein verhältnismäßig tiefer sein, denn die Gartenpforte knarrte und ein junger Mann in anständiger, wenn nicht eben eleganter Kleidung betrat den Rasen, ohne daß sie sich rührte. Es war Theodor Winter, ihr Jugendfreund. Als Nachbarskinder hatten sie miteinander gespielt, und wiewohl ihm das Mädchen im Alter um mehrere Jahre nachstand, hatte es sich doch in seiner Nähe stets behaglicher, unbefangener gefühlt als in irgend anderer Gesellschaft. Als Gymnasiast wußte er den muntern, verständigen Backfisch für seine Lektüre zu begeistern. Man las zusammen Schiller, dann Goethe und schließlich Shakespeare, im Winter neben dem warmen Ofen bei Beatrix' Eltern, im Sommer in dem kleinen Garten unter einem hohen Fliederbusch. Man las die Dichter in ihren unverkürzten Originalausgaben, und ohne daß sich irgend jemand bemüßigt gefühlt hätte, die Lektüre zu überwachen, respektive bei ihrer Auswahl Zensur zu üben. Außerdem

besprach Theodor mit seiner Freundin ihre jeweiligen Aufsatzthemata und korrigierte ihr die Konzepte. Als er zur Universität abging, um Medizin zu studieren, schwuren sie sich ewige Treue, und als er nach Ablauf von vier Semestern und nach Absolvierung seines ersten Examens in die Heimat zurückkehrte, verlobten sie sich. Obwohl dieser Ausgang leicht vorauszusehen gewesen, zeigten sich Beatrix' Eltern doch nicht sonderlich davon erbaut. Theodor Winter war bei all seinen Vorzügen ein armer Teufel, der aus Stipendien lebte, währenddem die reizende Beatrix als einzige Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens mit Leichtigkeit einen Rittergutsbesitzer oder was der Art bekommen haben würde. Um so erfreuter waren sie daher, als drei Jahre später, nachdem Theodor ein glänzendes Staatsexamen abgelegt, wider Erwarten noch durchaus keine Hochzeit in Aussicht genommen, ja selbst der Verlobung weiter nicht mehr Erwähnung getan wurde. Es hatte zweifelsohne ein kühler Wind über die Blütenflur der beiderseitigen Empfindung gefegt. Freilich, hätten Beatrix' Eltern geahnt, von wannen dieser kühle Wind gekommen, sie hätten sich schwerlich im geheimen mit solchem Wohlbehagen die Hände gerieben.

Auf der Universität zu München hatte Theodor einen jungen Mann kennen gelernt und nach wiederholter Begegnung von Herzen lieb gewonnen. Er hieß Kaspar Fridolin Sitterding und war Maler. Seine künstlerische Begabung trug einen ebenso liebenswürdigen Charakter wie seine ganze Person. Er malte Frühlings- und Herbststimmungen, die sich von den übrigen Hundert und Tausend ihrer Art durch nichts Außerordentliches unterschieden, ihnen aber auch in keiner Weise nachstanden. Was Theodor weit mehr fesselte, war sein überaus treuherziges Naturell, sein goldenes Gemüt und eine fast kindliche, unverwüstliche Heiterkeit. So schien Kaspar Fridolin Sitterding denn auch, wiewohl beinahe zehn Jahr älter als sein Freund, in seinem ganzen Wesen frischer, unberührter, wozu, außer dem großen blauen Auge, der

Umstand nicht wenig beitragen mochte, daß sich in seinem freien Antlitz auch noch nicht der geringste Anflug von einem Barte bemerkbar machte. Als Theodor wenige Monate vor der Staatsprüfung seine Vaterstadt noch einmal besuchte, hatte er seinen Freund eingeladen, ihn zu begleiten; und als er ein halbes Jahr später als gemachter Mann denselben Weg antrat, war es dann jener gewesen, der ihn gebeten, er möchte ihn doch mitnehmen, da er in jener Gegend so ungemein dankbare Sujets entdeckt habe. So bekam Kaspar Fridolin Sitterding Beatrix zum zweiten Male zu sehen, und da konnte es nicht ausbleiben, daß beide die nahe Verwandtschaft ihrer Naturen herausfühlten. Sie wurden quasi gute Kameraden, und Theodor empfand aufrichtige Freude daran. Bei der außergewöhnlichen Schönheit des Mädchens war es auch nicht mehr als selbstverständlich, daß der Künstler und beiderseitige Freund darum bat, sie porträtieren zu dürfen, und so brach denn das Unheil über Theodor herein, bevor er noch Zeit gefunden, sich nur einigermaßen der kritischen Sachlage bewußt zu werden. Ja, er wohnte sogar mit dem lebhaftesten Interesse und Vergnügen den jeweiligen Sitzungen in Sitterdings bescheidenem Atelier bei, ohne zu ahnen, welch ein zerstörungslustiger Satan ihm in dem werdenden Bild auf der Leinwand mit jedem Pinselstrich ein Stück seines eben der Vollendung entgegenreifenden Lebensglückes hinwegwischte.

Und als ihm schließlich die Schuppen von den Augen fielen, war es längst zu spät. Er sah so klar, daß es ihn fast der Sehkraft beraubte, wie zwischen seiner Verlobten und seinem Freund ein unvergleichlich reicherer, regerer Gefühlsaustausch, ein mächtigerer Zusammenklang, ein innigeres Verständnis möglich war, als es jemals zwischen ihr und ihm selber obgewaltet. Er sah, wie es für ihn nichts zu retten, höchstens noch mehr einzubüßen gab. Er sah, wie es nur noch eine Frage der Zeit war, wann sich die beiden ihrer Liebe bewußt werden würden. Er sah mit alledem einen

schaurigen Abgrund zwischen sich und Beatrix gähnen; und im verzweifelten Versuch, diesen Abgrund doch noch einigermaßen zu überbrücken, einer ausgesprochenen Feindschaft zum mindesten vorzubeugen, beschloß er, nach dem denkbar fürchterlichsten Seelenkampf selber zuerst das Lösungswort auszusprechen, das Wort, das die Verhältnisse in ihrer wahren Gestalt erscheinen lassen sollte. Und noch hatte er es nicht über sich vermocht, seinen Entschluß auszuführen, als ihm Beatrix eines Tages schluchzend am Halse hing und ihn bei allem was heilig beschwor, ihr zu verzeihen; sie sei seiner unwürdig, er werde sicherlich eine Würdigere finden; übrigens sei er immer gut und verständig gewesen; er werde es auch jetzt sein; sie habe sich geirrt, sie habe allerdings geglaubt, ihn zu lieben; eigentlich habe sie ihn nur verehrt und hochgeschätzt, wie einen älteren Freund, etwa einen Onkel. Erst jetzt wisse sie, was Liebe sei; und er möchte doch um des Allmächtigen willen ihre Eltern nichts merken lassen, da sie die Verbindung mit Sitterding niemals zugeben würden, sie aber nicht von ihm lassen werde, und wolle man ihr mit glühenden Zangen das Fleisch vom Körper reißen. Was blieb Theodor anders übrig, als das Mädchen mit allen Mitteln zu beruhigen, ihr zu versichern, zu versprechen und zu beschwören, gut und verständig sein zu wollen. Zu gleicher Zeit hatte er die beste Gelegenheit, zu beobachten, wie sehr sich Beatrix in jüngster Zeit zu ihrem Vorteil verändert hatte. Aus ihren Blicken leuchtete ein nie zuvor von ihm bemerkter lichter Funke Genie, offenbar der Widerschein aus dem großen blauen Auge ihres neuen Geliebten.

Kaspar Fridolin Sitterding wollte, als nunmehr auch ihm gewaltsam die Augen geöffnet wurden, ohne weiteres aufpacken und abreisen. Augenscheinlich litt er Höllenqualen unter dem Bewußtsein des Verrates, den er an seinem besten Freunde verübt. Nachdem aber Theodor nach Erschöpfung seiner ganzen Beredsamkeit keine Worte mehr fand, ließ er sich doch noch glücklich vom Äußersten

zurückhalten und versprach zu bleiben. So war nun alles wieder in Ordnung. Die Liebenden schwammen in einem Wonnemeer, eine Lustbarkeit löste die andere ab. Man unternahm gemeinsame Spaziergänge, Ausflüge, Wasserfahrten etc., und Theodor durfte niemals fehlen. Beide hatten ihn während der Katastrophe über alle Maßen liebgewonnen und sahen jetzt in seinem ernsten Wesen gewissermaßen ein solides Fundament, einen sicheren Schutz des eigenen leichtgefügten Glückes. Sein Ernst nahm zwar von Woche zu Woche zu, Theodor wurde bleicher, abgehärmter; aber das beachteten sie nicht, und er selber tröstete sich mit der festen Zuversicht, es werde seiner in soundsovielen Examinis bewährten Willensstärke schließlich doch auch noch gelingen, dieses an seiner Seele nagende Ungetüm zu erdrosseln.

Es gelang ihm nicht. Und als ihm die äußerste Not den Gedanken eingab, nun selber sein Bündel zu schnüren, besaß er zur Trennung bereits nicht mehr die nötige Kraft. Von nun ab begann in seinem Innern ein eigentlicher Zersetzungsprozeß. Der Zwiespalt zwischen der Rolle, die er übernommen, und seinen wahren Empfindungen zerfraß sein natürliches Gefühl, verschrob seine Begriffe und zerrüttete seine Gesundheit. Er schwankte fortwährend zwischen einer Untat gegen das Liebespaar und einem Verbrechen gegen sich selbst. Er lernte diese Art Gedanken liebgewinnen, er gefiel sich darin, und sie begleiteten ihn bei Tag wie bei Nacht. Vorbedingung dieses wüsten, unheimlichen Treibens war natürlich, daß er sich nach außen nicht das Geringste merken ließ. Nur bisweilen verließ ihn momentan die Fassung, und dann erschien er launenhaft. Im allgemeinen hielt er sich aber strenger denn je an die ihm von Beatrix einmal aufgebürdete Verhaltungsmaßregel „gut und verständig", wofür er sich dann freilich bei sich selber durch die absurdesten Rachepläne, durch die schauderhaftesten Phantasien um so gründlicher zu entschädigen suchte. Daß er darüber seine erst seit kurzem erworbene Praxis vollständig vernachlässigte, kümmerte ihn wenig,

wiewohl dieser Umstand seinen übrigen Leiden auch noch die materielle Not hinzufügte. So war im Verlauf eines halben Jahres aus dem besten, dem solidesten, dem glücklichsten jungen Manne ein Ungeheuer, ein unberechenbarer böser Dämon geworden, wie er gemeingefährlicher in keinem Irrenhause gefangen gehalten wird.

Kaspar Fridolin Sitterding hatte eine Kopie von Beatrix' Porträt nach München an die Kunstausstellung geschickt, wo das Bild sofort einen Käufer fand, ein Glück, das es nach dem einstimmigen Urteil aller nicht so begünstigten Aussteller mehr seinem Sujet als seinem Schöpfer verdankte. Die dafür ausgezahlte Summe setzte nun den Künstler in die Lage, einen langgehegten Wunsch zu realisieren, der unter gegebenen Verhältnissen auch ganz dazu angetan schien, die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung mit Beatrix näherzurücken. Es handelte sich um eine italienische Reise. Daß Beatrix ihn begleitete, ging natürlich nicht, und so versprach man sich wöchentlich zwei- bis dreimal zu schreiben, wobei, da Beatrix' Eltern immer noch nichts merken durften, Theodor die Vermittlung der Korrespondenz besorgen sollte. Theodor unterzog sich dem Auftrag mit gewohnter Bereitwilligkeit. Obwohl die ganze Reise nur auf den Rest des Sommers und den kommenden Winter bis Neujahr berechnet war, kostete die Trennung Beatrix doch reichliche Tränen; und da war es nun wiederum Theodor, der dieselben durch alle nur denkbaren Trostworte trocknete, während Sitterding voll froher Zuversicht in die Zukunft blickte. Nach einer ausgelassnen Abschiedsfeier reiste er ab und fuhr in einer Tour bis Neapel, wo er drei Monate nach seiner Ankunft an der Cholera erkrankte und starb. In Theodor, dessen elender Zustand sich während dieser Zeit dank seinem Vermittleramt eher verschlimmert als verbessert hatte, richtete die Nachricht davon eine solche Verwirrung an, daß er nicht dazu kam, einen einzigen vernünftigen Gedanken zu fassen, sondern fortwährend lachte. Ganz dunkel schwebte ihm freilich das Bewußtsein vor, er müsse Beatrix schonen. Beatrix

ahnte natürlich noch nichts. Sie hätte sonst wohl kaum am hellen Nachmittag so ruhig schlummernd im Garten in der Hängematte gelegen.

Theodor hatte sich, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, in einen Rohrstuhl zur Seite der Hängematte niedergelassen und Hut und Stock neben sich ins Gras gelegt. Mit unendlicher Gleichgültigkeit schweifte sein müdes Auge über die Schlummernde weg in unbegrenzte Ferne. In der Tiefe dieses Auges glomm es unstet düster wie ein einsames Irrlicht im nächtlichen Dunkel eines Waldgrundes.

Er schauderte zusammen und atmete auf. Ein in Briefform zusammengefaltetes schwarzgerändertes Papier, das er aus der Brieftasche gezogen, ließ er sich zwischen beiden Zeigefingerspitzen um seine Diagonale drehen. Es drehte sich schneller, wilder, und indem er dem Spiel zusah, mußte er lautlos lächeln. Dann glitt sein Blick von dem Papier auf die vor ihm ruhende Gestalt hinüber, glitt die schlanken Formen langsam auf und nieder und wieder zurück auf das Papier, und die starr geschlossenen Lippen lächelten nach wie vor.

Da plötzlich scheint ein Kampf in ihm zu entbrennen. Sein Gesicht beginnt in allen Muskeln zu zucken, fällt in raschem Wechsel aus einer Verzerrung in die andere. Wie eine Spindel schwirrt das Papier um seine Achse. Hastig fährt er mit dem Oberkörper nach vorn — sinkt aber sofort wieder in seine vorige Lage zurück und wird ruhig.

Er besinnt sich, schüttelt sich und steht im Begriff, das Blatt wieder einzustecken. Im nächsten Moment zuckt es zum zweitenmal in seinem blassen Antlitz auf, jählings grell wie der Blitz über einem Schlachtfelde. Und mit straff emporgezogenen Augenbrauen, den Mund mit den aufgeworfenen Lippen halb geöffnet, sich sachte, langsam, lauernd, vornüberneigend, ängstlich den Atem anhaltend,

schiebt er mit zitternden Fingern die auf feinstes italienisches Velinpapier gedruckte Todesanzeige seines Freundes behutsam, vorsichtig unter den zierlichen Brustlatz der weißen Spitzenschürze, die in vielen Falten über das rot und weiß gestreifte knappe Waschkleid des Mädchens herunterfließt. Nicht minder geräuschlos lehnt er sich wieder zurück. Ganz unverkennbar ist ihm ein Stein vom Herzen gefallen. Indem er sich eine Zigarre anzündet, fällt sein Blick von neuem auf die Schlummernde. Nicht ohne Wohlgefallen verweilt er jetzt bei dem tiefen Frieden in ihren kindlich harmlosen Zügen. Er betrachtet mit Interesse ihren zwar etwas großen, aber weichgeformten, süßgeschlossenen Mund, diese himmlisch helle Stirne, die sanftgewölbten rosigen Lider mit den langen, dunkeln, schattigen Wimpern . . .

„Grau in Grau! Grau in Grau. — Ich scheine keine Empfindung mehr zu besitzen für Licht und Schatten. Der Ekel an diesem eintönigen Quark hätte mich um den Verstand gebracht. Ich muß ihm Leben einflößen, ein wenig Witz, ein wenig Wallung. — Ich spiele hoch; aber heißt das hoch gespielt in solch erbärmlichen Zeiten? — Und dann . . . ich kann ja den Einsatz noch zurückziehen. Hm, wenn ich ihn stehen ließe! — Ich ziehe ihn wieder zurück. — Feige Memme! Feige Memme! Feige Memme! Feige Memme! Feige Memme! Feige Memme! . . .“

Da schlug Beatrix die Augen auf, deren blaue Sterne wie gebannt seinem Blicke begegneten. Der junge Mann parierte das Unerwartete kaltblütig mit der gelassensten Miene von der Welt; mit einemmal erschien er sogar abgespannt, gelangweilt. So spiegelte eine Schläfrigkeit die andere. Das Mädchen gähnte und war zu träge, seine schimmernden Zähnchen hinter der Hand zu bergen. Wohlig streckte es seine weichen Glieder, warf die der Schuhe entkleideten Füßchen übereinander, das Lockenköpfchen zur Seite, versuchte zu lächeln und gähnte wieder.

Kaum merklich schaukelte das lustige Ruhelager hin und her. In dem Apfelbaum Beatrix zu Häupten flogen zwitschernd zwei

Sperlinge auf und verschwanden, in der klaren Luft sich verfolgend und überholend, jenseits der Gartenmauer.

Beatrix rieb sich die Augen.

„Ich danke dir, Theodor, daß du mich geweckt hast. Mir war eben, als habe mir jemand einen Schlag versetzt.“

Theodor hatte sich wieder in den Rohrstuhl gesetzt. Er schien allmählich ein wenig aufmerksam zu werden.

„Ja, ja, die gestörte Zirkulation, die unbequeme Haltung. Man sollte nie auf dem Rücken schlafen. Es ist in jeder Beziehung ungesund. Und dann noch mit dem Arm unter dem Kopf. Du kannst dir damit in der Tat einmal einen Herzschlag zuziehen, d. h. wenn du älter bist. — Was ich sagen wollte, auf deinen Dank, Beatrix, hab' ich keinen Anspruch. Du weißt, ich würde mich niemals unterfangen haben, deine Ruhe zu stören. Ich wollte eben wieder gehen.“

„Und wohin wolltest du gehen?“

„Das weiß ich noch so genau nicht.“

„Dann bleib lieber Theodor. Ist es nicht herrlich ruhig hier im Garten? Du kannst mir etwas erzählen oder vorlesen. Patienten wirst du ja doch wohl keine zu vernachlässigen haben? — Ach und was bringst du mir denn für Nachricht von ihm?“

Er lächelte. Diesmal war sein Lächeln das eines Kindes, das etwas weiß, was seine Geschwister noch nicht erfahren dürfen. Es stand ihm nicht übel, dieses harmlos geheimnisvolle Lächeln.

„Von welchem ‚ihm‘, wenn man fragen darf?“

„Wenn du nur immer recht entsetzlich langweilig sein kannst!“ Sie hatte sich ihm vollständig zugewendet und hing mit anmutiger Spannung an seinen Lippen. „O ich ahne, es muß etwas Erfreuliches, Überraschendes sein, daß du mich solange betteln läßt. — Aber nun sprich doch, Theodor! Wie geht es ihm? Was macht sein großer ‚Sonnenuntergang‘? Rückt er seiner Vollendung entgegen? Aber so rede doch! Was weißt du überhaupt Neues von unserem Freund?“

Theodor sah zu Boden und murmelte dumpf: „Ich weiß, daß er aufgehört hat mein Freund zu sein."
Beatrix erschrak.
„... mein Freund zu sein, seitdem er der Deine geworden. Beatrix, was würdest du sagen, wenn ich jetzt einen Rückfall bekäme. — Fürchtest du dich überhaupt nicht bisweilen vor mir?"
„— Ach nein, Theodor, du bist ja mein guter Engel."
„Gewissermaßen hast du darin recht, liebe Beatrix. Du meinst, ich sei eben längst gestorben, tot, eingesargt und begraben und walte jetzt als eine Art von Geist über euch beiden."
Resigniert hatte sich Beatrix zur Seite gelegt.
„Ich frage dich nach etwas Neuem. Ob du nichts Neues von ihm weißt."
Und in ihrem Unmut schlug sie nach einer Fliege. Das ungenierte Insekt hatte sich den Brustlatz ihrer Schürze zum Korso auserlesen. Es summte davon, und die schlanke weiße Hand legte sich über den Gürtel.
„Allerdings weiß ich etwas Neues," bemerkte Theodor hastig. Aber dann wurde er sofort wieder feierlich. Seine Stirnfalten traten stärker hervor, das Auge schien sich unter die Brauen zu verkriechen. Seine Lippen bewegten sich, gaben aber keinen Laut mehr.
Beatrix lachte hell auf.
„Ha, diese Grimassen! Nein, wo denkst du hin. Bei deiner eigenen Schülerin verfängt diese Tragik nicht. Aber nun sei vernünftig und gib mir seinen Brief. Du darfst ihn mir dann auch vorlesen. Es wird mir sonst wahrhaftig noch schwindlig vor Langerweile."
„Bitte, bitte, Beatrix, habe Mitleid mit mir!"
Er sah sie plötzlich so traurig treuherzig an, als hätte sie ihn wirklich gekränkt. — „Denk dich doch nur einmal in meine Rolle, in die Rolle eines verliebten Sprachrohrs, einer schmachtenden Telegraphenstange. — Du weißt, wie das summt und brummt. Wenn du dein Ohr an eine Telegraphenstange legst. Glaub mir, so und noch viel ärger summt und brummt es nicht selten in meinem

Innern. Du kannst es mir deshalb weiß Gott nicht verargen, wenn ich für meine Botschaft auch eine ganz bescheidene Belohnung beanspruche, weißt du, ein kleines Trinkgeld."

„Dazu müßt' ich in erster Linie den Wert deiner Botschaft ermessen können," entgegnete Beatrix gelassen, parlamentarisch, ohne ihn anzusehn.

„Sie wird dir interessant sein!"

„Hast du wohl schon erlebt, daß mir eine Botschaft von ihm nicht interessanter gewesen wäre als die gesamte übrige Welt?"

„Ich meine ausnehmend interessant; wichtig; bedeutungsvoll."

Das Mädchen zitterte und bebte vor freudiger Erwartung, als sich Theodor nachdenklich erhob, um mehrmals auf dem Rasen auf und nieder zu gehen. Er fühlte, er war um Weg und Steg gekommen. Er mußte sich erst wieder orientieren. Er hatte den Abgrund, an dessen Rand er promenierte, gänzlich aus den Augen verloren.

Und er starrte hinunter und sagte sich: „Scheusal! — Scheusal!" — — „Feige Memme! — Feige Memme!" hallte es ihm aus der Tiefe entgegen.

Da war ihm plötzlich, als trete ihn eine nicht zu überwindende Versuchung an, die Versuchung, schnurstracks umzukehren und sich gut und verständig zu betragen wie ehedem. Aber dann packte ihn ein Ekel, ein Abscheu davor, wie wir ihn nur vor unserer eigenen Person zu fühlen imstande sind. Er verzog das Gesicht, als hätte er Galle geschluckt. Und es riß ihn mit tausend Stricken wieder zum Abgrund.

„Scheusal — Scheusal — Scheusal," rief es in ihm. In seinem Innern wütete ein Massakre der widerstreitendsten Empfindungen, es war ein Niederwerfen und Abschlachten zwischen Geistern und Teufeln, die mit der erbarmungslosen Erbitterung eines Straßenkampfes um den Besitz der Feste rangen. „Scheusal" und „Feige Memme!" figurierten hüben und drüben als Schlachtrufe.

Und dieses Massakre hauste schon nahe an drei Minuten, ohne

daß Beatrix, die ihm mit befremdeten Blicken folgte, aus seinem Benehmen hätte klug werden können, als plötzlich gleichsam ein schlauer Detektiv in der Maske eines Volksmannes einen Laternenpfahl erkletterte, die weiße Fahne schwenkte und eine Rede hielt. Daraufhin zog männiglich die Patrone aus dem Lauf, riß die Kokarde vom Hut, nahm die Flinte auf den Rücken und trollte sich nach Hause.

„Nun, und was hast du mir für eine Belohnung ausgedacht?" fragte Theodor Winter, sich wiederum der Hängematte zuwendend.

Mit einemmal hatte sich nämlich der nüchternste Egoismus in seiner Seele breit gemacht. Beim Anblick des ihm wehrlos überantworteten, gewissermaßen testamentarisch zugefallenen reizenden Menschenkindes hatte sich die in seinem Innern schlummernde natürliche Begehrlichkeit nicht länger totschweigen lassen. Und er setzte seine ganze Denkkraft daran, wie sein unqualifizierter Vertrauensmißbrauch am besten wieder gut zu machen sei. Dabei empfand er eine Art von heldenhafter Genugtuung in dem Bewußtsein, die Versuchung, sich nur so für nichts und wieder nichts gut und verständig zu betragen, nun doch siegreich bestanden zu haben.

„Hör, Theodor, du bist heute die personifizierte Unverschämtheit," erwiderte Beatrix, aufs höchste indigniert. „Gib mir jetzt meinen Brief heraus. Er ist mein Eigentum."

„Und mein Botenlohn?" — Ganz allmählich wollte er sie vorbereiten, wollte ihr, wenn der Schmerz ihren Körper erschütterte, wie ein Seelsorger zur Seite stehn und sie schließlich, nachdem der erste Sturm vorüber, inbrünstig kniefällig um Verzeihung bitten.

„Dann laß mich wenigstens wissen, ob deine hochwichtige Botschaft denn auch eine erfreuliche ist," sagte Beatrix, die sich kaum mehr der Tränen zu erwehren vermochte.

„Was nennst du erfreulich, mein liebes Kind? — Für dich, für ihn oder am Ende gar für meine Wenigkeit?"

„Ich dächte doch, für alle drei."

„Und wenn ich mich nun genötigt sähe, mit einem eine Ausnahme zu machen?"

„O du Egoist! Das kann mir und meinem Fridolin doch vollkommen gleichgültig sein. Du verlangst ja doch deinen Lohn, du gewinnsüchtiger Wucherer. — Aber nein, Theodor;" fügte sie hinzu. „Komm, sei artig! Laß jetzt diese heillose Geheimniskrämerei! Sag's gerad heraus — hat er Glück gehabt?"

„Das hat er!"

„Gott im Himmel, wie dank ich dir!"

Beatrix richtete sich halb auf und holte tief Atem. Beide Arme in die Maschen des Netzes zurückgestemmt, drängte sie ihren Oberkörper vor, als gedenke sie sich irgendjemand rückhaltlos an die Brust zu werfen.

„Geliebter!" — Sie sprach, wiewohl sie ihrem hervorbrechenden Herzensjubel keinerlei Zwang mehr auferlegte, dennoch mit weicher Stimme, einzelne Worte sogar beinah im Flüsterton. „O Fridolin, wie wirst du von jetzt ab die Tage, die Stunden zählen! Wie entfesselt wirst du dich fühlen, nun, da der Berg erklommen, und du als Gebieter in deinem Reiche, auf seinem Gipfel stehst! — O du mein gottgesegnetes Sonntagskind! Hinter dir Erfolg über Erfolg, eine goldene Stufenleiter; und vor dir das freudenreichste Lebensglück, das einem Sterblichen zuteil wird. O du mein Held, wie will ich dich hätscheln, dich kosen, um dich in deinem Mut zu stärken. Und wie glücklich will ich mich preisen, wenn es mir schließlich vergönnt ist, dir auch nur eine Stufe auf der Himmelsleiter deines Glückes zu sein! — — Schau, schau, ich kenne mich selbst nicht mehr. Die stolze Beatrix schwelgt in dem Gedanken, deine Sklavin zu werden. Ja sie lechzt gewissermaßen nach harter Bestrafung für jedes geringste Versehen in deinem Dienst. — Wie mochte das kommen? — O Theodor —" Beatrix wäre beinah erschrocken, als ihr Blick die Züge ihres Freundes streifte, — „und du so finster, so frostig? — Theodor, das ist doch nicht schön von dir."

„Nicht schön von mir?" — Er warf den Kopf in den Nacken und starrte ihr ins Gesicht. Sie gewann unwillkürlich den Eindruck, als habe er eine Maske abgenommen und strecke ihr seinen nackten grinsenden Schädel entgegen.

Sie erbleichte. Es scheint ihm eben doch noch tiefer zu gehen, als er sich's merken läßt, dachte sie und sagte mit vor Schrecken bebender Stimme: „So war es ja nicht gemeint, mein armer guter Freund. Ich weiß wohl, du bist viel zu gut gegen uns. Wir haben das wahrlich nicht um dich verdient, ich am wenigsten. Aber ... nun du es ja doch verraten hast, lieber guter Theodor ... nun sag' mir doch auch, worin das Glück eigentlich besteht, das ihm widerfahren ist."

„Sein Glück besteht darin," war die kalte und ruhige Antwort, „daß er seinem Lebensziele unvermutet näher steht denn je."

„Fridolin hat einen Erfolg gehabt?"—Beatrix' Augen leuchteten. Sie schlug hell aufjauchzend die Hände zusammen. „O Theodor, verzeih mir! Verzeih mir! — Aber warum läßt du mich auch so lange betteln."

„Ich gedachte es dir allmählich beizubringen. Du weißt, du hast nicht das kräftigste Nervensystem."

„Daß du auch nie den Mediziner vergessen kannst! Aber das ist jetzt ja alles gleichgültig. Bring' es mir in Gottesnamen allmählich bei — Nun, und was schreibt er also?"

„Und mein Botenlohn?"

„Auch jetzt noch? — Alles, alles, was du verlangst!"

„Dann möchte ich mir die Gnade ausbitten, dir den Fuß küssen zu dürfen."

„Meinen Fuß?!" — Beatrix brach in ein helles Lachen aus. „Bist du nicht bei Trost? — Höre, lieber Theodor, so kurios wie heute bist du mir noch nicht vorgekommen? Was hast du nur?"

„Eine Botschaft, erhabene Königin."

„Freilich, mein süßer Hofnarr. Aber mir scheint, du findest Ge-

schmack daran, deine Herrin auf die Folter zu spannen. Soll ich's dir mit Block und Halseisen vergelten, du übermütiger Schalk? — Sieh doch, wie ich schon zittre vor Aufregung. Und das nennt ein Mediziner die Nerven schonen!"

„Ich bitte um die allergnädigste Erlaubnis," (er ließ sich nicht irre machen; er sprach so eintönig, als gält es, einen auswendig gelernten Gesangbuchvers zu rezitieren.) „um die allergnädigste Erlaubnis, auf jedes dieser allerliebsten Füßchen, wie ich sie hier unbedeckt in der Hängematte ruhen sehe, und wie sie kein Künstler der Welt, glaub' mir, nicht einmal er, in so weichen, herrlichen Linien darzustellen vermöchte — um die Erlaubnis bitte ich, auf jedes derselben in aller Ehrfurcht und Anbetung meine Lippen pressen zu dürfen."

„Und ich bitte Sie, Herr Doktor, sich derartige Liebhabereien zu ersparen, bis Sie bei Ihrer Tänzerin sind!" —

„Beatrix!" —

Mit einem raschen Griff hatte sie den Saum ihres Kleides über das in seinen weißseidenen Strümpfen allerdings reizend schimmernde Zwillingspärchen geworfen. Theodor aber hatte in den drei Silben so rückhaltlos sein ganzes bodenloses Elend zum Ausdruck gebracht, daß Beatrix, aufs höchste betroffen, ihre Entgegnung sofort bereute.

Und was hatte er sich auch so Verabscheuungswürdiges herausgenommen? — Er war nun einmal nicht wie andere. Manchmal war er das reine Kind und mußte durchaus mit Nachsicht behandelt werden. Und hatte er selber sie, Beatrix, nicht auch von jeher mit der denkbar größten Nachsicht behandelt? — Weiche, herrliche Linien — allerdings eine Ausdrucksweise, um nichts weniger unverschämt als — hm, es war nun einmal nicht zu leugnen — als unbedingt zutreffend. Aber . . . aber . . .

Aber wie sie über solch reumütigen Gefühlen gesenkten Köpfchens langsam die Augen aufschlug, da begegnete ihr Blick einem so

heimlich, höhnisch überlegen triumphierenden Spott, daß sie unwillkürlich — sich auf die rosigen Lippen biß und sich nicht das Geringste merken ließ. Oh, darauf hatte er gewartet. Er hatte sie berechnet, hatte mit ihren heiligsten Empfindungen zu spielen gewagt. Oh, er kannte die Gewalt seiner Stimme, seiner Gebärden. Wie oft mochte er beides schon erprobt haben! Ihr Mädchenstolz bäumte sich auf bei diesen Erwägungen wie ein feuriger junger Araber vor einem mißgestalteten Ungeheuer.

„Theodor! Mein guter Engel! Mein süßer, verschmitzter Hofnarr du! Siehst du dort unten im Grase die Pantoffeln? Ja? Siehst du die weichen, herrlichen Linien daran? Ach, Theodor, und erst diese blitzenden Schnallen! — Theodor, die magst du küssen, soviel du Lust hast!"

„Be—a—trix!"

Nein, zum Totlachen war es, wie feierlich, schauerlich, geradezu erschreckend grausig er dieses Wort zum besten gab! Hu, und welch ein Gesicht er dazu schnitt! Die reinste Leichenbittermiene! O dieser Schauspieler! Nicht anders, als hätte er einen Todesfall zu verkünden gehabt! Und das alles, alles — der eitle, eingebildete Tropf! — alles um seiner frivolen Grille willen! — — Nein, nein, lieber Freund; umsonst sind wir nicht jahrelang bei dir in die Schule gegangen. Wir können warten. Nein, jetzt bin ich dein ungeduldiges Täubchen nicht mehr, das sich in seiner Verliebtheit nach Gefallen gängeln und hänseln läßt. Jetzt bin ich deine erbittertste Feindin! — O du neidischer, du lüsterner Satyr, wie will ich dich züchtigen für diese Kränkung!

Und siehe, die Rachegöttin lächelte. — Lächelte so liebenswürdig, so reu- und wehmütig, so verständnisinnig-geheimnisvoll-vielsagend; dabei doch so unendlich zart, so kaum bemerkbar, ja offenbar so ganz gegen ihren eignen Willen: ein Lächeln, bei dem Mund und Auge bald spielen mit dem Schelm, der unaufhörlich von einem zum anderen flattert. Ein Lächeln, bei dem das Auge

seine volle Größe, seine volle Klarheit bewahrt und das Weiß der Zähne nur momentweise durch die dunkeln Lippen blitzt. Ein Lächeln, das, ehe sein Opfer einmal zur Besinnung kommt, mit quecksilberhafter Behendigkeit ein halbes Hundert der feinsten Nüancierungen durchzittert — kurz, die Rachegöttin lächelte so allgewaltig, wie ein einundzwanzigjähriges, blauäugiges, blondlockiges, schlankgebautes und durch und durch von Glück erfülltes Mädchen nur lächeln kann. Und unter dem Saum des weiß und rot gestreiften Waschkleides lauschte, lugte es hervor, furchtsam, vorsichtig, aufmerksam — eine weiße Maus! Die Hängematte mußte irgendwie einen leisen Anstoß erhalten haben. Sie wiegte sich sachte, wie in Gedanken, von einer Seite zur andern . . .

„Siehst du, Theodor? Und wenn du mir nun versprichst, ganz artig zu sein . . . aber ganz artig! . . . Theodor, willst du mir das versprechen? Ja? Auf Ehrenwort? — So, das ist brav von dir. Siehst du, wenn du mir das versprichst, dann darfst du mir auch beim Anziehen behülflich sein. Sie sind mir nämlich etwas zu eng; nur um eine Kleinigkeit. — Wie? Das sei nicht wahr? — O du putziges Schmeichelkätzchen! — Hm, du wirst es ja sehen. — Komm, knie her und walte deines Amtes! — Aber artig! Nicht wahr, Theodor; ganz, ganz artig sein! — Bilde dir ein, du seist ein kleines Mädchen."

Und dieser Theodor war eben nichts weniger mehr als ein heiliger Antonius Eremita. An der Strategie dieses kurzen Feldzuges ging sein bisheriges bißchen Selbstbeherrschung vollständig in die Brüche. Was Wunder! Seine besten Kräfte lagen erschlagen auf einem anderen Schlachtfelde, und so fiel er, ohne es zu merken, widerstandslos in die Gewalt seiner mächtigen Gegnerin.

Wie vor einem Heiligenbilde war er vor dem Mädchen zur Erde gesunken. Das besagte Schuhwerk hatte er hastig an sich gerissen und hielt es ängstlich zwischen beiden Händen, als wär es glühend oder aus Glas verfertigt und als fürchtete er, es mit täppischem

Finger zu zerbrechen. Er staunte es an mit der vollen Andacht eines Reliquienverehrers. Und indem er sein Möglichstes tat, die Erfüllung des Auftrages hinauszuschieben, genoß er mit der Umsicht, mit der Gründlichkeit eines Feinschmeckers, der sich schmerzlich bewußt ist, daß die Herrlichkeit in dem Augenblick ein Ende nimmt, wo der saftige Bissen über die gefühlvolle Zungenwurzel hinuntergleitet.

Beatrix saß aufrecht wie in einer Schaukel und bot dem vor ihr Knienden unbefangen ihre Füßchen dar. Theodor befand sich in der bemitleidenswertesten Verwirrung. Mehr als einmal blieb sein irrender Blick an den zwei silbernen, buntemaillierten Schmetterlingen haften, mit denen der obere Teil von Beatrix' Schürze am Kleid festgesteckt war. Aber die straffen Falten hoben und senkten sich dort so ruhig, so gleichmäßig, wie bei einer Schlafenden; und wie der blaue Himmel über die schöne Welt strahlte des Mädchens klares Auge darüber hernieder.

Und nun schien er den einen der beiden Füße bekleiden zu wollen. Doch nein; er zog den Pantoffel wieder zurück, wendete ihn um und betrachtete forschend die Innenseite . . .

„Siehst du nun? — Ich wußte, es werde seine Schwierigkeiten haben," flüsterte die Siegerin.

Die Pantoffeln waren im Rokokostil gebaut. Eine spitz zulaufende Sohle; ein hoher, geschweifter Hacken, und nur die vordere Hälfte von flohbraunem Saffian überwölbt. Den Saffian schmückte eine blanke stählerne Schnalle. Da somit der hintere Teil nur aus Hacken und Sohle bestand, so konnte, ganz davon abgesehn, daß sich das Mädchen in der Tat eines kleinen Fußes erfreute, von „zu eng" im Traum nicht die Rede sein.

Mit losem Finger erfaßte Beatrix ihr Kleid dicht über dem Knie und zog es langsam so weit empor, daß der untere Saum zögernd die schmalen zartgebildeten Fußgelenke sichtbar werden ließ.

„Aber Theodor, worauf besinnst du dich eigentlich?" In ihrer

Stimme klagte die liebenswürdigste Ungeduld. „Bist du denn wirklich zu gar nichts nütze? — Soll ich mein Mädchen kommen lassen? — Oder", fügte sie mit dem mütterlich-milden Ausdruck einer Tizianschen Madonna in ihren ruhigen Zügen hinzu — „oder findest du den Botenlohn noch immer nicht hoch genug?"

Trübselig träumend schüttelte Theodor den Kopf.

„Nein nein, Beatrix, du brauchst dein Mädchen nicht zu rufen. Glaub' mir, auch zur Kammerzofe besitze ich Veranlagung. Was bin ich dir nicht alles schon gewesen! Zuerst dein Lehrer, wie du anerkennend hervorhebst; dann dein Bräutigam und schließlich dein Postillon d'amour. — Beatrix, du solltest deiner Kammerzofe den Abschied geben, damit meine Talente nicht verloren gehen."

Und wiederum nähert sich der linke Pantoffel dem linken Fuß, zaghaft, schüchtern, wie der Tauber dem Täubchen. Kaum aber haben die bebenden Finger diesmal Ferse und Fußspitze berührt, als sie das Schuhwerk fallen lassen, und der junge Mann den wehrlos Gefangenen inbrünstig an die Lippen preßt. — In demselben Augenblick jedoch fühlt er sich von dem freigebliebenen Rechten dergestalt vor die Brust getroffen, daß er jeden Halt verlierend rückwärts zu Boden taumelt. Während des Fallens tastet er noch nach dem neben ihm stehenden Rohrstuhl. Statt sich aber daran halten zu können, reißt er auch diesen zur Erde. Indessen wird ihm Nacht vor den Augen.

Und noch lag der verliebte Doktor der Länge nach im Grase — Beatrix hatte ihren Triumph nur durch ein kurzes verhaltenes Auflachen gefeiert — da fand dasselbe in dem Hause, an das der Garten stieß, auch schon ein um so kräftigeres Echo. Es war, als hätte dort alles auf diesen Moment gewartet. In den hohen offenen Fenstern der Beletage lachen Beatrix Eltern, daß ihnen das Wasser in den Augen glänzt. Im zweiten Stock lacht ein alter Oberst, dessen lange Pfeife an der Außenwand des Hauses fröhlich

auf- und niedertanzt; zwei Fenster weiter lacht seine dicke Haushälterin. Offenbar hatten sämtliche Hausbewohner den Verlauf der Gartenszene seit einer Weile verfolgt. Dazwischen tönt aus höchster Höhe theatralisches Händeklatschen. Es kommt aus dem Dachstübchen eines jungen Musikanten, der für die hübsche Tochter seines Hausherrn von jeher eine stumme Verehrung gehegt; wogegen hinter den vergitterten Parterrefenstern ein Geräusch vernehmbar wird, als würden blecherne Pfannendeckel in begeistertem Rhythmus aneinandergeschlagen.

Und so lacht, klatscht und dröhnt es noch geraume Weile fort, als derjenige, dem die Verhöhnung gilt, bereits aufgesprungen ist und ohne zuvor seinen schwarzen Rock von Erde und Staub zu reinigen, mit der Schnelligkeit eines ausgepfiffenen Komödianten dem Garten den Rücken gekehrt hat.

Die Siegerin saß regungslos wie eine Bildsäule. Dunkle Schamröte überflutete ihr Antlitz. Sie wagte kein Glied zu rühren.

Am Abend desselben Tages hatten sich Beatrix' Eltern eben zur Ruhe gelegt, als sie durch einen einmaligen, gellenden, markerschütternden Schrei emporgeschreckt wurden. Er kam nebenan aus dem Schlafgemach ihrer Tochter. Im Nachtgewand, wie sie waren, stürzten beide hinüber und fanden ihr Kind noch angekleidet, nur die Schürze vom Leib gerissen, bewußtlos auf dem Rücken am Boden liegen. Der niedliche blonde Lockenkopf hatte sich unnatürlich stark in den Nacken zurückgebogen, beinah als wäre er in den Fußboden eingesunken, so daß Hals und Kinn hoch emporgereckt erschienen; und da der Körper in der Richtung nach der Türe hin auf die Diele aufgeschlagen war, so fielen die entsetzten Blicke der Eltern direkt in ein total erstarrtes Antlitz, dessen Weiße mit den Linnen des zur Seite stehenden Bettes wetteiferte, und dessen weitaufgerissene Augen nur noch in ihren inneren Winkeln je ein kleines Stück der tiefblauen Sterne sichtbar werden ließen. Die gute

Mutter sank bei diesem grauenvollen Anblick nach wenigen Sekunden sprachlos ohnmächtig in die Knie.

Derweil hatte der Vater schon mehr denn zehnmal mit kläglicher Stimme den Namen seines Kindes und dazwischen noch lauter denjenigen der Kammerzofe gerufen, als sich Beatrix wirklich zu regen begann. Der Alte preßte ein „Gott sei gelobt" hervor, bemerkte aber bald, daß dieses langsame Sichdehnen des Körpers nicht sowohl eine Lösung des krankhaften Zustandes als vielmehr erst den eigentlichen Ausbruch einleitete. Die Glieder begannen zu zucken. Die Zuckungen wurden mit jedem Male heftiger. Die Augensterne verließen ihr Versteck und rollten zwischen den tränenden Wimpern umher, als suchten sie nach einem Ausweg. Darauf wurde der zarte Körper von einer Seite zur andern gerüttelt; das eben noch kalkweiße Gesicht und die zusammengekrampften Hände hatten sich plötzlich so blau gefärbt wie Kornblumen; Arme und Füße begannen sich wie gegen gewalttätige Angriffe zu wehren; aus den violetten Lippen trat dichter Schaum, und nun erfolgte ein Aufbäumen und Wälzen nach links, nach rechts, so daß der alte Mann nach vergeblichen Versuchen, die Bewegungen durch sanfte Gewalt zu hindern, schließlich alles daran setzen mußte, um nur wenigstens durch Hinwegräumen der nächststehenden Möbeln sein Kind vor Verletzungen zu bewahren.

Sämtliche Hausbewohner in Schlafröcken, Unterkleidern, Nachtgewändern und Negligés hatten sich indessen vor der offenen Türe des engen Gemaches eingefunden, und die Zofe war zum Hausarzt gelaufen. Der Herr Doktor sei eben zu einem Patienten gerufen worden, müsse aber bald wieder zurück sein und werde dann gleich hingehen. Als sie sich wieder unten auf der Straße befand, fiel ihr ein, daß Herr Theodor Winter eigentlich auch ein praktischer Arzt sei; und sie eilte vor seine Wohnung und klingelte. Nach einer Weile öffnete sich ein Fenster des dritten Stocks, und das Mondlicht beleuchtete eine umfangreiche Nachthaube.

„Der Herr Doktor möchte doch so freundlich sein und so rasch wie möglich nach Luisenstraße 15 kommen."

„Der Herr Doktor sind diesen Nachmittag überfahren worden und haben sich wahrscheinlich den Fuß gebrochen," entgegnete eine verschlafene Altstimme. „Wir haben ihn ins Spital schaffen müssen. Luisenstraße 15 sagen Sie? — Warten Sie mal, wenn Sie so freundlich sein wollen."

Die Nachthaube verschwand und die Zofe suchte in der Eile nach besten Kräften soviel wie möglich zu kombinieren, bis ihr ein verschlossnes Billett vor die Füße fiel. Sie hob es auf und blickte am Haus empor.

„Nicht wahr, Sie sind schon so freundlich!" ließ sich die mondbestrahlte Nachthaube wieder vernehmen. „Es hätte schon heute Abend bestellt werden sollen, aber mein Gott, all der Trubel mit dem Eis und den Dienstmännern. — Man kann auch nicht an alles denken. Angenehme Ruh." — Das Fenster klirrte, und der Mond badete sich in den Scheiben.

Da die Zofe nun keine Hilfe weiter mehr wußte, eilte sie, den Brief in der Hand, beklommenen Herzens nach Hause, wo sie die Verhältnisse tröstlicher antraf als sie gefürchtet. Beatrix lag entkleidet, in Schweiß gebadet im Bette und schlief unter schweren Atemzügen. Auch ihre Mutter hatte sich dank den Hoffmannschen Tropfen einer Hausgenossin wieder erholt. Der Alte, nunmehr im Schlafrock, kauerte noch immer zitternd vor Aufregung in einem Lehnsessel. Er entriß der Zofe das Billett, ohne ihren Bericht abzuwarten, und da er sah, daß es an die Kranke adressiert war, erbrach er es mit bebender Hand. Er entzifferte mühsam folgende mit Bleistift gekritzelte Zeilen:

„Liebe Beatrix!

Das Strafgericht ist rascher über mich hereingebrochen, als einer von uns vermutet hätte. Bitte erschrick nicht, aber komm, wie

Du gehst und stehst. Ich liege im Spital und erwarte Dich unter unsäglichem Bangen. Wenn Du nicht zu spät sein willst, so verweile Dich keine Sekunde. Der geringste Verzug könnte Deine Bemühungen zwecklos machen. Auch harrt Deiner noch eine wichtige Mitteilung. Ohne Aufschub also, ich beschwöre Dich, Beatrix. Die letzte Nachricht von Fridolin werd' ich Dir dann ebenfalls einhändigen. Bedaure mich nicht. Verzeih mir. Noch eines. Wenn Du mir noch eine Freude bereiten willst, so komm in der Spitzenschürze, die Du heute trugst. Ich möchte Dich so gerne noch einmal darin vor mir sehen. Vergib mir.

Dein Theodor!"

Beatrix' Vater hatte diesen Brief eben zum fünftenmal aufmerksam durchgelesen, ohne sich noch das Geringste dabei denken zu können, als der Hausarzt erschien, welcher absolute Ruhe verordnete.

Erst nach zweieinhalb Jahren stellte sich bei Beatrix die erste Wiederholung des Anfalls ein.

Theodor Winter trug einen Klumpfuß davon. Er hinkte bis an sein Ende.

# Marianne

(Eine Erzählung aus dem Bauernleben)

Zürich, im Mai 1887

## Erstes Kapitel

Draußen an der Landstraße steht ein zweistöckiges Häuschen; die Seitenwände sind weiß getüncht, die glitzernden Fenster in der Front schauen vergnügt aus dunkelm Weinlaub hervor, unter dem vorspringenden Dache bauen die Schwalben Nest an Nest, und der viereckige, mit Ziegeln gedeckte Schornstein, der die Mitte des hohen Firstes überragt, verleiht dem ganzen Bild eine behagliche Wärme. Der kleine Garten aber, der sich auf der Seite nach dem Städtchen zu anschließt, will zu alledem nicht passen. In den verschlungenen Kieswegen wuchert hohes Gras, während der Rasen verdorrt und verkümmert liegt; die Rosenstöckchen haben lange Schosse getrieben, an denen grellrote Hagebutten prangen; der hölzerne Tisch in der Geisblattlaube ist seitwärts auf die mit dichtem Moos überzogene Steinbank gesunken, und einen Apfelbaum, der mitten im Garten steht, hat der Sturm seines stärksten Astes beraubt. Derselbe liegt blätterlos am sandigen Boden und scheint aus dem klaffenden Stamm ein gutes Stück mitgerissen zu haben. Überall herrscht eine Wildnis, wie sie sich trostloser nicht denken läßt, zumal da alles darauf hinweist, daß da vor Zeiten einmal Ordnung und Geschmack gewaltet. Nun vermißt das Auge beides um so schmerzlicher, und man geht nicht ohne leises Unbehagen daran vorüber.

Und doch geschah es wohl kaum des verwahrlosten Gartens wegen, daß die Kinder des Städtchens, wenn sie im Herbst ihre großen Spiele veranstalteten und unter Rufen und Pfeifen alle Gäßchen durchliefen, alle Ecken und Winkel aufsuchten, daß sie dann das letzte Haus an der breiten Landstraße geradezu mit ängstlicher Vorsicht mieden; oder daß der kleine Joseph, den die Mutter noch in später Dämmerstunde um frische Eier nach dem entlegenen Heuhof sandte, lieber einen Umweg durchs offene Feld machte; oder daß das stets muntere Lieschen sich selbst im hellen Sonnenschein zusammenschaudernd mit leise hervorgestoßenem „Hu!" gegen seine Freundin wandte, wenn beide, über und über mit Blumen beladen, die Landstraße her aus dem Wald zurückkehrten. — Nein, das alles geschah keineswegs des verwahrlosten Gartens wegen; das hatte einen ganz anderen Grund. Die Kinder wußten — sie hatten es oft genug von älteren Gespielen gehört, denen es wieder ältere Kinder erzählt hatten — sie wußten und beteuerten es: unter dem so einladenden Dache haust eine böse Hexe; diese Hexe war der Gegenstand des allgemeinen Abscheus.

Wie kam solcher Glaube in die fröhliche Kinderwelt? — Möglich daß das junge Volk erwachsene Leute hatte sagen hören, die Marianne sei eine alte Hexe, und daß es das dann wörtlich aufgefaßt; möglich! — Daß die Marianne wirklich hexen könne, lag der rührigen Kinderphantasie nicht so fern; vernahm man doch allerorten von ihrem unermeßlichen Reichtum, von angehäuften Talersäcken, und daß sie gar nicht wisse, wohin mit dem Geld. Und dann erzählte man sich freilich auch noch andere, schauervolle Dinge, in ihrer verschwommenen Überlieferung ganz dazu angetan, den jungen Gemütern Schreck und Entsetzen einzujagen.

„Ist sie eigentlich jemals rechtschaffen verheiratet gewesen?"

„Ich glaube," sagte der Eine.

„Aber der Mann starb bald nach der Hochzeit," sagt ein Zweiter.

„Woran starb er denn?"

„An der Lungensucht, hat man mir erzählt."

„Behüt mich Gott," ruft ein Dritter, „der und an der Lungensucht! — Es hieß, das Pferd hab' ihn an den Kopf geschlagen, daß er nimmer aufgestanden sei. Es war im Winter und ringsum zwei Fuß hoch Schnee auf den Feldern; sie wirtschafteten damals noch auf dem Binsenhof. Aber das ist schon lange her."

„Ja ja, er hat ihr viel Geld lassen müssen, der unflätige Racker!" — und im Flüsterton bewegt sich das Gespräch noch eine Weile in der Runde ...

An jener Giebelwand des Häuschens, die ins zugige Feld hinausgeht, ist in beträchtlicher Höhe ein einsames Fenster angebracht. Der Milchmann, der seit Jahren jeden Morgen vom Heuhof hereinfährt, erzählt noch dann und wann und das nicht ohne Behagen, wie er eines Tages im ersten Sonnenstrahl dort oben Einen hat hängen sehen, an einem kurzen, doppelt genommenen Hanfseil. — „Jesus Maria, es war mein bester Freund!" pflegt er aufrichtig bedauernd hinzuzusetzen.

„War das nicht der Sohn der alten Marianne, der sich damals erhängt hat?" fragt einer der Anwesenden.

„Ja ja, nur zu! Das war der Sohn der alten Hexe, und mein Freund war er auch und ein ganz vortrefflicher Bruder! Wie oft haben wir nicht, ich und der Alois, in diesem Stübchen zum goldenen Mond gesessen, dort in der Ecke, bis in alle Nacht hinein, und getrunken, was der Wirt Gutes heraufzuschleppen hatte. Das waren Zeiten! Und wenn er dann sagte: ‚Laß sein, Hans!' wenn ich schließlich verlegen die Taschen kehrte, während der Wirt längst im Winkel schnarchte! — Aber so geht's! Wer wollt es auch aushalten mit der Alten!"

Gewisse Leute erinnern sich übrigens recht gut der Zeit, da noch zwei Frauen in dem bewußten Häuschen wohnten. Zumal der alte Doktor Schmuggler, ein Mann mit blöden Augen, mit krummen Beinen und langem Patriarchenbart, weiß über jene zweite Bewohnerin

zu berichten. Die andere habe sie systematisch zu Tode gequält, wenn es gleich ihre leibliche Schwester gewesen sei. Das ist es denn auch, was die guten Bürger am meisten erbittert, denn das Vreneli war seinerzeit bekannt gewesen als eine durchaus ehrbare, arbeitsame Person, der das ärgste Klatschmaul nichts habe nachsagen können. Sie war auch mehr unter die Menschen gekommen als ihre jüngere Schwester. Dann war sie mit einemmal gestorben, woran, das scheint man vergessen zu haben; auch der Doktor Schmuggler weiß es nicht mehr.
Dies und Ähnliches erzählt man sich an den Wirtstischen, und dann schließt der eine oder andere junge Mann die Unterhaltung mit einer Betrachtung über das Geld, wie es so oft in ungeschickte Hände kommt, die es nicht anzulegen wissen, während z. B. er selber ganz außerordentlich gescheite Pläne im Kopf habe.
Häßlich sei sie wie die Sünde, sagen die Leute. Aber wer will das wissen, da keiner sie gesehn hat. Seit Jahren hat sie ja ihr Haus nicht verlassen und wagt es kaum, sich hinter den Fenstern zu zeigen, vermutlich deshalb, weil man sie bei dieser Gelegenheit einst mit Steinwürfen bewillkommte. Auch empfängt sie ja niemand, ausgenommen ein rotbäckiges junges Mädchen, das ihr alle drei Tage ein Körbchen mit Lebensmitteln vom Land hereinbringt. Auffallenderweise scheint sie dasselbe bis jetzt noch durchaus nicht behext zu haben. Ja, es lacht einen sogar ganz offen aus, wenn man es fragt, ob es sich nicht fürchte, das verrufene Haus zu betreten.

Darf man übrigens den Worten dieses Mädchens trauen, so hat Frau Marianne zwar eine große Nase und kleine Augen, von denen das eine braun und das andere grau ist, aber rot gerändert und triefend seien diese Augen nicht; sie zeigten eher einen bekümmert-wehmütigen, als einen bösen Blick. Ihr Haar sei noch dicht und dunkel und ihre kleine Figur nicht klapprig und lahm, wie wir das bei rechtschaffenen Hexen gewohnt sind, sondern voll und beweglich. An jedem ihrer dicken Finger trage sie ein oder zwei

goldene Ringe und in den Ohrläppchen schwere Gehänge aus dem gleichen Metall. Dies im Verein mit ihrem dunkeln Haar und einer lederfarbenen Haut gebe ihr das Ansehen einer Zigeunerin. Dagegen rauche sie wiederum nicht, sondern schnupfe und zwar sehr geräuschvoll aus einer umfangreichen Dose, in der ihre ganze Hand, so dick sie sei, jeweilen Platz finde. — —

Der Sommer war zu Ende, und der Herbst prangte in reichster Fülle. Da verbreitete sich eines Morgens eine ebenso überraschende als interessante Nachricht in den geheiligten Räumen des neuen Schulhauses. — „Die alte Hexe ist tot," raunten die Kinder einander in die Ohren und machten fast ungläubige Gesichter dazu.

„Wann — wann ist sie gestorben?" fragen zwanzig Stimmen auf einmal.

„Vergangene Nacht, kurz vor ein Uhr," versichert Paul, das Söhnchen des Stadtrates. — ‚Der muß es doch wissen,' denken die übrigen.

„Hast du sie gesehen?"

„Ich nicht. Aber mein Bruder hat sie gesehen."

„Ist denn dein Bruder zu Hause?"

„Nein. Heute morgen ist er ins Semester gereist. Aber gestern abend, als er nach Hause kam, da hat er sie gesehen."

„Was hat er gesehen? . . . Was denn . . . was?" forschen die Kinder in der Runde, bebend vor Ungeduld.

„Er hat sie gesehen", sagt Paul und richtet dabei die Augen nach einem entfernten, hochgelegenen Punkt, nicht anders, als spräche eine höhere Weisheit aus ihm. „Er hat sie gesehen, wie sie auf einer glühroten Rauchwolke zum Schornstein hinausgefahren ist."

„Aber dann ist sie ja noch nicht tot!"

„Doch, sie ist tot. Sie ist nicht wieder heruntergekommen."

Die Kinder lachen hellauf, verstummen dann plötzlich, machen ernsthafte Gesichter und werden mäuschenstill.

Als um elf Uhr die Schule aus war, bewegte sich ein Rudel

Knaben und Mädchen schnellen Schrittes die Landstraße hinaus. Paul schritt selbstbewußt voran; auch das muntere Lieschen fehlte nicht; es ging am Arm seiner Freundin und kaute erwartungsvoll lächelnd an seinem Zopfbändel. In dem Häuschen mit dem dichten Weinlaub und den Schwalbennestern herrschte wie immer tiefe Stille; aber den Kindern schien es, als sei die Stille heute ganz besonders tief. Scheue Blicke warfen sie an die Fenster hinauf und betrachteten mit vieler Andacht den Schornstein, durch dessen Seitenöffnungen sich die Bewohnerin entfernt haben sollte. Die Öffnungen waren zwar etwas schmal und niedrig, so daß eine Katze zur Not hätte durchschlüpfen können. Aber wofür ist man denn eine Hexe! — Sieh, da regt sich hinter einem der Fenster im ersten Stock eine weiße Gardine. Sie wird beiseite geschoben; es kommt ein lederfarbenes Antlitz mit riesiger Nase und winzigen Augen in einer großen weißen Morgenhaube zum Vorschein, und unter ohrzerreißendem Geschrei fahren die Kinder nach allen Himmelsrichtungen auseinander.

Drei Tage später hielt eine geräumige Kutsche vor dem Häuschen. Der Kutscher trat ein und kehrte zurück mit einem eisenbeschlagenen Koffer, den er dem Gefährt hinten aufband. Dicht hinter ihm trippelte eine kleine, korpulente Person in bauschigem Lilaseidenkleid, einen hohen Federhut auf dem Kopf und einen Sonnenschirm in der Hand. Sie zog die Tür hinter sich zu, drehte kräftig den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. Der Kutscher half ihr in den Wagen; sie drückte sich in die Polster, indem sie den Sonnenschirm aufspannte, und unter dem sprachlosen Staunen einiger zusammengelaufener Nachbarn rollte das Gefährt auf und davon.

Seit jenem Tag steht das Häuschen leer und wartet bis heute vergebens auf die Rückkehr seiner Herrin. —

## Zweites Kapitel

Es gibt herbe Wahrheiten in der Welt. Wie unheildrohende Wetterwolken hängen sie in der reinen Luft, und wehe dem arglosen Pilger, der sich munteren Schrittes in ihrem Bann verliert. Unversehens fühlt er sich im Nacken gepackt von der würgenden Schicksalshand; er kämpft und ringt und siegt vielleicht, nachdem er seine besten Kräfte dahingeopfert. Nun aber lasten ihm die Folgen des heißen Kampfes schmerzend und lähmend in allen Gliedern. Langsam erholt er sich. Da trifft den kaum Genesenen unerwartet ein neuer Schlag, denn das Unglück liebt es, in bekannten Stätten einzukehren, und hält seine Gastfreunde meist in treuerem Angedenken als sie den Gast. Was nun irgend an lustigem Volk noch das Haus bewohnte, breitet erschrocken die Schwingen aus und sucht eilends die Ferne: Hoffnung, Lebenslust, Vertrauen und Liebe fliehen nacheinander davon, und wenn die drückende Einquartierung schließlich zum Aufbruch bläst, dann stehen die Räume so verödet und der Hausherr fühlt sich so bettelarm darin, daß er gar nicht weiß, was mit seinem Dasein noch weiter beginnen. Aber noch ist er zu keinem Entschluß gekommen, da meldet sich auch schon eine ganze Schar neuer Gäste, die sich sämtlich bereit erklären, gegen gute Verpflegung dem Verlassenen die Zeit zu vertreiben. Und was für unterhaltende Persönlichkeiten

das sind! Da ist der Mißmut mit dem finsteren Blick und den zusammengepreßten Lippen; da ist die alte weinerliche Frau Erinnerung; die blinde, gallige Menschenscheu, die Geldgier mit zahnlosem Mund und krummen Fingern, und so fort, und am Ende hinkt noch auf Krücken das Alter daher mit Gebrechen und Schwächen; und alle nisten sich gemütlich ein, machen sich breit und besetzen die Tür und sind nimmer hinauszutreiben, weder durch Frühlingswind noch durch Sommerhitze. Und die Welt, was sagt die lachende, lebenslustige Welt dazu? — Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen — ohne Zweifel auch eine jener herben Wahrheiten!

Freilich, und der schwärzeste Pessimist darf das nicht leugnen, gibt es auf Erden auch glückliche Menschen die Menge, Menschen, denen es vergönnt ist, für immer die Augen zu schließen, ohne den schroffen Ernst des Lebens, den schrillen Schmerz jemals gekannt zu haben; Menschen, die in ihren letzten Atemzügen den Horizont wieder rosig aufflammen sehen, wie sie ihn beim ersten Augenaufschlag im strahlenden Morgenlicht erblickten, und denen der lange Tag nur erquickende Wärme und labenden Schatten brachte. Frau Marianne aber gehörte entschieden zu den andern, den Pechvögeln, den Kindern der Sorge, die vom Mißgeschick geboren, gesäugt und erzogen worden sind, um von ihm auch schließlich wieder erlöst zu werden.

Mariannens früheste Jugenderinnerung war folgende: In einem Bauernhofe, der, auf drei Seiten von Gebäulichkeiten umgeben, sich mit der vierten gegen einen Feldweg öffnet, plätschert ein laufender Brunnen mit einem langen, bis zum Rand gefüllten Steintrog davor. An diesem Brunnen steht sie, ein etwa fünfjähriges Kind, barfuß und in zerrissenem Kleidchen, während ihr das dunkle, kurzgeschnittene Haar wie ein Strohdach auf allen Seiten gleichmäßig über den Kopf herunterhängt. Sie hat sich auf der Wiese verblühten Löwenzahn gepflückt und, nachdem sie die Köpfe abgerissen,

die hohlen Stiele ineinander gesteckt und das eine Ende der so entstandenen langen Röhre in den Brunnentrog gelegt. Darauf hat sie an dem außen herabhängenden Ende gesogen und freut sich nun darüber, wie das daraus hervorquellende Wasser in feinem, gleichmäßigen Strahl zu Boden fällt. Eben hält sie ihre kleinen, patschigen Hände darunter, um sie von dem klebrigen Saft der Pflanzen zu reinigen, da tritt ein hoher knochiger Mann aus der Tür des Wohnhauses. Sobald sie ihn erblickt, rennt sie davon und versteckt sich hinter einem Leiterwagen. Gleich darauf wird die Stalltür geöffnet und ein junger gebräunter Knecht treibt vier Kühe heraus, die sich langsam zum Brunnen bewegen. Der hohe, knochige Mann ruft dem Knecht mit rauher Stimme einige barsche Worte zu, worauf dieser nicht weniger grob antwortet. Darauf geht der erste mit schweren Schritten der Scheune zu und verschwindet im Tennstor. Die Kühe, die sich indessen satt gesoffen und die Köpfe emporrecken, treibt der Knecht zum Stall zurück. Nun die Luft wieder rein ist, verläßt sie vorsichtig ihr Versteck, wo niemand sie bemerkt hat; aber die Tiere haben ihr die schöne Wasserleitung vollständig in den Kot getreten.

So jung sie war, so fühlte die kleine Marianne doch schon, daß sie auf dem Binsenhof, wo sie ihr tägliches Brot bekam, durchaus nur geduldet wurde. Der Binsenhofbauer, ein roher, nicht eben boshafter Mensch, hatte sich auf Zureden des Amtmanns der mittellosen Waise angenommen, ohne bei der Gemeinde, der die Pflicht oblag, sie nicht umkommen zu lassen, einen Entgelt zu beanspruchen. Da er aber selbst keine Kinder besaß, so hatte er auch keinen Begriff davon, wie man mit Kindern umgeht. Er hatte es noch nicht übers Herz gebracht, ein einziges freundliches Wort an sein Mündel zu richten; wohl aber dasselbe schon mehrmals derb angeschnauzt, wenn es ihm bei der Arbeit irgendwo im Wege gestanden. So fürchtete das Kind seinen Wohltäter und rannte davon, wenn es von fern seine Schritte oder seine dröhnende Stimme

vernahm; aber es fand einen treuen, anhänglichen Leidensgefährten in Bari, dem großen Hofhund, der in ähnlicher Weise gehalten wurde, indem er seinen Herrn noch durch nicht anderes als Fußtritte hatte kennen lernen, die er jeweilen erhielt, wenn er winselnd vor Freude an ihm emporsprang. Bari und Marianne leisteten sich den ganzen Tag über Gesellschaft, nicht selten aßen sie aus einer Schüssel und es gab wohl kaum zwei Seelen mehr auf dem Hof, die sich so trefflich verstanden hätten. Indessen wuchs Marianne auf wie das Unkraut unter dem Lattenzaun, der die Aster- und Spinatbeete hinter dem Wohnhaus umschloß. Genoß dasselbe doch den gleichen Sonnenschein und Regen, wie die Pflanzungen zwischen den saubern Kieswegen; und wenn es nicht von Menschenhand gepflegt ward, so wurde es auch nicht ausgerauft, und vor dem Fuß der Vorübergehenden war es an seinem bescheidenen Plätzchen ebenfalls gesichert.

Dieser eingehegte kleine Garten war der Lieblingsaufenthalt der Bäuerin, einer blassen Frau, die Winter und Sommer mit einem bösen Husten und mit dem erdrückenden Bewußtsein umherschlich, ihrem Mann nicht dasjenige sein zu können, was er von ihr erwartete. Sie war ihrerzeit eine nicht sehr vermögliche, aber auffallend hübsche Bauerntochter gewesen mit funkelnden Augen, frischen Farben im Gesicht und einer vollen, reinlichen Figur. Sie hatte ausgesehen wie die Gesundheit selber, und der junge Binsenhofbauer war nicht nur sterblich in sie verliebt gewesen, sondern hatte auch in ihr seinem Hauswesen eine kräftige Stütze zu gewinnen gehofft. Aber nach zwei Jahren einer kinderlosen Ehe hatte sie plötzlich mitten im Juli zu hüsteln angefangen, worauf sich eine alte eingehutzelte Magd sofort erinnerte, daß ihr Großvater mütterlicherseits an der Lungensucht gestorben war. Das warf nun düstere Schatten auf das junge Glück im Binsenhof. Der Bauer, der bis anhin noch keinen Grund gefunden, seine Wahl zu bereuen, indem er seine Ehehälfte nur dann und wann,

wenn sie nicht sofort hatte Ordre parieren wollen, „gehandhabt" hatte, wie er sich ausdrückte, begann nun in ihr die Ursache eines unabwendbaren häuslichen Mißgeschickes zu erblicken und konnte sich nicht versagen, den Abscheu, den er gegen das Mißgeschick hegte, auf dessen Ursache zu übertragen. Täglich warf er dem armen Wesen sein Unglück vor, spottete gegenüber dem Gesinde über blasse Wangen und müde Augen und erklärte alles für Faulheit. — „Das verdammte ewige Husten schnürt mir die Kehle zu," sagte er; dann stand sie auf und schlich sich, den Atem anhaltend, zur Türe hinaus. Im Garten hinter dem Hause war sie sicher vor ihm; dorthin kam er nicht wegen der vielen nichtsnutzigen Blumen, die nur den Platz versperrten. Da setzte sie sich auf eine Bank unter dem hohen Syringenstrauch, stützte den Kopf in beide Hände und weinte und hustete.

Selbstverständlich fand auch die Bäuerin, die sich trotz ihrer stetig abnehmenden Gesundheit doch nach Kräften der Hauswirtschaft hingab, wenig Zeit, um sich mit dem Pflegling ihres Mannes zu beschäftigen. So war denn die kleine Marianne durchaus den Mägden überlassen, mit denen sie morgens aufstand und sich abends zur Ruhe legte. Hatte sie Kleidung nötig, so wurde ihr etwas derart aus alten abgelegten Stücken in möglichster Einfachheit zusammengesetzt; das kam aber nur selten vor. Schuhe trug sie nur im Winter und dann solche aus dickem Filz mit schweren Holzsohlen, mit denen sie viel Lärm im Haus zu machen verstand. Als der Herbst kam, trieb sie die Kühe auf die Weide, wo sie oft den ganzen Tag über blieb und mit Bari, der sie begleitete, „Fangen" und „blinde Kuh" spielte, letzteres, indem sie ihm ihre Schürze über den Kopf warf und lachend davonlief. Bei alledem fiel es dem Kinde nicht auf, wie einsam es in der Welt stand, es vermißte nicht Vater noch Mutter, da niemand sich die Mühe gegeben, ihr diese Begriffe beizubringen. Diese Gedanken meldeten sich erst zwei Jahre später, als sie anfing, die Schule zu besuchen. Übrigens sollte vorher noch ein

Ereignis eintreten, das ihr aufs klarste dartat, wieviel Gutes und Liebes ihr das Schicksal, soweit sie sich erinnerte, vorenthalten.

Der Binsenhofbauer hatte nach fünfjähriger kinderloser Ehe seine Hoffnung auf Nachkommenschaft bereits aufgegeben, und das war nicht der letzte Grund, weshalb er seine Frau so schmählich behandelte. Da schien sich nun auf einmal das Langersehnte doch noch erfüllen zu wollen. Der Bauer gab sich Mühe, seiner Frau die nötige Ruhe zu verschaffen; er holte ihr sogar eigenhändig einige Geranienstöckchen aus dem Garten und stellte sie ihrem Wunsch gemäß vor das Kammerfenster; und an einem prächtigen Sommerabend, kurz nach Pfingsten, trug ihm die Wehmutter einen gesunden Knaben entgegen, der gemäß dem Tag, an dem er zur Welt gekommen, den Namen Alois erhielt. Trotz ihrer gebrochenen Konstitution hatte die Mutter das Ereignis überlebt; der Vater schwelgte in fast unmenschlicher Freude. Nicht anders, als hätte er's auffressen wollen, herzte und küßte er sein Kind und übergoß es in seinem maßlosen Herzensjubel mit einem Schwall von Kosenamen, die den ärgsten Schimpfwörtern so ähnlich sahen wie ein Ei dem andern. — „O du kleines Tier, du geliebtes! Du Ferkel du!" rief er unablässig. „Du hübscher, herziger Galgenstrick!" und während er mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, hob er es mit beiden Armen zur Decke, schwenkte es in der Luft und gebärdete sich so toll, daß man hätte meinen sollen, er sei mit der Geburt des Kindes um zwanzig Jahre jünger geworden.

Der Alois wuchs nun heran und versprach groß und kräftig zu werden. In kurzer Zeit war er der Mittelpunkt der ganzen Wirtschaft. Wenn ihn die Mutter „Vater" sagen lehrte, und er es ihr mit Händen und Füßen strampelnd nachzusprechen bemüht war, dann konnte das dringendste Geschäft den Bauern nicht vom Fleck bringen, und als er zu zahnen begann, da mußte das ganze Haus in einer Weise darunter leiden, als hätte noch kein Kind auf der Welt vor ihm Zähne bekommen. Bei Tische wurde der Schreihals

von Vater und Mutter abwechselnd auf dem Schoß gehalten und das Gesinde darob vernachlässigt. Marianne, das Waisenkind, machte zu alledem große Augen. Bisweilen dachte es, es müßte doch recht hübsch sein, Vater und Mutter zu haben.

Aber auch Marianne hatte indessen ein Wesen gefunden, mit dem sie durch die Bande des Blutes aufs engste verknüpft war. Gleich in den ersten Tagen, als sie die Schule im Städtchen besuchte, hatten ihre Kameradinnen sie auf ein Mädchen in einer höheren Klasse aufmerksam gemacht und ihr gesagt, daß das ihre Schwester sei. Marianne war sofort auf sie zugegangen, hatte sich ihr mit kindlicher Würde vorgestellt und sie nach ihrem Namen gefragt. Die Schwester, die etwa drei Jahre älter sein mochte und etwas sorgfältiger gekleidet, aber nicht so gesund aussah als sie selber, hatte ihr etwas verlegen die Hand hingehalten und gesagt: „Ich heiße Vreneli. — Und du?" — „Ich heiße Marianne." — Darauf hatten sie sich nichts mehr zu sagen gewußt und waren jedes seiner Wege gegangen, Vreneli zu ihren Freundinnen, die sich aufs angelegentlichste nach der neuen Schwester erkundigten, und Marianne mit den sonderbarsten Gedanken von der Welt, allein wie zuvor, auf den Binsenhof hinaus. — Das Vreneli war aber in der Tat ihre leibliche Schwester und in der Stadt bei einer Witwe, die sich mit derlei Unternehmungen kümmerlich ernährte, gegen geringes Kostgeld untergebracht. Es hatte sich an seine früh verstorbenen Eltern noch manche Erinnerung bewahrt, die es später, als die Jahre die Kinder einander näherten, der Schwester mitteilte. Sie mußten es dann so einzurichten, daß sie sich jeden Sonntag nachmittag sahen, indem das einemal die Vreni zur Marianne auf den Binsenhof ging, während über acht Tage Marianne die Vreni in der Stadt besuchte.

Der Alois wurde von Vater und Mutter um die Wette gehegt und gepflegt und verzogen, wie das beim Ersten, Einzigen und Jüngsten nur immer möglich ist. Kaum hatte er stammeln gelernt,

als er auch schon wacker zu befehlen begann, und da seine Befehle auch für den Bauern, der sich sonst von keinem Menschen was „dreinschwatzen" ließ, durchaus maßgebend waren, so machte er große Fortschritte. Wenn ihn bei seinen ersten Marschierübungen die Mutter auf die Stufen vor der Haustür hinausführte, so machte er dort halt, klatschte in die Händchen und schrie, so laut es ihm sein dünnes Stimmchen erlaubte: „Dies Haus und das Haus und der Hof und der Garten und alles Land ringsum, das gehört alles mir." —

Die Krankheit der Mutter nahm indessen ihren ruhigen Fortgang. Auch hatte die Änderung im Betragen ihres Mannes ihr gegenüber nicht lange vorgehalten; er mißhandelte sie im Gegenteil ärger als zuvor, so daß es ihr bisweilen schien, als wolle er sich für all die Liebkosungen, die er sich seinem Kinde gegenüber nicht versagen konnte, bei ihr entschädigen. So fand er es auch durchaus nicht für nötig, ihr zu verhehlen, wie ganz überflüssig sie ihm war, weshalb die arme Frau, wenn sie sich zeitweilig besser fühlte, sich das kaum merken zu lassen wagte. Trotzdem trug sie ihr Elend noch volle fünf Jahre. Dann starb sie, nachdem sie die letzten sechs Monate ihr Bett nicht mehr hatte verlassen können. In jener Zeit hatte sie aber eine treue Pflegerin gefunden, und zwar in Marianne, die trotzdem sie den Tag über durch die Schule in Anspruch genommen war, ihr Möglichstes tat, um der Bäuerin ihr Los zu erleichtern. Des kleinen Alois hatte sie sich schon früher angenommen, und die Mutter wußte bei ihr das Kind in besten Händen. Es war in einer kalten Märznacht nach einem ungewöhnlich strengen Winter, als sie ihr Ende nahe fühlte. Sie schickte Marianne nach dem Kind, und als diese es in eine wollene Decke gehüllt in die Kammer trug, segnete und küßte sie es. — „Behüt mir meinen Alois!" sagte sie zu Marianne, die weinend daneben stand; das waren ihre letzten Worte. Der Bauer hatte dem allem brummend zugesehen und es immerhin für der Lage angemessen erachtet, ein finsteres Gesicht zu zeigen.

## Drittes Kapitel

Marianne besuchte die Schule noch bis zu ihrem fünfzehnten Jahre. Trotzdem hatte sie sich zu ihrem Pflegling bereits wie eine zweite Mutter gestellt und sah sich reichlich belohnt durch das Zutrauen des Kindes. Zwischen Vater und Söhnlein war indessen bald eine Art Entfremdung eingetreten, indem der Kleine fühlen mochte, daß der Bauer an seiner Mutter nicht recht gehandelt, und der Bauer anderseits sein Kind trotz dessen junger Jahre doch schon einen unverschämten Bengel nennen mußte. Doch tat das seiner Liebe keinen weiteren Abbruch, und er hätte Marianne für ihre Hingebung sicher gedankt, wenn ihm ein herzliches Wort überhaupt möglich gewesen wäre. So aber beschränkte er sich darauf, daß er sie nicht hudelte wie sein übriges Gesinde. Nachdem sie aus der Schule entlassen war, gingen rasch auch die übrigen Geschäfte der Hausfrau auf sie über. Sie wußte in Küche und Keller genau Bescheid, kannte alle Arbeit und, was die Hauptsache war, sie verstand es mit dem Bauern auszukommen wie niemand anders. Sie wußte, was er gerne sah, aß und hörte; darnach richtete sie sich, tat im übrigen ihre Pflicht und war möglichst kurz angebunden. Infolgedessen besaß er gewissermaßen Respekt vor ihr, und während er sich in seinen Erörterungen mit den Leuten nie unflätig genug ausdrücken konnte, wagte er ihr gegenüber nur zu

knurren und zu brummen, wie ein Hund, der mit seinem Herrn nicht ganz einverstanden ist. Die Leute nannten sie deshalb eine schlaue Füchsin, gewiß mit Unrecht, denn was sie tat, das tat sie für ihren Alois.

Es war im Winter; Weg und Steg lagen verschneit, die Wasserpfütze vor dem Hofbrunnen war zugefroren und vom Scheunendach hingen lange keulenförmige Eiszapfen herunter. In der niederen, von einer bescheidenen Lampe erhellten Stube saß Marianne und spann. Neben ihr saß der Großknecht und hielt den Alois auf den Knien, dem er einiges auf der Mundharmonika beizubringen suchte. Zwei mit Strohflechten beschäftigte Mägde hatten sich's auf der Ofenbank bequem gemacht und oben auf dem Ofen lag der Länge nach ausgestreckt ein zweiter Knecht und zog dichte Rauchwolken aus einer gurgelnden Tabakspfeife. Jetzt schlug draußen der Hofhund an, und zugleich vernahm man schwere Tritte auf dem Steinpflaster. — „Da ist der Bauer," sagte Marianne. „Geh' Michel, mach' ihm die Tür auf." Und der Knecht hatte bereits seine Pfeife eingesteckt, sprang mit einem Satz vom Ofen herunter und verließ die Stube. Die Haustür knarrte, und gefolgt von Bari trat der Bauer herein. Er war über Land gewesen; von seinen Stiefeln troff der schmelzende Schnee und seine Kleider hauchten eine eisige Kälte aus. — „Guten Abend!" sagte er zu Marianne und fuhr dann gegen die Knechte gewandt fort: „Franz, Michel, nehmt den Holzschlitten und fahrt hinaus auf die Landstraße. Vom großen Nußbaum noch zehn Schritt weiter, links im Straßengraben, da liegt einer, und wenn der jetzt noch nicht aufsteht, morgen früh tut er's sicher nicht. — Wohin gehst du, Marianne?"

„Ich will ihnen eine wollene Decke mitgeben."

„Sei's drum! — Zwar . . . Nun, was steht ihr noch? Wollt ihr warten, bis er vollends erfroren? — Marsch! Bari soll auch mit; er wird ihn suchen helfen."

Dreiviertel Stunden später brachten sie ihn. Er war erstarrt

und besinnungslos. Die Knechte wollten ihn ohne weiteres auf die Ofenbank legen, als der Bauer mit Donnerstimme dazwischenfuhr.

„Die Kerle wollen ihn mit Gewalt umbringen! Tragt ihn hinauf in eure Kammer; reibt ihn mit Schnee von oben bis unten; dann legt ihn ins Bett und deckt ihn gut zu. Und du, Marianne, hast wohl noch Feuer auf dem Herd; geh' und koch' ihm was Warmes!"

Die Knechte taten, wie ihnen geheißen. Sie schleppten den Verunglückten hinauf, entkleideten ihn und rieben seinen Körper mit frischem Schnee; aber die Besinnung wollte noch nicht zurückkehren. Darauf hüllten sie ihn in wollene Decken und legten ihn in eines der beiden Betten. Nun erschien auch Marianne mit einem Topf voll dampfender Mehlsuppe.

„Kommt, Michel, stellen wir den Schlitten wieder beiseit, sonst gibt's morgen ein Donnerwetter," sagte der Großknecht zu seinem Kollegen und beide verließen das Zimmer. Marianne stand neben dem Bett; sie hatte die Suppe auf einen Schemel gesetzt und betrachtete mitleidigen Blickes den Fremdling. — „Wie jung der noch ist!" ging es ihr durch den Kopf. Er konnte ihres Erachtens höchstens neunzehn Jahre zählen. Sein Gesicht war bleich, eingefallen, aber regelmäßig gebildet. Er hatte dunkle Augenbrauen und schwarzlockiges Haar. Die bläulichen, flaumlosen Lippen waren fest zusammengepreßt, und die Brust hob und senkte sich unter kurzen, krampfhaften Atemzügen.

„Da kann ich noch lange stehen!" murmelte sie vor sich hin. „Wer weiß, wann der aufwacht, und unterdessen wird mir die Suppe kalt!" Sie neigte sich über ihn und hauchte ihm mehrmals über sein starres Gesicht. Dann legte sie ihm ihre warme Hand auf die Stirne. Da schlug er plötzlich die Augen auf und schloß sie sofort wieder; darauf öffnete er sie langsam und zögernd und schaute verwirrt umher. Marianne klopfte das Herz hörbar.

„Wo bin ich?" fragte er mit matter Stimme. „Mädchen, wer bist du? . . . Wer . . . wer seid Ihr?"

„Eßt jetzt die Suppe; die wird Euch gut tun," sagte sie. „Ihr seid auf dem Binsenhof." Und dabei reichte sie ihm einen Löffel voll dar. Der Jüngling versuchte sich aufzurichten, sank aber kraftlos zurück. Darauf hob er mühsam den Kopf und schlürfte die dargebotene Labe. Da dröhnten des Bauern schwere Tritte die Treppe herauf.

„Doch noch lebendig!" brummte er, sich dem Bett nähernd. „Zwei Füße kann's ihm kosten. Morgen mittag schafft man ihn in die Stadt; der Herr Doktor mag sehen, was er ihm wegschneidet." — Aber derjenige, den das anging, hörte von allem kein Wort. Nachdem er den Suppentopf zur Hälfte geleert, ließ er den Kopf zurücksinken und fiel in tiefen Schlaf.

Am folgenden Morgen fühlte er sich so wohl, daß er ohne Bedenken aufstand. Er hatte aber kaum das Bett verlassen, als ihn ein heftiger Schwindel ergriff, so daß er sich wieder hinlegen mußte. Der Bauer, der sich einigermaßen aufs Kurieren von Vieh und Menschen verstand, fühlte ihm den Puls und kniff ihn in die Füße, und da sich der Patient durchaus nicht unempfindlich dagegen zeigte, so erklärte er den Arzt für überflüssig, indem er nur an Übermüdung leide und sich noch einige Zeit ruhig verhalten müsse. Darauf fragte er ihn, wie er sich nenne, wo im Land er zu Hause sei und was er weiter zu tun gedenke.

„Holberg, Klaus Holberg," entgegnete der Jüngling. „Ich bin Sattler und komme von Mailand, wo ich den Sommer über in Arbeit stand. Bauer, Ihr habt mir das Leben gerettet, und es liegt nicht in meiner Macht, Euch das zu vergelten. Nun aber wollt Ihr mich noch verpflegen, und um dessentwillen sollt Ihr mich nicht undankbar . . ."

Aber der Bauer ließ ihn nicht aussprechen. „Will mir der Landstreicher wohl gar noch das Bett und die Suppe vergüten. Was

ich gegeben habe, das hab' ich gegeben und brauche deinen Dank nicht. Anders, wenn du dir ein Zehrgeld mit auf den Weg nehmen willst. In der Kammer hinter dem Stall hängt ein Geschirr am anderen. Bist du wieder auf, so geh hin und sieh, was zu schaffen ist."

Vierundzwanzig Stunden später dankte Klaus Holberg Marianne in respektvollen Worten für ihre Pflege und ließ sich durch Michel in dessen Bett er geschlafen, in die Geschirrkammer führen. Dort gab es in der Tat Arbeit die Menge. Die Geschirre befanden sich meist in einem Zustand äußerster Verlotterung; die Nähte waren aufgegangen, die Strangen zerrissen und nur notdürftig zusammengeknüpft, einzelne Stücke fehlten vollständig. Klaus Holberg zog sofort sein Handwerkszeug aus dem Felleisen, das ihm in jener Nacht umgehangen, und unterzog ein Stück nach dem anderen einer gründlichen Reparatur. Als der Abend hereinbrach, nahm er eine Halfter mit schadhaftem Stirnband mit in die Stube und nähte daran, und der Bauer setzte sich neben ihn und schaute mit Behagen seiner Arbeit zu.

„Wenn es Euch recht ist," sagte Klaus, „so geh' ich morgen ins Städtchen und kaufe Leder, sonst werd' ich nicht fertig mit dem Zeug da." und der Bauer zeigte sich damit einverstanden. Am folgenden Tag ging Klaus in die Stadt und holte Leder und was er sonst zur Arbeit bedurfte. In der Geschirrkammer hatte er sich ein Bett hergerichtet. Dort hauste und arbeitete er nun einen Tag über den andern, und als er alles wacker instandgesetzt, schwärzte er es über und über, so daß es wie neu aussah und männiglich seine Freude daran hatte.

Er war mit seiner Arbeit fast zu Ende, als der Bauer eines Abends sagte: „In deiner Kammer, Klaus, liegt ein alter Kummet im Winkel. Meinst du nicht, der ließe sich noch zu einem Chaisengeschirr für den Kastor verwenden? Du hast ihn doch gesehen, den Kastor? Ein prächtiger Gaul, he?"

„Jawohl, Bauer, der Gaul wär schon prächtig, wenn er nicht auf einem Aug' blind wär'."

„Und sieht der Gaul doch mit einem Aug' mehr als mancher Esel mit zweien!" rief der Bauer gereizt. „Hätt' ihn der Kerl richtig betrachtet, so hätt' er merken müssen, was der für Ausdauer in den Beinen hat?"

Klaus Holberg wollte etwas erwidern. Aber ein Blick von Marianne schloß ihm den Mund.

„Nun, wie steht's? Willst du mir das Geschirr herstellen, oder hast du's schon satt bei mir? — Ich halte dich nicht."

Klaus war es zufrieden, und nachdem man alle Einzelheiten reiflich erwogen, ging er eifrig ans Werk. So hatte er nun dauernde Beschäftigung auf dem Binsenhof gefunden, was er angesichts der schlechten Zeiten wohl zu schätzen wußte. Dabei gelang es ihm, sich in kurzem mit seiner ganzen Umgebung ins beste Einvernehmen zu setzen. Den Bauern mit seiner hilflosen Roheit hatte er durchschaut; was das Gesinde betrifft, so war er gegen alle gleich freundlich; dem Alois hatte er eine famose Peitsche mit gedrehtem Stock verfertigt, und selbst der Kastor, ein altes, abgetriebenes Pferd, das der Bauer nichtsdestoweniger jeden Sonntag in die Chaise spannte und das sich zitternd an die Wand drückte, sobald es seines Herrn Schritte im Stall vernahm — im allgemeinen behandeln die Bauern das Vieh immer noch gnädiger als die Menschen — selbst der alte Kastor hatte Vertrauen zu ihm gefaßt, da er ihm hin und wieder eine trockne Brotrinde zwischen die Zähne schob und überhaupt im Umgang mit Pferden kein Neuling war. Und des Abends, wenn sich sämtliche Bewohner des Hofes in der Stube versammelt hatten, dann erzählte er von seiner Wanderschaft, vom Dom zu Mailand, von den italienischen Bauern und ihrem Rindvieh mit den schöngewundenen Hörnern, und alle, der Bauer nicht ausgenommen, hörten ihm gerne zu. Marianne, die weiter unten am Tisch an ihrem Spinnrad saß,

warf ihm bisweilen verstohlene Blicke zu; wenn aber sein Auge dem ihrigen begegnete, so schaute sie rasch auf den Faden nieder, und das Rädchen drehte sich mit erhöhter Geschwindigkeit.

Als der Frühling kam, stellte sich heraus, daß der Michel seinem Herrn Hafer gestohlen und denselben in der Stadt verkauft hatte. Er wurde einen ganzen Tag über mit einem wahren Schwall von Schimpfreden übergossen und nichtsdestoweniger am gleichen Abend entlassen. Klaus Holberg fühlte sich damals so wohl auf dem Binsenhof, daß er, obschon ein gelernter Sattler, doch keinen Augenblick Bedenken trug, in die vakant gewordene Stelle einzutreten.

## Viertes Kapitel

Die wärmeren, stets wachsenden Tage brachten viel Arbeit in Flur und Feld, und der neue Knecht zeigte sich dabei so tüchtig, daß ihn der Bauer zwar nicht lobte, aber sich doch im stillen gestand, daß er noch keinen besseren gehabt habe. Übrigens war es so seine Art, sich für Leute, die er erst kennen gelernt, rasch einnehmen zu lassen, worauf meistenteils ein jäher Umsturz erfolgte, so daß er sie nachher ebenso maßlos unterschätzte, wie er sie zuvor leichthin überschätzt hatte. Er besaß wenig Menschenkenntnis und huldigte unter anderem der Ansicht, daß man die Untergebenen durch abstoßendes Benehmen zu größerem Fleiß anspornen könne, wodurch er sich schon manchen guten Arbeiter verdorben hatte. — Marianne besorgte die Hausgeschäfte wie immer mit größter Gewissenhaftigkeit. Der Alois, der indessen sein zehntes Jahr zurückgelegt, machte ihr durch seine Widerspenstigkeit viel Sorge; aber immerhin war sie noch die einzige Person im Hause, von der er sich etwas sagen ließ, und das erfüllte sie mit keiner geringen Genugtuung. Am Sonntag nachmittag erhielt sie Besuch von ihrer Schwester Vreneli. Beide setzten sich dann in den Garten unter den Syringenstrauch, wo vorzeiten die Bäuerin so gerne geweilt. Der Garten war in der ersten Zeit nach ihrem Tode sehr vernachlässigt worden, aber bald hatte Marianne auch ihm ihre Sorgfalt

zugewendet und nun prangte er bunter und lieblicher denn je, freilich nicht zur Freude des Bauern, der ihn immer noch wie einen Friedhof mied. Vreneli stand seit einiger Zeit bei einer Herrschaft als Kammermädchen im Dienst. Sie war größer als ihre Schwester, hatte eine schlanke, aufrechte Figur und ein angenehmes Gesichtchen mit großen, fröhlichen Augen. Marianne hatte mehr rundliche Formen, war flink wie ein Reh, und ihre Bewegungen entbehrten nicht einer gewissen Anmut. Ihr Gesicht war von der Sonne stark gebräunt. Sie hatte eine feingebogene Nase und unter dunkeln Brauen blitzten kleine schwarze Augen hervor. Ihre vollen, kirschroten Lippen trugen für gewöhnlich ein liebes Lächeln; bisweilen freilich verschwand dasselbe, und die tiefliegenden Mundwinkel begannen unmutig zu zucken. Dann fuhr sie sich mit der kleinen dicken Hand über die Stirne, schüttelte das schwarze Haar aus dem Gesicht, und im Augenblick ruhte wieder der alte Sonnenschein darauf. Natürlich kleidete sie sich bäurisch, und das stand ihr vortrefflich. Ein nicht zu langes, einfaches Röckchen schloß sich an ein knappes, kurzes, schwarzes Mieder mit roten Schnüren und versilberten Rosetten und Ketten; Hals und Arme blieben frei und waren nicht weniger gebräunt als das Gesicht. Ihre Schwester war städtisch gekleidet. Ihr Hut war mit Samt und Seide garniert, und sie liebte es, sich eine bunte Schleife auf die Achsel oder vor die Brust zu heften, was sich nicht immer geschmackvoll ausnahm.

„Vreneli," sagte Marianne zu ihrer Schwester, als beide im Garten saßen. „Was ist denn heute mit dir? Du sagst ja gar nichts. — Vreneli, fehlt dir was?

„Nein, mir fehlt nichts," versetzte die Schwester lachend. „Mir fehlt gar nichts; ich bin ganz zufrieden," und nach einer Weile: „Wie steht es denn mit euerm Gras? Soll bald geheut werden?"

„Übermorgen fangen wir an. Wir hätten schon letzte Woche angefangen, aber es hat immer geregnet. Jetzt darf man nicht länger

warten. Das Gras hat längst verblüht und stäubt schon. — Wenn wir jetzt nur acht Tage gut Wetter bekommen! Aber der Barometer will nicht hinauf."

„Höre Marianne," sagte Vreneli. „Sag' mir mal aufrichtig, liebst du?"

„Ob ich *was* tue?"

„Ich frage dich, ob du liebst."

„Ich? — Wieso?"

„Ach was! — Ich meine, ob du ... nun ja, ob du einen Schatz hast?"

„Aber Mädchen!" rief Marianne, ihr Köpfchen zur Seite wendend. „Wie sollt' ich ...! Und wozu auch? — Nein, ich habe keinen. Gewiß, ich habe ... Aber wie kommst du nur darauf? — Oder ..." und sie sah ihre Schwester scheu von der Seite an ... „solltest du vielleicht, Vreneli? ... Solltest du lieben? ... einen Schatz haben?"

Vreneli antwortete nicht. Sie spielte mit einer zierlichen Kette aus schlechtem Gold, die ihr von der Brust zum Gürtel herabhing.

„Vreneli," fuhr Marianne in gleichem Ton fort. „Solltest du vielleicht ...? Woher hast du denn die schöne Uhrkette?"

„Die Kette meinst du? Ja? — Die hab' ich noch von der Mutter."

„Aber so lüg' doch nicht, Vreneli! Wie wenn ich nicht wüßte, daß man der Mutter jedes Stück verkauft hat. — Sag', woher hast du sie?"

„Von ihm," lispelte Vreneli kaum hörbar und wagte nicht aufzublicken.

„Von welchem ‚Ihm'?"

„O Marianne!" — ihre Augen füllten sich plötzlich mit Tränen; sie legte beide Hände ihrer Schwester auf die Schulter und preßte die heiße Stirne darauf. — „Von dem besten, dem schönsten und liebsten, von dem allerliebsten Mann, der auf Gottes Erde lebt!"

und dabei weinte und schluchzte sie so laut, daß Marianne besorgte, es möchte jemand vom Gesinde zu Hilfe herbeieilen.
Sie schwieg eine Weile. Dann fragte sie ernst und ruhig: „Ist er denn auch ehrlich, dieser liebste Mann auf Gottes Erde?"
„Marianne!" stieß Vreneli vorwurfsvoll hervor.
„Nun, ich frage ja nur. Du mußt es ja wissen, ob er ehrlich ist."
„Sagt' ich dir denn nicht, daß er der beste und bravste Mann ist?"
Marianne blieb nachdenklich. Endlich sagte sie nicht ohne Überwindung: „Vreni! Sei nicht unvorsichtig!"
„Du bist ein Kind," versetzte Vreneli gereizt. „Ich bin zwanzig Jahr alt und muß daran denken, mich zu verheiraten. — Wie du nur gleich so schreckhaft sein kannst! Hätt' ich das vorausgesehen, ich hätte dir den Kummer gern ersparen wollen."
Marianne fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Vergib mir, Vreni. Es war nicht schön von mir. Ich wünsche dir von Herzen Glück zu deiner Heirat."
Es war aber in der Tat das erste- und letztemal, daß Vreneli mit ihrer Schwester über die Liebe sprach. —
Am darauffolgenden Dienstag, früh um drei Uhr, als die Sonne noch hinter den Bergen lag, gingen die Schnitter auf die Wiese hinaus und mähten das tauschwere Gras. Gegen Mittag kamen die Mägde mit Gabeln und Rechen, um es auszubreiten und von Stunde zu Stunde zu wenden. Es war ein drückend heißer Tag. Marianne hatte im Hause mit der Bereitung des Mittagmahles alle Hände voll zu tun. Nach dem Essen wurde die Arbeit fortgesetzt, so daß man gegen Abend schon mehrere Wagen voll hereinbringen konnte. Das übrige blieb zu Haufen zusammengeharkt auf der Wiese. Man hatte auf die Nacht allgemein ein Gewitter erwartet, aber es traf nicht ein. Der Mittwoch verlief in gleicher Weise. Am Donnerstag morgen stieg die Sonne blutig rot über die Berge empor, und gegen Mittag türmten sich auf allen

Seiten Wolkenmassen auf; aber wenn es nur bis zum Abend aushielt, so kam auch der letzte Halm trocken in die Scheune. Knechte und Mägde rührten sich nach Kräften; Klaus Holberg stand hoch auf dem Wagen und nahm mit ausgebreiteten Armen von allen Seiten das heraufgereichte Heu von den Gabeln, das er gleichmäßig um sich herumlegte, damit die Ladung möglichst groß würde, und der Wagen doch nicht umschlug, wenn er auf dem ausgehöhlten Feldwege dem Hof zurollte.

„Wir müssen noch einmal fahren," sagt der Großknecht. „Es bleibt grad noch genug für ein kleines Fuder."

„Aber bis dahin regnet es," entgegnet Marianne, die nach dem Mittagsmahl auch mit auf die Wiese gegangen ist und emsig den Rechen führt. „Der Barometer stand heute morgen schon tief genug."

„Dazu brauchen wir keinen Barometer," ruft nun der Klaus vom Wagen herunter. „Hinter den Bergen dort regnet es schon."

„O du allmächtiger Himmel!" sagt Marianne. „Lauf, Alois! Der Vater soll den Kastor anspannen; an den kleinen Wagen; hörst du! Du führst ihn heraus. — Was stehst du noch?"

„Der Kastor ist dem Vater zu gut; er wird ihn nicht anspannen wollen," entgegnet der Alois, der sich, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu ziehen, langsam von einem Heuhaufen erhebt.

„Er tut's dennoch. Geh' nur, sag' ihm, wir hätten sonst morgen den ganzen Tag zu tun; und wer weiß, ob's morgen gut Wetter ist. — Aber flink, Alois! —"

„Ich gehe ja schon!" entgegnet jener mürrisch und macht sich, die Hände noch immer in den Hosentaschen, auf den Weg.

Wie er etwa nach einer halben Stunde mit dem Kastor und einem kleinen Leiterwagen zurückkehrt, steht das große Fuder, mit Bindbaum und Seil wohl geschnürt, schon zur Abfahrt bereit. Der Großknecht treibt die Ochsen an, während Bethi und Anni, zwei rüstige Mägde, die schwanke Last zu beiden Seiten mit ihren Ga-

beln stützen. Klaus Holberg, Marianne und die alte Stallmagd bleiben zurück; die Arbeit geht rasch von statten. Der Klaus steht wie vorher auf dem Wagen, indes der Himmel über ihm von Minute zu Minute schwärzer wird.

„Fertig!" ruft er und springt herunter. „Hei, Marianne, so kommen wir doch noch trocken nach Haus. Vorwärts Alois, nimm die Zügel und fahr zu!"

Gleich darauf pfiff ein heftiger Windstoß über die Wiese. Die alte Stallmagd kletterte mit wenig Grazie auf den Wagen, wo sie sich's im duftigen Heu bequem machte; der Alois lenkte den Kastor in der Richtung nach dem nächsten Feldweg, während Klaus und Marianne hinterdrein gingen.

„Der Bauer wird seine Freude haben," sagte Klaus Holberg.

„Mag sein, weil Ihr dabei wart. — Gedenkt Ihr noch lange auf dem Binsenhof zu bleiben?"

„So lang' es Euch gefällt, das heißt, so lange es dem Bauern gefällt. — Mir ist es fast, als sei ich hier geboren und aufgewachsen."

Das Fuhrwerk war kaum in den Feldweg eingelaufen, als Alois die Zügel am Wagen befestigte und die Hände wieder in die Hosen steckte.

„Aber wollt Ihr nicht zu Euerm Gewerbe zurückkehren?" fragte Marianne.

„Ich glaube, ich hätte keine Lust mehr an der Sattlerei; die Werkstatt ist mir verleidet."

„Und das Wandern, ist Euch das ebenfalls verleidet?"

„Jawohl! Als ich hinauszog in die Welt, da war ich ganz anders, da wollt' es mir nirgends gefallen. Jetzt hingegen . . . Aber Marianne, es scheint mir fast, als wär' ich Euch nicht recht. Wollt Ihr, daß ich gehe?"

„O nein! Mir seid Ihr recht und lieb, so lang' Ihr Euch mit dem Bauern vertragt. Und der ist wirklich umgänglicher, seit Ihr

im Haus seid. — Nein, Klaus; ich vertreibe Euch gewiß nicht." — Bei diesen Worten klatschte ihr ein großer Regentropfen auf die Stirn. Indem sie ihn mit der Schürze wegwischte, rief sie: „Hü, Alois! daß wir nicht noch grad' vor dem Tennstor verregnet werden!"

„Hü, Kastor! Hü!" schreit der Alois dem Pferd in die Ohren, welches seine Schritte beschleunigt und, kaum vor dem offenen Hofe angelangt, ohne ein weiteres Kommando abzuwarten, rechts abschwenkt. Aber der Hof liegt tiefer als der Weg, und die Einfahrt ist abschüssig. Der Wagen rollt dem Kastor auf die Fersen, und der Kastor, durch keinen Zügel zurückgehalten, begibt sich jeden Widerstandes, indem er einen schwerfälligen Trab anschlägt.

„Oha!" schreit nun der Alois zugleich mit der alten Stallmagd, die das Rütteln unsanft aus dem Schlummer weckte; „Oha!" rufen Klaus und Marianne. Der Kastor aber beginnt mutwillig zu hüpfen und zu springen und rennt direkt auf den breiten Brunnen los. Noch ein Satz, und er steht mit beiden Vorderfüßen in dem angefüllten Trog; die Wagendeichsel ist zerschellt, indem sie mit aller Macht gegen den Brunnenstock prallte; der Wagen hält still, und der halbblinde Gaul streckt erwartungsvoll den Kopf in die Luft. Im nämlichen Moment erblickt Marianne, als wär' er aus dem Boden aufgetaucht, den vor Wut bebenden Bauern zur Seite des Brunnens.

Ein langgedehnter Fluch polterte aus seiner Brust hervor, und wie ein wildes Tier auf Klaus Holberg losstürzend, packt er ihn vor der Brust und: „Du Schurke du!" stöhnt er. „Was hat dir die Mähre getan, daß du sie zuschanden treibst? — Oh, ich kenne dich, du hergelaufener Strolch; ich hab' es lang' gemerkt. Mich und das Meine zugrunde richten! Auf den ganzen Hof hast du's abgesehn. Aber warte! Ich zeige dir, was für solches Pack für ein Hafer wächst. Fehlte noch, daß die ganze Wirtschaft über dem Landstreicher aus den Fugen geht; dreht sich doch so schon

alles um ihn! Ich bin Nebensache! — Und mein braver Kastor ... Aber der Kerl hat kein Gefühl! ... Komm, Kastor! Komm, guter Bursche ... komm ..." — und er tritt herzu und will den Gaul streicheln. Dieser aber weicht scheu zurück, obschon der Bauer von der Seite kommt, wo er blind ist. So muß denn doch Klaus Holberg herbei und ihn ausspannen. — „Der Alois ist an allem schuld!" murmelt er zwischen die Zähne, während er die Deichselkette aushängt.

„Halt's Maul!" fährt ihn der Bauer von neuem an. „Was kümmert dich der Alois! Soll wohl ausbaden, was du angestellt, he? Willst ihn auch verderben! — Ha, meinen Alois verderben! Mein Herzblatt! Meinen unschuldigen Jungen!" — Und dabei hebt er den Bengel auf und küßt ihn auf Stirn und Wangen, und der weicht nicht zurück wie der blinde Gaul, sondern macht ein Gesicht, so harmlos, als sei er gar nicht dabei gewesen, sondern habe sich die ganze Geschichte eben erst zu seinem großen Bedauern erzählen lassen.

Marianne stand zitternd daneben. Sie hatte nicht gewagt, ein beruhigendes Wort einzuwerfen; ihre Blicke hatten nur immer mit ängstlichem Bangen diejenigen des Knechtes gesucht, um ihn von jeder Entgegnung abzuhalten. Derweilen war die alte Stallmagd auf dem Wagen trotz des entsetzlichen Lärmens und des beginnenden Gewitterregens wieder eingeschlafen.

## Fünftes Kapitel

Bis zum Abend hatte sich der Bauer beruhigt und lachte und scherzte wieder in seiner Weise. Aber sein Betragen gegen Klaus Holberg war von jenem Tag an so verändert, daß man hätte glauben sollen, einer von beiden sei ein ganz anderer Mensch geworden. Bei Leuten, die auf dem Wege sind, irrsinnig zu werden, zeigt es sich wohl, daß sie plötzlich gegen eine Person, mit der sie stets im besten Einvernehmen gelebt, den unüberwindlichsten Haß empfinden, so daß ihnen, sobald sie der Person ansichtig werden, die Galle überläuft. Ähnlich schien es sich bei dem Bauern gegenüber Klaus Holberg zu verhalten. Schaden war ihm aus dem Vorfall nicht erwachsen; der Knecht hatte noch am selbigen Abend aus einer jungen Esche eine neue Deichsel geschnitzt und des andern Tages auf eigene Kosten vom Schmied den Beschlag darumlegen lassen. Auch der Kastor war wunderbarerweise trotz Alter und Gebrechlichkeit unversehrt davongekommen; aber das alles achtete der Bauer nicht; Klaus Holberg war ihm von nun an nur noch ein Schurke und ein Lumpenkerl, dem er weniger vertraute, als dem schlechtesten unter dem Gesinde. Was der Jüngling auch beginnen mochte, es war alles nicht recht. „Der Satan!" sagte der Bauer. „Heimtückisch kam er angeschlichen, hat sich eingenistet wie das Ungeziefer, hat sich gemästet, alles an sich gerissen und

mir das Haus auf den Hund gebracht. Nun bin ich in meinen eigenen Wänden nicht Herr mehr — der Satan, der!"

Klaus hätte sich das zweifelsohne nicht gefallen lassen, wenn er nicht — ja, das war's; wenn er nicht der festen Überzeugung gewesen wäre, den Bauern mit der Zeit doch noch umstimmen zu können. Marianne aber dachte anders; sie sah im Geiste schon den Augenblick nahen, wo er das Ränzel auf dem Rücken vor den Bauern treten werde und sagen: „Bauer, ich wär' Euer größter Schuldner geblieben mein Leben lang, aber Ihr selber habt Euch redlich entschädigt. Gehabt Euch wohl, Bauer, und sucht Euch einen Besseren!" — und wenn sie daran dachte, so wurde ihr so unendlich traurig zumute; und warum auch nicht! Hatte der Bauer doch so manches Geschäft dem Klaus überlassen und sich nicht mehr darum bekümmert. Wer wollte das alles besorgen, wenn der Klaus nicht mehr da war?

„Bauer", sagte sie eines Abends, als sie mit dem Alten allein war, „Ihr werdet's noch so weit treiben, daß er Euch einfach davonläuft."

„Wer denn?"

„Den Klaus mein' ich. Er zeigt doch stets guten Willen, und die andern sind nicht besser als er."

„Ach was!" brummte der Bauer und erhob sich. „Seine Meinung wird man doch sagen dürfen! Ein sauberer Knecht, der das nicht vertragen kann!" und damit drückte er sich zur Stubentüre hinaus.

Marianne fand nur zu bald Gelegenheit, das Wort zu bereuen, das sie zugunsten des Knechtes einzulegen gewagt. Des Bauern Grobheit gegen ihn machte boshaften Kränkungen Platz, und schon nach Verlauf von vierzehn Tagen trat ein Ereignis ein, das dem Faß den Boden einschlagen sollte.

Der alte unschuldige Kastor lieferte wieder die Veranlassung. Der Bauer pflegte ihn nämlich nicht nur vor die Chaise zu spannen,

sondern benutzte ihn auch bei außerordentlichen Gelegenheiten, trotz seiner Einäugigkeit, noch als Reitpferd, wie denn jener überhaupt ursprünglich Kavalleriegaul gewesen und als solcher seinerzeit in den Besitz des jungen militärpflichtigen Binsenhofbauern übergegangen war.

Drei Stunden vom Binsenhof entfernt war nun eine alte Bäuerin gestorben, die letzte Tante des Bauern. Am Sonntag war Testamentseröffnung, und da der Bauer keine geringe Erbschaft zu machen hoffte, so gedachte er möglichst nobel aufzutreten, zumal, da sich seine ganze übrige Verwandtschaft, mit der er stets auf etwas gespanntem Fuße lebte, aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls dort einfinden werde.

„Den Kastor satteln und vorführen!" waren seine Worte, als er am Sonntag früh gestiefelt und gespornt in die Stube trat. Es war ein herrlicher Herbsttag, und die Sonne versprach trotz der vorgerückten Jahreszeit gegen Mittag noch recht drückend zu werden. Der Bauer war etwa eine halbe Stunde geritten, als er die Zügel straffer faßte und sagte: „Hü, Kastor! Machen wir einen kleinen Trab! — In diesem Tempo kommen wir zwei vor Abend nicht zur Tante." Der Kastor aber tat gar nicht, als hätte er es gehört; selbst dann noch nicht, als ihm der Bauer die Sporen und schließlich die Gerte gab. Er schien durchaus nicht anders als Schritt gehen zu wollen, und da er es an Starrköpfigkeit mit dem Bauern wohl aufnahm, so mußte jener nachgeben und man blieb beim Schritt. Dieser Schritt war nun freilich etwas äußerst Trauriges, das heißt nicht halb so ausgiebig wie derjenige des ersten besten Handwerksburschen, und so wurde es nachmittags drei Uhr, ehe die beiden ihren Einzug bei der toten Tante halten konnten. Der Kastor wurde in den Stall geschoben, und sein Herr sah sich der Masse von Geschäften halber genötigt, auf dem Hofe zu übernachten.

Als er des anderen Tags wieder aufgesessen, wollte es ihm anfangs scheinen, dem Kastor habe der Hafer der Dahingeschiedenen

nicht weniger gut getan, als ihm selber ihr geräuchertes Schweinefleisch und ihr Zwetschgenwasser. Etwa nach einer Stunde Weges aber machte das Tier halt und war weder durch Prügel noch Schmeichelworte einen Schritt weiter zu bringen. Schließlich, da der Bauer in seinen Bemühungen nicht nachließ, legte es sich samt seinem Reiter gemächlich zur Erde.

Der Bauer fluchte, daß das Gevögel im nahen Forst aufflog. Angesichts des unerschütterlichen Gleichmutes aber, womit der Kastor auch das über sich ergehen ließ, mußte er sich doch dazu bequemen, abzusteigen und dem Tier in Gutem wieder auf die Beine zu helfen. Wie er es nun so um sich herumgehen ließ, stellte es sich heraus, daß es, offenbar infolge des langen Stehens im heimatlichen Stall, an allen Gliedern steif geworden war. So blieb denn dem Bauern nichts anderes übrig, als es am Zügel nachziehend, den Weg zu Fuß fortzusetzen, wobei er alle zehn Schritt über seine alten eingerosteten Ordonnanzsporen stolperte.

Auf dem Binsenhof war der Klaus der erste, der ihm entgegentrat; der Bursche kam ihm wie gerufen. Alle Wut, die er auf dem vierstündigen Marsche in der Hitze des Mittags in seiner Seele aufgespeichert, fand er hier Gelegenheit binnen zehn Minuten in befriedigendster Weise auszuladen. So mußte der Klaus an allem schuld sein; das heißt er sollte alles vorher so eingerichtet haben, und zwar nicht allein aus Bosheit, nein, aus bewußter Gewinnsucht. Das Leben des Bauern war es zum mindesten, worauf er es abgesehen, um sich dann ohne weiteres seiner Habe bemächtigen zu können. Das war ja sowieso längst sein einziges Bestreben — kurz, Klaus Holberg war nicht nur ein ganz gemeiner Schurke, sondern er war ein Verbrecher, für den der Galgen Gnade und das Zuchthaus Barmherzigkeit gewesen wäre.

Der Jüngling stand da, dunkelrot vor Zorn. Es fehlte wenig, und er wäre dem Bauern an die Kehle gesprungen. Er zitterte und dachte nicht daran, ein Wort zu erwidern. Indessen war das Ge-

sinde auf dem Hofe zusammengelaufen, und während der Bauer seine Rede in noch gehaltvolleren Ausdrücken zu wiederholen begann, glaubte Klaus in einigen Gesichtern Schadenfreude zu lesen. Er machte einige Bewegungen nach vorn, etwa so, als wollte er eine Wand einrennen, faßte dann seinen Kopf zwischen beiden Händen, drehte ihn und damit seinen ganzen Körper gewaltsam rechts um und ging festen Schrittes ins Haus. Der Bauer brummte und pfiff einiges und war nach wenigen Minuten seinen übrigen Leuten gegenüber von einer Heiterkeit, ähnlich derjenigen, die uns überkommt, nachdem wir ein Bad genommen. — „Nein, dieser Klaus!" wandte sich Bethi, die Kuhmagd, voll aufrichtiger Entrüstung gegen ihre Kollegin Anni, als schon beide wieder bei der Arbeit waren.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und friedliche Schatten hatten sich über den Hof gebreitet. In seiner guten Kleidung, das Ränzel auf dem Rücken, den Hut in der einen und einen schweren Knotenstock in der andern Hand, trat Klaus Holberg in den Garten hinter dem Wohnhaus, wo Marianne auf der Bank unter dem Flieder saß und das Kraut von einem Korb voll Rüben schnitt. Als sie seiner ansichtig wurde, entfiel ihr das Messer; sie bedeckte ihr Gesicht und wandte sich ab. Offenbar hatte sie alles mit angehört.

„Marianne," sagte Klaus, als er vor ihr stand. „Der Bauer und ich, wir zwei passen nicht für einander. Drum ist's besser; ich gehe; sonst gibt's noch ein Unglück, und das wär' für beide nicht gut. Ich kann aber nicht gehen, bevor ich — Euch — Euch etwas mitgeteilt habe. — Marianne! — Hört mich ruhig an; ich möchte Euch gern etwas sagen."

Marianne weinte. Klaus Holberg drehte seinen Hut zwischen den Fingern und ließ dabei den Stock fallen. Er hob ihn hastig auf und fuhr etwas geläufiger fort:

„Daß ich Euch herzlich lieb habe, daß ich seit einem Vierteljahr

jede Stunde nur an Euch gedacht, das werdet Ihr längst gemerkt haben. Ich aber weiß nicht, wie es mit Euch steht, was Ihr von mir denkt und ob ich Euch wert scheine, Euer Mann zu werden. Jetzt zieh' ich wieder von dannen, um von neuem das Glück zu suchen. Marianne — laßt mich nicht im Ungewissen fort! Gebt mir ein Wort mit, an das ich mich halten kann!"

Aber sie vermochte das Wort nicht auszusprechen, schluchzend sank sie an seine Brust. Alsbald traten auch ihm die Tränen in die Augen, so sehr er sich dessen erwehrte. Er versuchte, sein Lieb zu trösten, war aber so ängstlich und verwirrt, daß er nach einigen unvollendeten Redensarten stecken blieb. Es folgte darauf ein längeres Schweigen.

In dem kleinen Garten standen viele Rosenstöcke. Alle waren verblüht, bis auf einen, an dem noch eine einzige Rose hing. Auch diese hatte bereits mehrere Blätter verloren und neigte sich traurig zur Erde. Dennoch brach sie Marianne und steckte sie dem Jüngling auf den Hut. Als Dank dafür ließ sie sich willig einen heißen Kuß auf ihre frischen, vollen Lippen pressen.

„Marianne," sagte Klaus sehr ernst, indem er sich aus ihren Armen wand. „Länger als ein Jahr sollst du nicht warten. — Wenn mir mein Plan gelingt, so bin ich schon früher wieder hier. — Wenn nicht, so soll dein Glück nicht darunter leiden. — Leb' wohl, Marianne!"

Er drückte ihr die Hand und verließ den Garten. Das Mädchen sah ihm noch lange nach, während Tränenströme ihre Wangen netzten. Sie seufzte aus tiefster Brust auf. Dann fuhr sie sich mit der Hand mehrmals über die Stirne und kehrte zu ihrer Arbeit zurück.

## Sechstes Kapitel

Es folgten trübe Stunden für Marianne. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so einsam gefühlt. Die mannigfache Beschäftigung in Haus und Hof vermochte ihren Schmerz nur teilweise zu lindern. Ihre Gedanken schweiften von der Arbeit ab und ergingen sich in trostlosen Träumen und Vermutungen über das Schicksal des Geliebten. Denn sie liebte ihn; das gestand sie sich freudig ein, und dann war all ihr Wesen von Glück durchdrungen. Aber mit der Erkenntnis dieses Glückes war ihr der Schmerz der Trennung erwachsen, und oft wurde es ihr nicht leicht, an der Hoffnung des Wiedersehens festzuhalten. — So zaubert der Traumgott dem Menschen schöne Gestalten, himmlische Bilder vor die Seele. Begierig, die unsteten Linien deutlicher zu erfassen, heftet der Träumende mit aller Macht seine Blicke darauf. Da zerreißt der Schleier, und Feenpracht, Blumenauen und Wald und Wonne sind dahin. Ein Unglück zu ertragen wird oft leichter, als ein Glück zu entbehren, dessen Seligkeit wir voll und ganz zu erfassen vermocht.

Dann kam der lange traurige Winter, und in Mariannens Herzen wurde es so still wie rings in der weiten Natur. Es fehlte ihr aller Mut, um fröhlich abzuwarten. Sie sagte sich, sie sei ein geringes Geschöpf, um dessentwillen nichts Außerordentliches gesche-

hen könne; der Klaus aber werde viel reicheren, schöneren Mädchen begegnen. Da ihr der Glaube abging, schuf sie sich selbst eine trostlose Gewißheit. Sie selber werde ihm treu bleiben, das wußte sie, und wenn er noch so lang auf sich warten ließe; er hingegen — sie dachte nicht schlecht von ihm — aber hatte ihn das Geschick ihr nicht schon entrissen, nachdem er ein einziges Mal ihren Mund berührt.

Ihrer Schwester, die sie in letzter Zeit nicht mehr so häufig gesehen, hatte sie nichts zu verraten vermocht. Vreneli schien so voll von ihrem eigenen Glück, daß Marianne besorgte, ihr Herz möchte keinen Raum für das Leid der Schwester übrig haben. Übrigens ging Vreneli seit einiger Zeit mit der Absicht um, den Dienst im Städtchen zu quittieren und eine Stelle in der Hauptstadt anzunehmen. Sie konnte dort mehr verdienen, hatte angenehmere Beschäftigung und, was wohl die Hauptsache war, sie wollte doch noch ein wenig von der Welt sehen, bevor sie dem bravsten aller Menschen zu Liebe unter die Haube ging. Indessen nähte sie bereits Tag und Nacht an ihrer Aussteuer.

Der Bauer zeigte sich, seit Klaus Holberg den Hof verlassen, gegen Marianne noch freundlicher als zuvor. Bisweilen wollte es ihr scheinen, als begriffe er ihren Kummer. Er gestattete sich auch nicht den geringsten Tadel, war um ihre Gesundheit besorgt und fragte sie oft um ihre Meinung. Marianne war das nicht recht; sie hätte sich weit lieber schimpfen und hudeln lassen, um ihn nach Herzenslust hassen zu können. Er war aber auch mit dem Gesinde verträglicher geworden, und selbst das Vieh im Stall hatte alle Ursache, sich der bestehenden Verhältnisse zu freuen.

Was das Mädchen bei alledem am meisten an den Hof fesselte, war der ungeratene Schlingel, der Alois, den sie von Jugend auf gepflegt, und der es ihr nun durch Widerspenstigkeit lohnte. Aber lieben mußte sie ihn doch, weil sie ihn, eigentlich ohne eigenes Verschulden, stracks ins Verderben rennen sah. Arbeiten durfte

er nicht; er hatte ja jetzt soviel für die Schule zu tun. Dagegen hatte ihm der Bauer eine Flinte gekauft, mit der er von früh bis spät auf Spatzen und Krähen lauerte. Er hatte auch bereits einige Katzen erlegt.

Im Frühjahr ging die Saat auf, und der Wein erfror in der Blüte. Die Hundstage brachten Gewitterwolken, vielen Schweiß und Hagelwetter; und als das Heu hereingebracht war, wurde Marianne so zerstreut, daß es der Bauer für gut fand, ein ernstes Wort einzulegen. Er tat es unter vier Augen, wohlmeinend und maßvoll. Trotzdem half es nicht; Marianne konnte des Nachts vor Aufregung nicht schlafen und den Tag über ging sie wie träumend umher; bis sie schließlich, als ihre Widerstandskraft erschöpft war, von einem heftigen Typhus befallen wurde. Als sie aus den andauernden Fieberphantasien zum Bewußtsein erwachte, war der Jahrestag der Trennung längst vorüber, und der Ersehnte war nicht zurückgekehrt.

So verfloß ein Jahr und ein zweites. Als man an den langen Winterabenden wieder in der niedrigen Stube beisammensaß — auch der Alois rauchte bereits seine Pfeife und unterhielt sich ausschließlich mit der Susanne, einer für ihre sechzehn Lenze ausnehmend starkentwickelten Magd, die ihn durch ihren Mutwillen fortwährend zum besten hielt; der Bauer war noch vor Dunkelwerden ins Städtchen gegangen; jetzt mußte er zurückkehren; schwere Tritte tönten auf dem Hof, im Hausflur; jetzt ging die Tür auf — da war Marianne oft so fest überzeugt, daß er wieder sagen werde wie damals: „Draußen an der Landstraße da liegt einer; wenn der heut nacht nicht aufsteht, morgen tut er's gewiß nimmer." — Aber der Bauer setzte sich schweigend neben sie und begann erst nach einer Weile, nachdem er völlig aufgetaut, vom Kalender oder auch vom Kastor zu sprechen. So kam der Frühling, der Herbst und ein dritter Frühling, und kein Mensch auf dem Binsenhof schien sich mehr des einstigen Knechtes zu erinnern. Marianne, die

während ihrer Krankheit mager geworden war, hatte allmählich ihre frühere Fülle und Frische wiedererlangt, und mit der Genesung war auch ihr Gleichmut zurückgekehrt. Sie versah wie zuvor die Stelle der Hausfrau, und, da sie der Bauer als solche zu würdigen schien, indem er ihr jetzt fast mit Ehrerbietung begegnete, so zögerte sie keinen Augenblick, als er eines Sonntags vor sie tretend, sie fragte, ob sie nicht seine Frau werden wolle — sie dachte eben nur an Haus und Hof, an den Alois, an alles, was vernünftig sei, wie an das, was ohnehin schon gemunkelt wurde, und zögerte deshalb keinen Augenblick, ihm mit einem unbedingten „Ja!" ihre Zustimmung zu erklären. Vier Wochen später war die Hochzeit. Die Stube auf dem Binsenhof hallte wider von den Stimmen der reichsten Bauern im Umkreis, die mit Weib und Kind geladen waren. Der neugebackene Ehemann strahlte vor Stolz und Selbstbefriedigung; sein Sohn Alois sank schon gegen vier Uhr nachmittags unter den Tisch, und die junge Gattin und Mutter legte selber wacker mit Hand an, als man den Burschen zu Bett brachte. —

Es bedürfte wohl kaum der besonderen Erwähnung, daß sich die zweite Ehe des Binsenhofbauern um kein Haar friedlicher als die erste gestaltete. Es gibt nun einmal solche Käuze; sie verstehen es vorzüglich, sich in den Besitz eines Gutes zu setzen, aber es fehlt ihnen alles Geschick, sich des errungenen Besitzes in Ruhe zu erfreuen. Solchen Leuten genügt es schon, an gewisse Verhältnisse gebunden zu sein, um sie durchaus schlecht zu finden und mit neidischen Blicken die Habe des Nachbarn zu betrachten. Ein altes Wort sagt, daß jedem Narren die eigene Kappe am besten gefällt; es mag das auf närrischer Selbstüberhebung beruhen, ist aber zweifelsohne gescheiter als das Tun und Treiben so vieler grundgescheiter Menschen, die stets nur an dem Gefallen finden, was ihnen augenblicklich versagt ist.

So umsichtig sich der Bauer gezeigt hatte, solang er noch auf Freiersfüßen ging, so unpolitisch und täppisch benahm er sich später

als Ehemann. Vom ersten Tag an war er mißtrauisch und glaubte, sich durch Verschlossenheit Respekt verschaffen zu müssen. Marianne, die diese Veränderung nicht verstand, stellte ihn offen zur Rede. Nun hielt er seine Befürchtung wirklich für eingetroffen, er glaubte seine Rechte als Herr und Gebieter verletzt und wurde grob. Das junge Weib aber setzte sich energisch zur Wehr. Um diesen Trotz nun zu brechen, warf er ihr vor, sie hätte ihn nur geheiratet, um ihn beerben zu können. Das Mittel erwies sich als wirksam, denn Marianne fand in der Tat keine Antwort darauf. Das Schlimmste dabei war aber, daß der Bauer, nachdem er besagtes Mittel mehrmals angewandt, allmählich dazu kam, seiner eigenen Verleumdung Glauben zu schenken. Nun ließ ihn der teuflische Wahn Tag und Nacht nicht mehr aus den Klauen, und sein und seiner Umgebung Mißgeschick war von neuem auf unberechenbare Zeit gesichert.

Stand er frühmorgens in seinem Kämmerlein vor dem erblaßten Spiegel, um sein graues Haar zu ordnen, so erwachte schon bittrer Neid in seinem Herzen, Trat dann das junge Weib, frisch und blühend wie ein Frühlingstag, über die Schwelle und bot ihm den Morgengruß, so schwoll bei ihrem Anblick die Galle höher empor, und er antwortete ihr mit einem schlecht verhaltenen Fluche. Und wenn ihm eine halbe Stunde später der niedrigste seiner Knechte auf dem Hofe begegnete, so fühlte er sich dergestalt von Eifersucht gefoltert, daß er den bartlosen jungen Tölpel, der ihn mit blöden Augen halb kindisch, halb tierisch anglotzte, am liebsten erwürgt hätte.

Wie kommt es aber, daß Marianne, die ihn bisher doch so ausgezeichnet zu berechnen und zu führen gewußt, nun auf einmal den Faden verlor und selber ein Opfer seiner Eigenart wurde? Wie kommt das, da sie ihn doch nicht aus Liebe genommen? — Oder begann sie vielleicht als Gattin unwillkürlich ihre Pflicht doch mit mehr Ernst und Strenge aufzufassen, und blieb gerade deshalb ihr Blick

nicht ungetrübt? Wer weiß? — Und dann war es ja auch der Bauer gewesen, der sich zuerst ohne allen Grund von ihr abgewandt. Und daß sie, die das Gegenteil erwartet, ihm dabei nicht folgen konnte, ist nicht zu verwundern. Da sie nun aber sein Betragen nicht mehr verstand, begann sie allmählich sich selber Vorwürfe zu machen, zumal da sie nicht anders konnte, als ihn bemitleiden; und aus diesen und einigen anderen Gefühlen entwickelte sich jetzt erst etwas in ihrem Herzen, was an Liebe grenzte, allerdings nur zu häufig von Groll und Verachtung unterbrochen; denn warum der Bauer damals den Klaus vom Hofe getrieben, warum er dann gegen sie selber so freundlich gewesen, das alles war ihr jetzt so klar, daß sie sich mehr als einmal des Tages vor die Stirne schlug und den Boden stampfte. Aber sie gab sich Mühe, nicht mehr daran zu denken; sie durfte ja nicht; sie war ja das Weib eines andern.

So gab es denn wieder ewig nur Streit und Hader auf dem Binsenhof. Täglich war die Veranlassung eine andere, wenn auch der Grund immer derselbe blieb. Jedes Wort wurde gereizt gesprochen und böswillig aufgefaßt, und des Jammers war kein Absehen, bis an einem kalten Dezembernachmittage ein Ereignis eintrat, das eine plötzliche Veränderung der Verhältnisse mit sich brachte.

Marianne saß nach dem Mittagsmahl allein in der Stube, als sie die Mägde vor der Tür unruhig flüstern hörte. Sie stand auf, um nachzusehen, was es gäbe, da trat ihr der Franz, der seit Klaus Holbergs Abschied Großknecht war, mit unsicheren Schritten entgegen und stotterte und sagte, der Bauer sei tot. Marianne fühlte ihr Herz zusammenzucken; es schwindelte ihr, und sie mußte sich am Ofen halten. Darauf starrte sie den Knecht mit ausdruckslosen Augen schweigend an, als sei sie aus einem bösen Traum erwacht.

Indessen lag der Bauer mit eingeschlagner Schläfe im hintersten Winkel des dunkeln Stalles und regte kein Glied mehr. Er schien dem Kastor, der dort von altersher seinen Platz hatte, den stark

angeschwollenen linken Hinterfuß haben einwickeln zu wollen. Als dann Marianne, am ganzen Leib zitternd, gefolgt von Franz und den Mägden, hereintrat, stand der Gaul regungslos in die Ecke gedrückt. Den kranken Fuß hielt er emporgezogen und blickte scheu nach der vornübergestürzten Leiche um. Zwei Stunden später kam auch der Alois heim, nachdem man ihn vergebens in der ganzen Umgegend gesucht hatte. Seine Stiefmutter schwamm in Tränen und vermochte ihm keine Silbe zu antworten. So ließ er sich denn in die Kammer führen, wo man seinen Vater derweil auf ein Bett gelegt hatte. Dort litt es ihn aber nicht lange; er begab sich in den Stall und schlug mit dem Peitschenstiel so lange auf den Kastor los, bis ihm die Kraft ausging. Das mag auch mit geholfen haben, daß der kranke Fuß nicht wieder gesund wurde. Man sah sich genötigt, das Pferd niederzustechen, nachdem es seinen Herrn nicht ganz um vierzehn Tage überlebt hatte.

Weihnachten und Neujahr waren düstre Feiertage. Die Tränen waren zwar bald versiegt; man konnte von niemandem sagen, daß er über den Todesfall untröstlich gewesen wäre. Das aber war eben das Drückende. Trauern ging nicht, und munter sein ging noch weniger. Dabei fühlten sich alle schuldbewußt, nicht anders, als wäre ihnen eben erst eine strenge, herzerschütternde Bußpredigt gehalten worden; und die junge Witwe litt nicht am wenigsten. Sie zeigte sich mürrisch und verschlossen; mit Widerwillen ging sie an all die neuen Geschäfte, die mit einem Mal auf sie eindrangen. Trotzdem bewies sie dem Advokaten und den Gemeindebevollmächtigten gegenüber viel Umsicht und Entschiedenheit und wahrte nach Kräften die Interessen ihres Kindes.

Der fünfzehnjährige Alois, der es indessen müde geworden war, der lustigen Susanne zu flatieren, zumal er sich dem Großknecht hintangesetzt sah, auf welchen er infolgedessen allen Haß seiner Seele konzentrierte, war wenig mehr auf dem Hofe anzutreffen. Er hatte sich einigen Schulkameraden angeschlossen, die den Bauernsohn

nur deshalb nicht von sich wiesen, weil er immer Geld bei sich führte, ein Vorzug, dessen sich die Sprößlinge der Spezereihändler und anderer gewichtiger Persönlichkeiten nur selten zu erfreuen hatten. Er aber wußte seiner Mutter das Geld unter vielen Vorwänden abzuschwatzen, und wenn sie nicht mehr darauf einging, so wandte er sich an seinen Vormund, einen alten, behäbigen Bürger, der an dem aufgeweckten Mündel stets seine Freude hatte. Übrigens gereichte das Geld ihm selber am meisten zum Schaden; denn wenn irgendein von der jungen Gesellschaft ins Werk gesetzter Unfug an den Tag kam, so stellten ihn seine Kumpane als Sündenbock hin. So kam er über sein Verschulden mit der Zeit in Verruf, worauf es die andern für gut fanden, sich von ihm zurückzuziehen. Wie er sich nun allein sah, ging er seine eigenen Wege, aber keine besseren.

Wollte ihm seine Mutter zurechtsetzen, so warf er ihr wütende Blicke zu und rannte davon. — „Alois," sagte sie eines Tages. „Meinst du denn wirklich, daß ich dir bös will? — Hab' ich dich nicht gepflegt, seitdem du auf der Welt bist; und jetzt, da du keinen Vater mehr hast, sollt ich dich weniger gern haben!" — Da brach er denn in helle Tränen aus und weinte und schluchzte, daß es Marianne die Kehle zuschnürte. Aber schon des andern Tages kam er wieder vor Dunkelwerden nicht nach Haus.

## Siebentes Kapitel

Von nun ab verflossen Jahr um Jahr ohne andere Abwechslung, als wie sie das Aufkeimen im Frühling und der herbstliche Blätterfall mit sich brachten. Marianne schien nicht älter zu werden; sie sah gesund und kräftig aus und galt für die schönste und reichste Bäuerin in der Umgegend. Auch drängten sich viele Freier in ihr Haus, alles hübsche oder wohlhabende Bauernsöhne, aber sie wies sie gleichgiltig ab, sie hatte ihr Herz zu Grabe getragen; sie selbst wußte das nicht einmal, so tot lag es in ihrer Brust. Wie die meisten Menschen, so hatte auch sie einmal in ihrem Leben an ein kommendes Glück geglaubt, hatte von Liebe geträumt und auf bessere Zeiten gehofft. Wurde sie jetzt zufällig daran erinnert, so schämte sie sich ihrer Torheit und fuhr sich rasch mit der kleinen, schwieligen Hand über die Stirne. Sie war ja auch tatsächlich längst nichts mehr als die lebendige Tagesordnung, die morgens damit begann, daß sie das Gesinde weckte, und abends, wenn alles auf dem Hof zur Ruhe gegangen, ein Ende nahm, um neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln. Ihr, die von Jugend auf daran gewöhnt war zu dienen, fiel das eben nicht schwer, und so nahm sie schließlich auch den nimmer endenden Kummer, den ihr der einzige Sohn bereitete, als eine Schickung des Himmels hin, an der sie nichts mehr ändern zu können glaubte.

Der Alois war nämlich derweil aus der Schule entlassen und eingesegnet worden. Darauf hatte er sich wieder nach lustiger Kameradschaft umgesehen und solche in einigen Bauernburschen des nächsten Dorfes gefunden, die ihn wacker bezahlen ließen und dafür seine Späße belachten und seine Gesundheit tranken. Diese Gesundheit war übrigens durch das wüste Treiben schon in ihren Grundfesten erschüttert worden, worin nun der Alois hinlänglich Grund fand, erstens nicht zu arbeiten, und zweitens unbekümmert lustig weiter zu leben. — „Ich schneide das Korn, solang die Sonne scheint," hatte er dem Pfarrer, der ihn zu ermahnen gedachte, geantwortet.

Marianne hatte ihre Liebe zu Grabe getragen. Aber noch einmal sollte sie aufleben, noch einmal sich freuen im Licht und hoffen und harren, noch einmal bangen und schmerzlich zusammenzucken, um dann zu ruhen für alle Zeiten. Das ist eine seltsame Einrichtung in der Welt, daß der Winter nicht abzieht, ohne über den blühenden Mai noch einige Schneestürme zu werfen; desgleichen scheidet der Sommer nicht, eh' er nicht nach der Weinernte noch einmal all seine Glut ausgegossen, und der Kranke fühlt sich erst gesund, nachdem es ihm während seiner Genesung noch einmal recht elend zumute gewesen. Sei es nun, daß Marianne in stillen Stunden doch wohl in Wehmut noch vergangener Dinge gedachte und davon geheilt werden sollte, oder war es nichts als die natürliche Folge der bereits erzählten Begebenheiten, kurz, als eines Tages alle beim Mittagsmahl saßen, trat die jüngste Kuhmagd herein und bat um Brot für einen armen Reisenden, der auf den Hof gekommen; und als die Bäuerin nach beendeter Mahlzeit über den Hof ging, trat ihr ein bärtiger junger Mann in vernachlässigter Kleidung entgegen und bat mit unsicherer Stimme um Arbeit. Nachdem sie einen flüchtigen Blick über seine ernsten Züge geworfen, sah sie betroffen zu Boden — es war Klaus Holberg.

„So mögt Ihr bleiben," sagte sie zögernd und noch immer sein

Auge meidend, „bis ich im Städtchen oder sonstwo Beschäftigung für Euch gefunden," — und so blieb der Klaus. Marianne aber fand lange keine Beschäftigung für ihn, während er sich wiederum so nützlich auf dem Hofe machte, daß es niemandem eingefallen wäre, ihn wegzuwünschen. Er arbeitete von früh bis spät, sprach wenig und erwähnte mit keiner Silbe die Vergangenheit. Was Wunder, daß sich nun trotz allem und allem auch Marianne allmählich mit seiner Anwesenheit befreundete.

Und was konnte sie überhaupt gegen ihn einwenden? — Freilich, — sie erinnerte sich zwar nicht genau mehr — aber ohne Grund würde ihn der Bauer doch nicht fast zum Haus hinausgejagt haben. So tief lag ihre Liebe begraben, daß sie sich jenes Grundes in der Tat nicht erinnerte.

Wie bereits erwähnt, hatte der Alois wieder eine lustige Gesellschaft gefunden. Diese Gesellschaft nun war es, die ihn zuerst darauf aufmerksam machte, daß der Hof seines Vaters unversehens einen neuen Herrn bekommen könnte. Das leuchtete ihm ein. Zwar konnte ihm, solang er nur die Taschen voll Geld hatte, der ganze Krempel gestohlen werden. Daß er aber etwas in Händen hielt, womit er gelegentlich seiner Stiefmutter ihre Bosheit heimzahlen konnte, das erfüllte ihn mit geheimer Genugtuung. Fürs erste beschloß er übrigens noch zu schweigen und den Klaus ruhig Flur und Feld bestellen zu lassen.

Marianne ihrerseits war eine kluge Frau. Sie besaß zur Genüge Erfahrung, um einen Tölpel von einem gescheiten Kopf und einen Schurken von einer ehrlichen Haut unterscheiden zu können. Demgemäß gab sie nicht wenig auf den Rat von Leuten, die sie schätzen und achten mußte. Als ihr nun eines Tages der Steuerzettel ins Haus getragen wurde, fragte sie Klaus Holberg, was er von demselben halte, ob sie nicht vielleicht zu hoch taxiert sei und somit rekurrieren solle. Man hatte eben Feierabend gemacht. Der Knecht sagte ihr in kurzen Worten seine Meinung und entfernte sich. Die

Bäuerin stand auf, und nun erst fiel es ihr ein, daß sie sich im Garten befand. Über ihrem Kopfe rauschte der hohe Flieder, und sie bekam heftiges Herzklopfen. Und noch am nämlichen Abend erklärte sie dem Knecht, daß sie jetzt keine Arbeit mehr für ihn habe. Als jener nun am andern Morgen abziehen wollte, konnte er sein Ränzel nicht finden. Marianne meinte lächelnd, er werde es wohl absichtlich versteckt haben. Das war aber nicht der Fall; sie selber hatte es versteckt. Sie hatte ihm spät abends noch eine Schinkenwurst einpacken wollen und war dabei auf eine vertrocknete Rose gestoßen.

Und so blieb der Klaus eben doch und machte sich noch mehr als zuvor um die ganze Wirtschaft verdient. Der Bäuerin kostete seine Anwesenheit zwar ihren ruhigen Schlaf, aber sie wachte ja gerne. Allerhand Gedanken leisteten ihr Gesellschaft. Besonders einer kehrte jede Nacht wieder und schien stets über Tag an Vertraulichkeit gewonnen zu haben. — „Bin ich nicht meine eigene Herrin?" sagte sie sich. „In zwei Jahren ist der Alois großjährig; wer weiß, ob er mich dann nicht vom Hofe jagt. Was hab' ich dann für alle Mühe? — Einen Geldhaufen! — Und warum wär er zurückgekehrt, wenn nicht meinetwegen? — Zwei Jahre ... armer Alois ... die Rose ... noch zwei Jahre ..."

„Mutter, gib mir Geld!" sagte der Alois, eine Stunde vor Mitternacht in die Stube tretend. Seine Augen irrten scheu in den dunkeln Ecken umher; seiner Mutter, die am Spinnrad saß, schenkte er nicht einen Blick.

„Du hast heute schon genug getrunken," sagte sie. „Leg dich zu Bett; der Herr Doktor hat dir ja auch Ruhe befohlen."

„Gib mir Geld, Mutter!"

„Geh' zu deinem Vormund. — Ich habe keins."

„Mutter, ich lasse mich von dir nicht zum Narren halten. Gib mir Geld, sag' ich zum letztenmal."

„Und ich habe dir schon gesagt, daß ich keins habe," sagte sie, ruhig weiter spinnend.

Der Alois verließ das Zimmer; Marianne seufzte. Nach einer Weile kehrte er zurück und trat dicht vor sie hin.

„Gib mir Geld, Mutter!" Seine Züge hatten einen unheimlich drohenden Ausdruck.

„Du warst in der Kammer und hast die Truhe durchsucht; ich hab' es wohl gehört. Wer hat dir den Schlüssel gegeben?"

„Niemand. — Ich habe sie aufgebrochen."

„Dann mußt du ja wissen, daß ich kein Geld habe. — Sei vernünftig, Alois; leg dich zu Bett."

„Versteckt hast du's!" Er sah ihr möglichst nah ins Gesicht. Plötzlich schoß ihm das Blut in die bleichen Wangen. — „Wenn du jetzt nicht gutwillig herausrückst, so . . ."

„Schlag mich doch lieber!" — Sie wagte nicht den Blick zu erheben. Auch jetzt hätte sie gerne noch weiter gesponnen; aber das Rad stand still, ihre Finger bebten.

Und wer weiß, ob er es nicht getan hätte, wäre in diesem Augenblick nicht Klaus Holberg hereingetreten und hätte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf die Ofenbank gesetzt.

„Der auch da!" preßte der Alois zitternd vor Wut hervor. „Ja, ja, ich weiß schon; ich will nicht stören. Der da wird wohl auch den Ort kennen, wo du das Geld verscharrt. — O still, Mutter, ich gehe ja. Wer seinen Schatz erwartet, dem ist das Kind ein Greul," — und damit wandte er sich zur Türe.

„Alois!" — Marianne war entrüstet aufgesprungen.

„Was!" schrie er. Wie ein Rasender ging er auf sie los. Der Knecht aber trat ihm mit einem Schritt in den Weg und umfaßte ihn mit beiden Armen. Da rief er, so laut er konnte, während er sich nach Kräften des Mannes zu erwehren suchte: „Meinst du, ich allein habe keine Ohren? Und weiß es doch die ganze Welt, und hat es mir diesen Abend noch der alte Bastian erzählt! — Haha, wie du dreinstarrst, Mutter! — hat mir erzählt, daß du, nur um diesen Halunken da heiraten zu können, daß du nur darum meinen Vater erschlagen hast!" —

## Achtes Kapitel

Und wiederum waren zwei Jahre verflossen, und der Alois war großjährig geworden. An einem schwülen Sommernachmittag versammelte sich viel Volk in der niedrigen Stube auf dem Binsenhof. Oben am Tisch präsidierte mit wichtiger Amtsmiene der Gemeindewaibel, während der junge Besitzer mit der vollen Flasche umherging und den Bauern Wein einschenkte. Plötzlich trat allgemeine Stille ein; der Waibel hatte seine großen, runden Augengläser aufgesetzt und erhob sich, um mit tiefer Stimme ein Verzeichnis der zum Binsenhof gehörigen Gebäulichkeiten, der Liegenschaften und der sämtlichen Fahrhabe herunterzulesen. Darauf erfolgte ein Angebot, dann ein zweites; der Waibel rief: „Zum ersten! — zum zweiten! — und zum . . . zum . . . und zum dritten!" — und der Binsenhof war eines anderen Mannes Eigentum geworden. Der Alois rieb sich die abgemagerten Hände. Da Haus und Feld gut imstand waren, hatte er einen respektabeln Preis erzielt. Vom Städtchen herüber tönte bereits die Abendglocke, als die zum Schluß sehr aufgeräumt gewordene Gesellschaft auseinanderging. Auf dem Heimweg aber gab es noch allerhand Kopfschütteln und ernstes Gemunkel, und manche düstre Prophezeiung fiel von betagten Lippen.

Von dem Erlös des Hofes zahlte der Alois seiner Stiefmutter ihr Erbteil aus und begann mit dem seinigen einen ausgedehnten Vieh-

handel. Aber die Juden waren pfiffiger denn er. Sie machten gemeinschaftliche Sache gegen ihn und das brach seinem Geschäft den Hals. Als ihm nach Verlauf einiger Jahre der größte Teil seines Vermögens durch die Finger gefallen war, gab er den Handel auf, heiratete eine dralle Kellnerin und kaufte irgendwo eine Pintenwirtschaft. Im Anfang ging alles gut, aber es zeigte sich bald, daß er nicht verstand, gelegentlich beide Augen zuzudrücken, und das entfremdete ihm seine getreusten Gäste; bis ihm schließlich, als er eben vor dem Konkurs stand, seine Frau mit dem letzten Stammgast nach Amerika durchbrannte. — Spät abends, als die Straßen im Städtchen still geworden, pochte er an die Tür seiner Mutter. Er wand sich zu ihren Füßen und schluchzte herzzerreißender, als er es je als Knabe getan. Und sie beugte sich über ihn, legte die kleinen, runden Hände auf sein dünnes Haar und dachte weder an sich noch an den Klaus, der indessen längst wieder die Welt durchwanderte.

Und doch war es seinerzeit so gekommen, wie sie vorausgesehen. Er hatte sie einfach fortgejagt aus dem Haus, für dessen Wohl sie alle Kraft ihres Lebens geopfert. Darauf hatte sich Marianne am äußersten Ende des Städtchens ein kleines Haus erworben, und dort war es, wo sie an seinem Lager wachte, als er fünf Jahre später an Leib und Seele krank darniederlag, und wo sie mit mütterlichem Bangen seiner Genesung entgegenharrte. Als er hingegen wieder zum ersten Mal wieder ins Freie gehen durfte, da weigerte sie sich entschieden, ihn zu begleiten. Warum, das wußte sie selbst nicht recht. Sie fürchtete sich vor den Menschen, etwa so, wie man sich vor bösen Geistern fürchtet, denen es genügt, daß man sie anblickt, um einem ein Leid anzutun. Sie glaubte noch immer den entsetzlichen Verdacht in aller Augen zu lesen, dem sie vollständig wehrlos gegenüberstand. So blieb sie denn lieber zu Haus und ließ den Alois allein gehen. An einem schweren Krückstock schleppte er sich mühsam die Straßenmauer entlang.

Allmählich kehrten seine Kräfte zurück, und der siebenundzwanzigjährige Mann hegte die besten Vorsätze. Darauf gründeten sich nun schnell schöne Pläne, und auf diesen wucherten goldene Hoffnungen und Träume, in die er sich mit Wohlgefallen versenkte, indem er vorderhand eine gemütliche, einschmeichelnde Befriedigung darin fand. So aber gelangte er, wiewohl er unablässig davon sprach, nicht dazu, auch nur die leichteste Arbeit ernsthaft in die Hand zu nehmen; und da er sich nun einmal in jener kritischen Lage befand, wo der Mensch, falls er nicht langsam aufwärts klimmt, um so schneller und mit stets wachsender Hast zum Abgrund stürzt, so war die mit schwachen Kräften angebahnte Besserung rasch wieder hinweggeschwemmt, und, nachdem er in kurzem den letzten Rest an sittlichem Halt eingebüßt, langte er auf jener letzten Raststation an, wo es ihn nicht weiter mehr genierte, für das zu gelten, was er war, und selbst von den Kindern auf ihrem Schulweg als Lump und Lehnerich verspottet zu werden.

Der Herr Pfarrer und sein ehemaliger Vormund hielten bei einer Flasche Fünfundsechziger eine eingehende Beratung, bei der aber Marianne aus Gründen ausgeschlossen war. Man einigte sich dahin, man wolle den Unglücklichen in eine Besserungsanstalt tun und seine Mutter für ihn bezahlen lassen. Die Köchin des Herrn Pfarrer, die mit der zweiten Flasche Fünfundsechziger hereintrat, tat, als wüßte sie gar nicht, wovon die Rede war; aber abends um sieben Uhr erzählte sie alles haarklein dem Milchmann von Heuhof. — Dieser steckte es dann noch in selbiger Nacht dem Alois, und der Alois, der wenig Vertrauen in die ihm zugedachte Zwangskur setzen mochte, kam den Herren durch einen kühnen Handgriff zuvor. Da der Herr Pfarrer ein christliches Begräbnis weigerte, wurde die Leiche ohne Sang und Klang an der Friedhofmauer eingescharrt. Auch Marianne ist ihr Lebtag nicht auf dem Grabe gewesen.

Und somit wären wir mit den Erlebnissen zu Ende. Denn die vielen Jahre zwischen dem Tod ihres Sohnes und dem Zeitpunkt, da

unsere Geschichte im ersten Kapitel anhub, gingen an ihr vorüber, ohne den Bann der Erstarrung brechen zu können. An sonnigen Tagen beschäftigte sie sich im Garten, in dem sie Raupen und Schnecken vom Kohl sammelte und überall die gelben Blätter abzupfte. Bei schlechtem Wetter saß sie in der Stube und spann, und des Nachts, sobald keine Schritte mehr von der Landstraße herauftönten, kramte sie, nachdem sie alle Türen sorgfältig abgeschlossen, eine schwere Truhe aus und — zählte ihre Goldstücke. Wer weiß, ohne diese harmlose Freude wäre sie vielleicht einer Geistesstörung zum Opfer gefallen.

Außerordentliche Gelegenheiten vermochten sie noch dazu, ins Städtchen zu gehen. Bei solchen Ausgängen wurde sie ihrer altmodischen Kleidung und der verknöcherten Gesichtszüge halber ein Spott der Straßenjugend, aber das merkte sie nicht. Auch mit ihrem nächsten Nachbarn, einem kleinen runden Gipser, kam sie des Jahres einmal noch zusammen, da sie ihm Geld auf sein Haus geliehen. Das alles hörte aber auf, nachdem ihre Schwester gestorben war und ihr klatschsüchtigerseits auch deren Hinschied zur Last gelegt wurde. Freilich war das Vreneli in etwas seltsamer Weise dahingegangen, und da niemand den wahren Sachverhalt durchschaute, so fanden böswillig ausgestreute Gerüchte ein empfängliches Ohr. Um so eher aber wollen wir unserem geneigten und langmütigen Leser die Dunkelheit erleuchten, wenn er sich anders noch jenes glücklichen Geschöpfes erinnert, das Tag und Nacht an seiner Aussteuer nähte und eben im Begriff stand, einen Dienst in der Hauptstadt mit höherem Lohn und angenehmerer Beschäftigung anzutreten.

Den bravsten und besten unter allen Menschen bekam Vreneli damals nicht, er hatte sie sitzen lassen; dafür aber einen anderen, der, wenn er sich auch solch außerordentlicher Vorzüge nicht rühmen konnte, doch ein ganz rechtschaffner, gutmütiger Flickschneider war, mit dem sie zwanzig Jahre Freud und Leid redlich teilte,

dem sie vier gesunde Kinder gebar, und der schließlich an einem Magenleiden erkrankte und starb.
Der älteste Sproß, ein kräftiger Jüngling, übernahm das Atelier seines Vaters; seine neunzehnjährige Schwester, das Abbild der Mutter in jungen Jahren, heiratete einen flotten Telegraphisten; der dritte war der Hans, welcher bei einem Spengler in die Lehre ging, und das Jüngste, ein noch unentwickeltes Mädchen, bildete sich zur Putzmacherin aus. Vreneli selber, die sich nunmehr überflüssig fühlte, zog in ihre Heimat zurück, wo sie bereitwillige Aufnahme im Hause ihrer Schwester fand.
Es läßt sich leicht denken, wie wohltuend ihre Gesellschaft auf die verbitterte und in sich gekehrte Marianne wirkte. Einmal vermochte sie dieselbe sogar zu einem ganz außerordentlichen Unternehmen zu bereden, zu einer Vergnügungsreise nach Oberitalien. Als dann die Schwestern, sehr zufriedengestellt durch die ausgestandenen Strapazen, wieder nach Hause kamen, fanden sie einen teilnehmenden Brief von dem Neffen Telegraphisten vor, darin derselbe postskriptumsweise bemerkte, daß sich eine allzu luxuriöse Lebensführung „für unsereins schlichte Bürgersleute" doch nicht recht schicken wolle. Seit jenem Brief war Marianne zu keiner Reise mehr zu bewegen, so erbost sich auch Vreneli darüber zeigte; sie besaß ein hitziges Temperament.
Aber des Himmels Wege sind unberechenbar. Ein muntrer Sperling setzt sich auf die Dachkante und der dadurch ins Wanken gebrachte Ziegel fällt einem Familienvater auf den Kopf — kleine Ursachen, große Wirkungen. So dachte auch Vreneli gewiß nichts Schlimmes dabei, als sie, nachdem sie bereits zehn Jahre bei ihrer Schwester gewohnt hatte, gelegentlich einer im Städtchen abgehaltenen Zwangsversteigerung ein neues Paar Schuhe zu spottbilligem Preise erstand. Mit vor Freude hochklopfendem Herzen trug sie dieselben in einem geräumigen Marktkorb nach Hause und wurde ordentlich ärgerlich, als die verdrossene Marianne nicht unbedingt in ihr Entzücken einstimmen wollte.

Am nächsten Sonntag, als sie die Schuhe zum Kirchgang anziehen wollte, konnte sie mit Aufbietung aller Kräfte nicht hineinschlupfen. Das war zum mindesten überraschend, denn sie hatte sie im Laden anprobiert und eher zu groß als zu klein gefunden. Sie rief daher ihre Schwester herbei, sie möchte ihr ziehen helfen.

Aber es ging nicht. Nach eingehender Betrachtung stellte es sich nun heraus, daß die beiden Kameraden ungleich waren. Man hatte einen Herrenschuh mit einem Damenschuh zusammengebunden und als Paar verkauft. Der rechte der beiden, derjenige, den Vreneli im Laden anprobiert, war der Herrenschuh.

Vreneli wurde wütend, Marianne aber riet ihr, die Schuhe zu der Witwe des im Tode bankrottierten Schuhhändlers zurückzutragen. Notwendigerweise müsse ja ein anderer Käufer die beiderseitigen Geschwister erstanden haben und der werde, sobald er seinen Irrtum einsehe, höchstwahrscheinlich ebenso handeln. Sei dieser andere dann zufällig eine Dame, so werde man das nicht passende zur Zufriedenheit beider Parteien austauschen können. Vreneli nickte trübselig mit dem Kopfe und tat wie ihr geheißen.

Als sie aber nach Verlauf von vier Wochen wiederum bei der Witwe anfragte, standen die Schuhe noch in der gleichen Ecke, wo sie dieselben damals hingestellt, und waren über und über grün geworden. Vreneli hätte beinah geweint bei dem Anblick. Sie bezwang sich aber und beschloß noch einmal vier Wochen zu warten. Das zweitemal erging es ihr indessen nicht um ein Haar besser.

Vreneli nahm sich zusammen; sie schalt mit keinem Wort; sie putzte den Schimmel von den Schuhen und trug sie zum ersten Schuhmacher des Städtchens. Diesem machte sie den Vorschlag, er möge die fehlenden Geschwister herstellen; das größere Paar werde sie dann für sich behalten, während sie ihm als Entschädigung das kleinere überlassen wolle. Der Meister betrachtete die Unvereinbaren von unten und oben, zuckte die Achseln und meinte, das

sich wohl kaum der Mühe lohnen, da es ganz mittelmäßige Ware sei; übrigens pflege er sich überhaupt mit derartigen Unternehmungen nicht zu befassen.

Das war zu viel; ihre Geduld war zu Ende; ihre Gefühle ließen sich nicht mehr niederkämpfen. In hellem Ärger packte sie den Kram zusammen, rannte zur Stadt hinaus, bog in den ersten Feldweg ein und schleuderte das unheilvolle Paar so weit wie nur möglich in die nächste Wassermatte hinaus. „Fahrt denn zum Henker!" rief sie ergrimmt. „Mag euch tragen, wer Lust hat" — Darauf ging sie nach Hause mit dem festen Vorsatz, sich der unangenehmen Geschichte nicht mehr zu erinnern.

Etwa vierzehn Tage mochten seitdem verflossen sein, als eines Abends ein Knabe mit einem Korb am Arm bei Marianne anklopfte. Er bringe hier die Schuhe, erklärte er, die der Frau Vreneli gehörten. Vreneli war sprachlos, während Marianne fragte, wie er dazu gekommen sei. Hierauf erzählte er nun, daß er sie, während er Heupferde gefangen, in der Wassermatte gefunden und, da sie noch wie neu ausgesehen, zum Schuster getragen habe; dieser habe ihm sofort gesagt, wo sie hingehören. Dabei machte er ein Gesicht, als warte er auf etwas und ging in der Tat erst, als ihm Marianne ein Trinkgeld in die Hand gedrückt.

„Nein, nein, es ist eine Sünde, was man mit teurem Gelde bezahlt, so zu verschänden! Hätt'st du sie doch nur aufs Land gegeben! Der Dorfschuster hätte dir mit Freuden die Geschwister verfertigt und du hätt'st sie noch ein volles Jahr tragen können. Jetzt sind sie hin. Sieh nur her, vollständig aus dem Leim, die schönen teuren Schuhe!" — und so weiter schalt Marianne, sobald sich die Tür hinter dem Unglücksboten geschlossen hatte, und Vreneli nahm sich das so furchtbar zu Herzen, daß sie keiner Erwiderung fähig war. Indem sie alles in sich hineinwürgte, kochte und gärte es in ihrem Innern fort, und das setzte ihrem Körper dermaßen zu, daß sie binnen drei Tagen quittengelb wurde. Da sie

aber ihr Lebtag nie krank gewesen war, so legte sie sich nicht eher zu Bett, als bis es ihr schwindlig wurde. Marianne mußte ihr beim Auskleiden behilflich sein.

Es praktizierten damals drei Ärzte im Städtchen. Der erste hatte die Tochter des Bürgermeisters zur Frau und behandelte nur die Creme der Bevölkerung. Der zweite war eben von der Universität gekommen; er benahm sich äußerst liebevoll gegen die Kinder und ebenso anspruchsvoll gegen die Alten und wurde nur gerufen, wenn die Not am größten war. Der dritte, der alte gemütliche Doktor Schmuggler, war beim niedern Bürgerstand ungemein beliebt. Statt seine Patienten zu beruhigen, pflegte er selber mit ihnen zu jammern; er kam meistenteils zu spät, setzte dann aber seine Besuche so lange fort, bis man ihm sagte, daß er nicht mehr zu kommen brauche. An diesen wandte sich Marianne und bat ihn inständig, ihre Schwester doch recht bald wieder gesund zu machen.

Nachdem sich der Doktor Schmuggler die Krankheit genau hatte beschreiben lassen, sagte er, es sei nicht schlimm, gab ihr eine Mixtur mit und versprach, in den nächsten Tagen gelegentlich vorbeizukommen. Als Vreneli die Mixtur in Empfang genommen, bat sie ihre Schwester, sie allein zu lassen. „Weiß der Kuckuck, was das alles für Gifte sind!" brummte sie vor sich hin und goß darauf alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll nicht in den Mund, sondern direkt in jenes Gefäß, das bei einfachen Leuten immer noch ein Privilegium der Kranken zu sein pflegt. Auf diesem Wege kam nun die Mixtur in unverändertem Zustande tags darauf wieder dem Doktor Schmuggler vor Augen; er hatte Marianne beauftragt, ihm etwas mitzubringen, woran er den Grad der Krankheit genauer erkennen werde. Nun hielt er die Flasche gegen das Licht, schüttelte sie, wandte sie hin und her und sagte, er könne absolut nicht klug draus werden. Er gab dann Marianne eine andere Medizin mit und meinte, er werde nun doch wohl in den nächsten Tagen vorbeikommen müssen.

Aber schon gegen den Abend begann die Patientin heftig zu phantasieren. Marianne wachte bei ihr bis um Mitternacht; da fiel es ihr mit einemmal auf, wie ruhig sie plötzlich geworden war, und es wurde ihr angst und bang. Sie rannte zum Haus hinaus und weckte ihren Nachbar, den Gypser; sie wisse nicht, was das bedeute, die Vreni schlafe so fest, er möge doch herüberkommen und zusehen. Der Meister war gerne bereit, warf den Schlafrock um, fuhr in seine Filzpantoffeln und begleitete sie. Als er sich aber in der matterleuchteten Kammer sah und unter anderm einen Blick auf das Bett in der Ecke warf, da wurde auch ihm nicht behaglich zumute. „Wenn sie schläft," flüsterte er Marianne zu, „so laßt sie nur schlafen. Das ist gesund für sie." — und damit drückte er sich zur Tür hinaus.

Als das erste Frühlicht ins Kämmerlein drang, war Vreneli tot und kalt. Drei Tage später wurde sie beerdigt, und zwar vormittags elf Uhr. Gegen Abend kam dann richtig der Doktor Schmuggler vorbei; er schien aufrichtig betrübt, als ihm Marianne erklärte, er sei jetzt überflüssig.

## Schlußkapitel

Das Vreneli lag kaum unter dem Boden, als der Gypser Marianne mit großer Eilfertigkeit hinterbrachte, was alles im Städtchen über sie gemunkelt wurde. Die einen sagten, sie habe sich ewig mit der Seligen gezankt; andere wollten wissen, sie habe ihr ihre Schuhe gestohlen, und wieder andere behaupteten sogar, sie habe ihr nichts zu essen gegeben, weshalb das Vreneli einfach vor Hunger gestorben sei. Marianne schloß sich in ihr Häuschen ein und sah von dem Augenblick keinen Menschen mehr als das rotbackige Bauernkind, das alle drei Tage bei ihr eintrat, um ihre Kommissionen zu bestellen.

So lebte sie ungestört bis zu ihrem achtundfünfzigsten Lebensjahr, wo ihr noch einmal etwas ganz Seltsames und zugleich Widerwärtiges begegnete. Es war eines Morgens gegen zehn Uhr, als sie ein Gewirr verschiedenartiger Stimmen vor ihrem Hause vernahm; die Treppe erdröhnte unter lautem Getrampel, im nächsten Augenblick wurde die Tür weit aufgerissen und herein trat ihre ganze Verwandtschaft: zwei Neffen, zwei Nichten, alle vier mit Familie, im ganzen mehr denn zwanzig Personen.

Marianne war im höchsten Grad überrascht, aber ihre Gäste schienen es nicht minder. Die Männer wollten sprechen, brachten aber kein vernünftiges Wort hervor. Sie stießen sich gegenseitig

die Ellbogen in die Rippen, während die Frauen mit neugierigen Blicken Mariannens veraltetes Mobiliar betrachteten. — „Aber die Tante ist ja noch lebendig!" platzte auf einmal ein frischer, neunjähriger Bengel heraus.

Eine der Frauen, offenbar die Mutter des entsetzlichen Schwätzers, fand nun plötzlich Worte und, einen wütenden Blick auf den Kleinen, einen zuckersüßen auf Marianne werfend, sagte sie: „Ach ja, liebe Tante, wer hätte das gedacht, aber so sieht man sich wieder. Wir hatten eine Landpartie unternommen und durften doch nicht umkehren, ohne uns nach dem Befinden unserer verehrten Tante erkundigt zu haben. Aber wir stören wohl? nicht wahr? Wir hatten auch gar nicht die Absicht, lange zu bleiben. Wir sehen ja, wie gut es dir geht, und können beruhigt nach Hause reisen."

Die Rednerin wandte sich um und erschrak nicht wenig, da sie sich allein sah. Sie drückte ihrer verehrten Tante noch einmal so rasch wie möglich herzlich die Hand und retirierte sich ebenfalls. Marianne warf die Tür hinter ihr ins Schloß. Langsam und herzbeklemmend dämmerte die Ahnung vom wirklichen Grund des unerwarteten Überfalls in ihr auf. Das Unheil war aber folgendermaßen zustande gekommen.

Der urfidele, von jedem Spießbürger wie der Leibhaftige gefürchtete krasse Studiosus der Rechtsgelehrsamkeit, zugleich Senior einer der flottesten Verbindungen der nächsten Universitätsstadt, Hans Krauting, Sohn des Stadtrates gleichen Namens, unter Kommilitonen nur unter dem Namen Noah bekannt, weniger um seiner Gottesfurcht willen, als vielmehr, weil er, wie jener, eine eingefleischte Abneigung gegen das Wassertrinken bekundete, dieser hoffnungsvolle junge Mann hatte wenige Tage zuvor mit einigen Genossen eine geräuschvolle Abschiedskneipe im Hinterstübchen des „Goldenen Monds" gehalten, denn die große Vakanz war zu Ende und am folgenden Morgen gedachte man in corpore ins Semester zurückzukehren.

Als nun nach Mitternacht zum drittenmal der Nachtwächter in der Tür erschienen war, und der Wirt um keinen Preis mehr zum Keller niedersteigen wollte, hatte man einstimmig beschlossen, vor dem Nachhausegehen noch einen strammen Bummel zu unternehmen, um die nächtliche Kühle nach Kräften auf die verschleierten Gemüter einwirken zu lassen. Dieses Unternehmen hatte die jungen Leute an Mariannens Haus vorübergeführt. Was sie dort gesehen, darüber vermochten sie sich des andern Tags selbst keine Rechenschaft mehr zu geben. Aber so viel ist sicher, daß der Studiosus Hans beim Morgenkafe seiner Mutter und den jüngern Geschwistern (der Herr Stadtrat lag noch in den Federn) mit ernsthaftester Miene erzählte, die alte Hexe sei vergangne Nacht zum Schornstein hinausgefahren. Der kleine Paul hatte die Neuigkeit dann brühwarm in die Schule gebracht, und schon vor dem Mittagessen war sie im ganzen Nest verbreitet. Wahrscheinlich war sie dann auch gleich mit der nächsten Post in die Hauptstadt gelangt, wo sie die Nachkommenschaft der Vreneli alarmierte, die daraufhin mit Kind und Kegel heranrückte, um von den Geldsäcken der Dahingeschiedenen Besitz zu ergreifen. Wie ihr das gelungen, hat der geneigte Leser soeben erfahren.

Und nun erinnert man sich vielleicht, daß die alte Hexe drei Tage nachdem sich die neugierige Kinderschar vor ihrem Hause versammelt, das heißt am nämlichen Tag, da sie den Besuch ihrer dereinstigen Erben erhalten, in einem bequemen zweispännigen Reisewagen zum Städtchen hinausrollte. Ihre Fahrt ging direkt in die Hauptstadt, aber nicht, um den Besuch ihrer liebenswürdigen Verwandten zu erwidern, sondern weil sie sich für den Abend ihres Lebens im dortigen Pfrundhaus ein ruhiges Plätzchen zu erwerben gedachte. Das gelang ihr denn auch, und dort lebt sie noch heute, umgeben von vielen, die ein ähnliches Dasein voll Enttäuschungen hinter sich haben, und deren Umgang sie die eigene Vergangenheit allmählich in milderem Lichte betrachten läßt. So befindet sich dort

unter anderem ein Greis, der, nachdem er vier Frauen, dreizehn Kinder und zwei Kindeskinder zu Grabe geleitet, vor Kummer erblindet ist und obendrein Tag und Nacht an der Gicht leidet. Diesem liest sie nun täglich aus dem Buche der Bücher vor, übrigens dem einzigen, das ihr seit ihrer Schulzeit vor Augen gekommen. Das Buch Hiob hat sie schon vollständig im Gedächtnis, aber sie glaubt noch nicht daran. Sie nennt es eine erfundene Geschichte; das letzte Kapitel zum mindesten sei vom Schreiber hinzugedichtet, denn die Geschwister und Kinder des Hiob, die das Feuer oder die Schärfe des Schwertes dahingerafft, könnten doch unmöglich lebendig wieder zu ihm zurückkehren. So etwas sei überhaupt noch gar nie dagewesen.

„Das versteht Ihr nicht," entgegnet ihr dann mit zitternder Stimme der blinde Greis. „Ich zum Beispiel verkehre nun schon seit fünfzehn Jahren Nacht für Nacht im Traum mit den Meinigen. Also müssen sie doch noch irgendwo am Leben sein." —

Ende

# Der erste Schritt

(Fragment)

Warum soll ich in der dritten Person erzählen, was mir in der ersten begegnet ist. Der Leser wird sich vielleicht bekreuzigen vor dem Erzähler, aber das ist immer noch besser, als wenn er gähnt. Zudem ist die Geschichte ja auch nicht so außerordentlich. Es gibt Leute genug, denen sie passiert ist und die mich daraufhin kontrollieren können, ob ich die Wahrheit sage. Für den einen ist sie entscheidend, für den andern nicht. Was sie für mich sein wird, weiß ich heute noch nicht.

Es war gestern abend, als ich im Restaurant bezahlte, zählte ich meine Habe. Ich hatte noch einen Louisdor und einige Sousstücke. Ich rechnete aus, wie lange das noch reicht. Höchstens vier Tage. Und dann? — Sehet die Lilien auf dem Felde, sagte ich mir. Sie säen nicht, sie ernten nicht, und unser himmlischer Vater nährt sie doch.

Sollte ich nach Hause gehen? — Was tun? — Geld verdienen! — Aber bis der Louisdor zu Ende war, konnte das Geld, das ich mir verdienen wollte, unmöglich eingetroffen sein. Ich war übrigens in ausgezeichneter Stimmung. Ich fühlte so frisch und frei. So beschloß ich denn auf Abenteuer auszuziehen. Ich ging über den Pont St. Michel zur Opera Comique und sah mir das Publikum an, das hineinströmte, um Carmen zu hören. Nachdem mir das zu langweilig geworden, ging ich die Rue St. Antoine hinaus. Aber

es war Sonntag, und das Publikum entbehrte jeglicher Distinktion. Kleine Bourgois mit Kind und Kegel, Rotten betrunkener Ladenburschen, Sonntagsradfahrer, alles von oben bis unten in Schwarz, alles aus geordneten Verhältnissen kommend; nichts, was gleich mir dem Glücke die Hand bieten, etwas Außerordentliches erleben wollte und bereit war, alles auf eine Karte zu setzen. Ich fühlte mich nicht zu Hause. An einer Laterne zeigte ein Transparent nach der nächsten Volksbibliothek, die bis zehn Uhr geöffnet sein sollte. Aber als ich hingelangte, fand ich die Tür verschlossen. Indessen gärte etwas in mir. Ich fühlte es wie Wehen vor einer Geburt; mir war, als könnte ich heute abend etwas noch nie Dagewesenes schreiben, etwas, das, so klein es werden mochte, die Welt in Erstaunen setzen mußte, und mich durch irgendeine wunderbare Verknüpfung aus meiner verzweifelten Lage erlösen konnte. So setzte ich mich denn auf der Place de la Bastille aufs Imperial und fuhr trotz der Abneigung, die ich gegen meine Wohnung hege, nach der Rue Monsieur le Prince.

Auf meinem Zimmer zündete ich zwei Kerzen an, schob das Papier zurecht, warf mich in meinen Lehnsessel und tauchte die Feder ein. So saß ich drei Stunden. Was sollte ich denn auch schreiben? Wird denn nicht schon genug geschrieben in dieser Welt? Und habe ich selber nicht genug geschrieben? Wenn es niemand lesen will, werde ich dem etwa abhelfen, wenn ich noch mehr dazu schreibe? Werde ich in vier Tagen zu essen haben, wenn ich meine Zeit derweil mit Schreiben vertrödle? Das ist nicht die Art, wie sich der Mensch heuzutage zur Geltung bringt. Man muß handeln, etwas in Szene setzen, selber unter die Menge treten und sagen: Da bin ich. Wie gut hat es doch ein Maler, der sich mit seinem Bild aufs Trottoir stellen kann; oder gar ein Musiker, der dem ganzen Hause die Ohren volltrommelt. Und dabei das Sinnberückende, das in der Musik liegt. Was ist das schönste Liebesgedicht an elementarer Kraft gegen die schmachtenden, flehenden, aufregenden, überwäl-

tigenden Laute, die der Violinist einer einzigen Saite entlockt. Warum, warum habe ich nicht Geige spielen gelernt.

Und dabei tauchte ein Blondköpfchen mit blauen Augen vor mir auf, eine echte Teufelsschönheit, wie die Franzosen sagen, ein Kind, dem sich das Laster nur mit seinen Reizen ins Antlitz geschrieben, ein Geschöpfchen, das der Himmel nicht zur Gattin, nicht zur Mutter, sondern zur Sünde geschaffen, und für das es schade wäre, hätte es einen anderen Beruf erwählt. Ich sah sie zum ersten Mal vor etwa vierzehn Tagen an einem Sonntagnachmittag in Begleitung einer Freundin vor dem Kafe Vachette. Beide Mädchen trugen Velokostüme. Das der Freundin ist mir so wenig im Gedächtnis geblieben wie die Freundin selber, aber das Blondköpfchen mit den blauen Augen trug helle Lederschuhe, schwarzseidene Strümpfe, weite weiße Beinkleider, hellblaue Blusentaille, einen dunklen Bolero und ein dunkelblaues Strohhütchen, alles elegant und fein, als käme es direkt aus der Puppenfabrik. Ich trat aus dem Kafe und zündete mir eine Zigarette an, um sie mir genauer ansehen zu können. Warum sie mir gefiel? Nicht ihres reizenden kleinen Fußes in seiner entzückenden Fassung, auch nicht der kindlich schmalen, übereinandergelegten Knöchel wegen. Auch nicht ihrer Figur wegen, die übrigens nichts Außerordentliches aufwies. Auch nicht ihrer Stumpnase wegen, wiewohl ich freilich auf dieser Welt noch keine anderen Nasen geliebt habe als Stumpnasen. Und ihr Mund? Hm. Jedenfalls kam mir das damals noch nicht zum Bewußtsein. Sie gefiel mir instinktiv, weil ich die sterbliche Hülle durchschaute, weil ich auf den ersten Blick ihre Seele erkannt hatte, ihr Temperament, ihre Denk- und Empfindungsweise, ihre Liebhabereien. Sie gefiel mir, weil das eigenste, das intimste in mir, was der Mensch in sich hat, das Tier, weil das seine Kompensation witterte. Sie lächelte mir zu. Ich bin kein Geck, wenn ich das niederschreibe. Mir lächelt nicht jede zu. Etwas witterte sie dabei immerhin nicht: meinen leeren Geldbeutel.

Und dann sah ich sie vor vier Tagen wieder, nachts um zwei Uhr im Kafe d'Harcourt. Sie bemühte sich um mich. Sie strich an mir vorbei. Ich hatte mich also nicht getäuscht. Sie war ausgelassen, von einer kindlichen Heiterkeit, anmutig, dabei in ihren Gebärden ihren Begleitern gegenüber um eine Idee unzüchtiger als die übrigen Mädchen. Aber keine Unzucht als Mittel zum Zweck wie bei den andern, sondern die angeborene Lasterhaftigkeit, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Sie tat sich Gewalt an, um die dicken Spießbürger nicht noch mehr zu skandalisieren. Ich hatte mich in nichts getäuscht. Ich studierte ihren Mund. Er war groß, riesengroß, breit, wenn sie lachte, mit feingezeichneten, aber schmalen Lippen, dahinter zwei Reihen blendender Zähne, jeder Zoll Charakterlosigkeit, ein Mund, der mir alles bestätigte, was ich auf den ersten Blick in der ganzen Erscheinung gelesen. Sie hätte mich gerne mit sich nach Hause genommen. Sie ließ ihre Begleiter im Stich und wartete geduldig, bis der letzte Gast hinaus war. Das war ich. Aber mit mir war mein Schutzengel, mein besseres Ich, die Stimme des Gewissens, das Göttliche im Menschen, das das Tier überwindet und zu Boden hält: mein leerer Geldbeutel.

Diese Erinnerung war es, die mich veranlaßte, als es drüben im Licée St. Louis Mitternacht schlug, die eingetrocknete Feder beiseite zu legen, meinen Hut aufzusetzen, die Kerzen auszulöschen und ins Kafe d'Harcourt zu gehen. Nicht daß es mit meiner Tugend schlechter bestellt gewesen wäre, als den Abend vorher. Im Gegenteil. Aber ich wollte sie mir noch einmal ansehen. Es herrschen über die sinnlichen Triebe so verkehrte Ansichten in der Welt . . .

# Der Verführer

Es ist wohl möglich, daß sich die Gunst eines jeden Mädchens ohne Ausnahme gewinnen läßt. Aber leicht wird es nicht immer. Die Hauptsache ist, daß man den richtigen Weg einzuschlagen versteht.

Die übrigen Herren des intimen Freundeskreises lauschten in gespanntester Erwartung.

Es war am 15. Juni im Jahr 18.., fuhr der Sprecher fort, als ich gegen Abend zu Tante Mathilde hinauskam und sie mir mitteilte, daß tags zuvor ihre Tochter Melanie von Brüssel zurückgekommen sei. Wir hatten kaum eine Viertelstunde geplaudert, als Melanie mit dezidiertem Schritt, ohne durch meine Anwesenheit überrascht zu sein, leicht errötend ins Zimmer trat. In körperlicher Beziehung hatte sie ungemein gewonnen, seit ich sie nicht gesehen. Ihre Taille war schmal geblieben, ebenso die Schultern, aber die Hüften und besonders die Formen des Korsetts fielen mir durch ihre majestätischen Linien auf. Mit dem Ausdruck unnahbarer Würde und einem eisigen Lächeln auf den Lippen reichte sie mir ihre geschmeidige kleine Hand und nahm auf einem schmalen Taburet Platz, auf dem sie wie auf einem Isolierschemel saß, und von dem aus sie mich mit Blicken maß, von denen ich mich wie von kleinkalibrigen Gewehrkugeln durchlöchert fühlte. Ich schlug die Augen nieder und wendete meine Bemerkungen über Brüssel und

die Großstädte im allgemeinen fast ausschließlich an Tante Mathilde, die mich, nachdem wir noch etwa zehn Minuten gemütlich geplaudert, mit ihrer Tochter allein ließ.

„Wie wäre es, Herr Doktor, wenn wir einen Gang durch den Garten machten?" — sagte Melanie, um das peinliche Schweigen zu brechen, das, nachdem sich Tante Mathilde entfernt, zwischen uns obwaltete. Ich bot ihr meinen Arm und führte sie in den stockdunklen Garten hinaus, alle drei Schritte ein Streichholz anzündend, in der Befürchtung, wir möchten gegen einen Baum anrennen oder in die Johannisbeersträucher geraten, bis mir meine Cousine mit einer unvorsichtigen Geste die Schachtel aus der Hand schlug und mich hinter sich her in eine der Lauben zog, die zu beiden Seiten des Weges lagen.

Nachdem wir uns auf der breiten hölzernen Bank mit ziemlicher Mühe zurechtgetastet, nahm sie meine Hand in die ihrige, neigte sich mit ihrem Oberkörper über mich, die Lippen dicht vor meinem Gesicht, so daß ich ihren Atem spürte, und fragte mich, woran ich denke. „An die griechischen Inschriften auf den Denkmälern im westlichen Kleinasien," entgegnete ich, worauf sie meinte, ich hätte einen stark ausgeprägten sinnlichen Ton in der Stimme. Ich erklärte ihr aber, daß das Altgriechische, wenn es auch keine Ursprache, sondern durchaus Kultursprache sei, doch auf unsere modernen Sprachen, zumal auf die, die wir sprechen, den schwerwiegendsten Einfluß ausgeübt habe, indem es durch die mit altgriechischen Inschriften bedeckten historischen Denkmäler gewirkt. So unterhielten wir uns noch eine Weile, dann fühlte ich ein Frösteln und geleitete Melanie, in der Befürchtung, wir möchten uns beide erkälten, ins Wohnzimmer zurück.

In den darauffolgenden Tagen beschäftigte ich mich mehr mit ihr, als ich erwartet hatte, und beschloß schließlich, da mir der Gedanke an ihren klassisch modellierten Körper keine Ruhe mehr ließ, sie für mich zu erobern.

Drei Tage später traf ich sie wieder bei Tante Mathilde. Es war drei Uhr nachmittags und die Tante schlief. Mit Gewalt oder Heftigkeit, das wußte ich im voraus, erweckte ich nur Empörung; ich mußte also vorsichtig sein. Melanie trug ein Kleid, wie man es bei heißer Jahreszeit nicht leichter tragen kann, in hellgrüner Seide, und so weit, daß es sie wie ein Hemd umflatterte. Über den Schultern war es durch zwei schmale Streifen gehalten. Sie streckte sich auf der Chaiselongue aus und lud mich ein, auf dem Fußende Platz zu nehmen. Dann hakte sie die zwei obersten Haken auf, um, wie sie sagte, besser atmen zu können. Sie schien auch in der Tat sehr unter der Hitze zu leiden, indem ihre Wangen hoch gerötet waren und sie kaum einen Augenblick ruhig liegen konnte.

Ich versuchte das Menschenmöglichste. Ich brachte das Gespräch auf Kleopatra, auf den Frühling, auf Tanzunterhaltungen, ohne dem Mädchen mehr als ein stummes, überlegenes Lächeln zu entlocken. Schließlich nahm ich sogar einen Pantoffel, der ihr zufällig vom Fuß gefallen und führte ihn an meine Lippen. Dabei kajolierte sie mir mit ihrem Fuße zuerst die Hände und dann das Gesicht. Wenn sie gewußt hätte, welch höllische Marter mir das verursachte, in welchem Orkan die Leidenschaften in mir tosten und brandeten! Aber sie lag da, so vertrauensselig, als hätte sie ein neugeborenes Kind neben sich. Ihre Lippen öffneten und schlossen sich wieder, ihre feine rote Zunge wurde zwischen den blanken Zähnen sichtbar, aber keine Spur von Verständnis für meine Taktik. Mir wurde auf meinem schmalen Sitzplatz zumute wie Napoleon auf St. Helena; und als ich das herrliche Weib nach zwei Stunden vergeblich aufgebotener Liebesmühe verließ, fragte ich mich trostlos und niedergeschlagen, wie die Natur ein solches Wesen schaffen könne, ohne ihm einen Funken menschlichen Gefühls einzuhauchen.

Am nächsten Tage überraschte sie mich mit der unvermittelten Frage, ob ich schon einmal geliebt habe. Ich hatte meinen Feldzugsplan von Grund aus umgestaltet und wußte nicht, ob ich mit

Ja oder Nein antworten sollte. Ich hatte mir vorgenommen, sie gar nicht anzusehen und auf diese Weise ihre Eitelkeit zu kitzeln, sie zu demütigen und mich um so begehrenswerter zu machen. Tante Mathilde war zu einer Kafegesellschaft ausgefahren. Wir suchten den kühlsten Ort des Hauses auf und gelangten in einen kleinen, runden, hochgewölbten Gartensalon, in dem außer einem alten rotsamtenen Diwan nur gerade noch eine breite Fächerpalme Platz hatte. Hier, abgeschlossen von der Welt, erzählte ich ihr meine Geschichte. Nie in meinem Leben habe ich eine aufmerksamere Zuhörerin gefunden. Als ich auf die Katastrophe zu sprechen kam, wie das Mädchen, das ich aus tiefster Seele geliebt, mit einem Handelsreisenden nach Amerika durchbrannte, durchfuhr ihren Körper leises Zucken. Ich sah meinen Seelenschmerz von damals in ihren Blicken wiedergespiegelt. Ich begann zu hoffen, daß ich mich in ihrer Beurteilung geirrt. Da geschah etwas Unvorhergesehenes. Augenscheinlich hatte sie in ihrer Erregung das Knie zu fest an die Kante des Diwans gepreßt. Dadurch war die Schnalle ihres Strumpfbandes aufgesprungen, und das Strumpfband fiel zu Boden. Ich hob es auf und überreichte es ihr. Darauf folgte längeres Schweigen. Dann, ohne sich weiter vor mir zu genieren, streifte sie ihr Kleid etwas auf und befestigte das Strumpfband unter dem Knie. Sie trug seidene Strümpfe. Wäre ich in Gedanken nicht bei meiner ersten Liebe gewesen, wer weiß, wozu mich die Arglosigkeit hingerissen hätte. Aber auch so vermochte ich meiner Empfindung nicht völlig Herr zu bleiben. Ich beugte mich nieder über den dunklen Lockenkopf und hauchte einen Kuß auf die weiße Stirne. Aber da fühlte ich, wie sie mich mit dem kleinen Finger zurückstieß. In ihren Blicken lag etwas wie scheue Furcht. Ein Schrei drängte sich auf ihre Lippen, den sie nur mit Mühe zurückhielt. Ich nahm meinen Kopf in beide Hände und stürzte wie wahnsinnig zum Haus hinaus.

Es wird mir ziemlich schwer werden, die Zeit, die diesen Ereignissen folgte, mit kühlem Blut zu beschreiben. Sie endete mit den qualvollsten Seelenkämpfen, die ich durchgemacht, und die ich um die Inschriften von ganz Athen nicht zum zweiten Mal durchmachen möchte. Nachdem ich mich zur Genüge davon überzeugt hatte, daß all meine Diplomatie und Feldherrnkunst an dem Mädchen verloren war, beschloß ich sie zu vergessen, und meine gute alte Tante Mathilde während ihres Aufenthaltes nicht mehr zu besuchen. Aber das gelang nicht, und nun begann ich den frivolen Absichten zu fluchen, die mich dazu verleitet, die schöne Herzlose meiner Bemühungen zu würdigen. Um mich zu zerstreuen, suchte ich Kafes und Bierhöhlen auf, wo ich oft bis nach Mitternacht in Gesellschaft angehender Künstler saß, denen nichts auf dieser Welt mehr heilig war, deren jeder seine zehn bis zwanzig Mädchen zu Herzensfreundinnen hatte, und von denen man in einer Nacht mehr lernen konnte, als ein Mann in geordneten Verhältnissen in einer fünfzigjährigen Ehe lernt. Nach einigen Tagen zog es mich doch wieder wie an einer Schlinge zum Landgut hinaus. Melanie empfing mich im Salon, d. h. eigentlich empfing sie mich nicht. Sie saß am Fenster und stickte. Nicht eines Blickes würdigte sie mich, und die Blicke, die sie zum Fenster hinauswarf, waren so gereizt, so enerviert, so unfreundlich, daß ich die herrliche Landschaft beinah noch mehr als mich selbst bedauerte. Sie bat mich, ihr doch noch einige altgriechische Inschriften zu zitieren. Ich suchte in meinem Kopf, wie man eine Kommode durchsucht, aber meine Gelehrsamkeit war weggeblasen. Ich fühlte mich so beschämt, daß ich meinen Hut nahm und nach Hause ging.

Als ich wiederkam, traf ich sie mit Tante Mathilde zusammen. In der Zwischenzeit hatte ich nicht eine Nacht mehr geschlafen. Ich bat Melanie, mit mir in den Garten hinauszukommen, in die Taxuslaube oder in die Jasminlaube, aber sie sagte, es wäre ihr zu dunkel; sie fürchte, mit dem Kopf an einen Baumstamm zu

stoßen, wenn sie mit mir ginge. Ich war zerknirscht. Drei Tage und Nächte lief ich mit dem Gefühl durch die Straßen, als ob mir ein Schmiedehammer das Herz bearbeite. Ich sah Grün, Blau, Rot vor den Augen. Die Menschen, die mir begegneten, machten einen Bogen um mich herum. Wer mir unversehens unter den Hut sah, fuhr erschreckt zusammen, und meine Kleider schlotterten mir am Leib, als hätte ich sie vom Hausierer erstanden. Ich wurde binnen einer Woche um drei Pfund leichter.

Am Sonntag schleppte ich mich noch einmal mehr tot als lebendig hinaus und traf Tante Mathilde allein. Ich griff unwillkürlich nach einer Stuhllehne, als sie mir eröffnete, Melanie sei bei einer Freundin in der Stadt. Dann unterhielt ich die kindische alte Frau eine Stunde lang mit schalen Anekdoten, was ich früher mit Vergnügen getan hatte, und was mir jetzt eine Galeerenarbeit war. Nachdem ich mich verabschiedet, steckte ich im Vestibül den Hausschlüssel in die Tasche, ich wußte nicht, warum. Von dem Moment an weiß ich überhaupt von keiner meiner Handlungen mehr das Wie und Warum. Ich war zum Nachtwandler geworden. Kurz vor Mitternacht erwachte ich vor der Haustür des Landhauses, ohne zu wissen, wie ich hergekommen. Eine Stunde später erwachte ich wieder und stand noch an demselben Fleck. Mir war, als stände jemand hinter mir und stieße mir unaufhörlich mit dem Knie in den Rücken. So öffnete ich schließlich, tastete mich die dunklen Treppen hinan und pochte, ohne der Gefahr zu gedenken, der ich mich dabei aussetzte, an ihre Kammertür.

„Wer ist da?" hörte ich ihre Stimme.

„Ich bin es!" — Meine Knie schlotterten.

Keine Antwort.

Ich flehte, ich beschwor sie, ich ließ die Türklinke nicht mehr aus der Hand, aber alles blieb still. So stand ich fünf lange Stunden, bis es auf der Treppe hell zu werden begann. Dann schlich ich mich durch den Garten nach Hause und verbrachte den Tag in dumpfem Hinbrüten.

Die körperlichen Bedürfnisse, Essen, Trinken, Schlafen, existierten für mich nicht mehr.

In der folgenden Nacht wiederholte sich die Szene, nur mit dem Unterschied, daß ich während der fünf Stunden weinte und winselte wie ein Kind.

Das hinderte mich nicht, in der dritten Nacht wieder vor ihrer Türe zu sein. Es gab für mich nur zwei Eventualitäten: Zu ihr gelangen oder sterben. Wer beschreibt mein Erstaunen, als die Tür dem Druck meiner Hand nachgibt. Es war der reine Zufall, denn kaum war ich eingetreten, als sich das Mädchen hoch aufrichtet und mir im Flüsterton, aber mit unerbittlichster Strenge befiehlt, ihr Zimmer zu verlassen; das letzte und größte Hindernis, ihr Mädchenstolz, ihre persönliche Gegenwehr, die es noch zu überwinden galt. Mich wunderte nur, daß sie nicht aus vollem Hals um Hülfe schrie. Um so unverhohlener gab sie ihrem Schreck und ihrer Empörung mir gegenüber Ausdruck. Sie nannte mich einen unverschämten Menschen, einen Schurken, einen schamlosen Wüstling. Umsonst, sie hatte den Mut eines Verzweifelten gegen sich. Ich brauche nichts mehr zu sagen. Ihre körperlichen Kräfte, ein so herrliches Weib sie war, waren den meinen nicht gewachsen. Ich war Sieger.

Deshalb, meine lieben Freunde, sage ich euch: Es ist möglich, daß sich die Gunst eines jeden Mädchens erringen läßt, aber so leicht geht es nicht. Die Hauptsache ist, daß man den richtigen Weg einzuschlagen versteht.

„Haben Sie denn den Weg noch öfter erprobt?" fragte einer der Anwesenden.

Nein. Ich tat es auch dies eine Mal nicht aus Frivolität, sondern aus psychologischem Interesse. Und wie ich denn ein Mann von Grundsätzen bin, gelang es mir auch später, ihre Zuneigung in dem Grade zu gewinnen, daß sie sich teils durch Vernunftgründe, teils durch Schmeichelworte dazu bewegen ließ, meine Frau zu werden.

# Flirt

„Man kann von allem, was Sie sagen, fünfzig Prozent abziehen, so bleibt immer noch einer der interessantesten Menschen, die ich je kennen gelernt."

„Man muß wenigstens dreimal soviel sagen, als wahr ist, denn mehr als die Hälfte glaubt einem doch kein vernünftiger Mensch."

Tags darauf ging der Herr des Hauses für drei Wochen auf Reisen.

Als ich am nächsten Sonntag wieder hinausfuhr, fand ich meinen fünfzigprozentigen Freund mit verbundenen Augen. Mit seiner großen, fleischigen Rechten, die bis zu den Fingern vom Rockärmel bedeckt war, hielt er die schmale, zitternde Hand der ältesten Tochter umkrampft. Er suchte eine Stecknadel, die man unter den Nippsachen auf dem Kamin versteckt hatte.

Alma war noch nicht zwanzig. Sie malte, reagierte intensiv auf raffinierte Farbenzusammenstellungen und zwar hochgradig hysterisch.

Nachdem das Experiment mehrmals gelungen, wurde ich hypnotisiert. Dabei fiel Alma in Ohnmacht und mußte mit frischem Wasser begossen werden.

„Sie sollten nicht glauben," sagte mein Freund auf der Rückfahrt zu mir, „daß ich keinen Tropfen deutschen Blutes in mir habe."

„Sie sehen auch nicht darnach aus".

„Ich bin Spanier."
„Das glaube ich Ihnen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich nach unserer ersten Begegnung fragte, ob sie nicht vielleicht jüdischer Abkunft wären."
„Nein, ich bin Spanier."
Wenige Tage später schickte er mir eine Einladung zum Abendbrot. Wir trafen uns nachmittags im Kafe. Wir schlenderten durch die endlosen Straßen, wobei er mich auf die Sehenswürdigkeiten der inneren Stadt, die gewaltigen Paläste in venezianischem und florentinischem Stil, aufmerksam machte, die mir noch völlig unbekannt waren. So oft wir uns in ein Kafe setzten, um einen Likör zu trinken, erzählte er mir von Alma. Gegen neun Uhr fanden wir uns mit einer Stunde Verspätung in seiner Wohnung zum Abendbrot ein.
Seine Frau emfing uns mit resigniertem Tadel. Er hatte mir gesagt, sie sei von polnischer Abkunft, eine geborene Fürstin Puslowska und bei den Herrenhutern in Sachsen erzogen. Daß sie in Sachsen erzogen war, schien mir nach den ersten Worten über jeden Zweifel erhaben.
Wir sprachen von Amerika. Er hatte eine Villa mit elektrischer Beleuchtung, fünfzig Schritt vom Urwald entfernt, bewohnt. Er zeigte mir die Pläne, die er selbst dazu entworfen. Beim Frühstück eines Morgens hatte er von seiner Veranda aus ein Elentier geschossen. Der Kopf des Tieres mit dem mächtigen, breiten Geweih hing ausgestopft über dem Kamin.
Als er wieder von Alma zu sprechen anfing, wurde seine Frau unruhig und klagte mir, daß sie seit vier Tagen von nichts als von dieser Alma sprechen höre.
„Ich glaube," sagte ich, „gnädige Frau nehmen die Sache ernster als sie es verdient. Der Umstand, daß mein Freund davon spricht, könnte Ihnen doch schon zur vollkommensten Beruhigung dienen."
Mein Freund gab sich indessen alle Mühe, uns davon zu über-

zeugen, daß seine Gefühle für Alma nicht Liebe wären. Es sei ein durchaus objektives Interesse, das Interesse des Physiologen, der eine Vivisektion vornehme.

Ich hatte den Geschmack an dieser Art Sophisterei während meines Aufenthaltes in Frankreich verlernt. Ich machte meinen Freund auf das Unritterliche seines Benehmens aufmerksam. Wenn er sich denn schon derart von einer Persönlichkeit beeindruckt fühle, daß er dem Bedürfnis nicht widerstehen könne, vier Tage lang von ihr zu sprechen, so möchte er ihr doch auch die Ehre antun, das Kind bei seinem wahren Namen zu nennen. Meinem Gefühl nach hätte er eine Genugtung darin finden müssen, sich schuldig zu bekennen. Er machte mir mit seinen minutiösen Deduktionen den Eindruck eines Brandstifters, der heimlich Feuer anlegt und sich dann sachte davonschleicht. Die Zumutung, seinen Haarspaltereien moralischen Wert beizumessen, schien mir überdies eine Beleidigung der Zuhörerschaft.

Wiewohl ich Jude bin, wurde meine Situation etwas peinlich, als ihm seine Frau unter dem Druck ihrer Eifersucht seine jüdische Abstammung zum Vorwurf machte.

Gegen ein Uhr stand ich auf. Mein Freund wollte mich einige Schritte begleiten, ging dann aber, in Gedanken bei Alma, den ganzen zweistündigen Weg bis zu meiner Wohnung mit. Vor der Haustüre bat ich ihn, nun auch noch meine fünf Treppen zu steigen und auf meiner Stube einen Likör mit mir zu trinken.

Ich zündete vier Kerzen an und wir tranken aus einem Glas.

Den Stoff zur Unterhaltung lieferte Alma. Wir waren darüber einig, daß sie nicht hübsch sei. Das mochte meinen Freund auch davon zurückschrecken, seine Gefühle einzugestehen. Darüber, daß Alma in meinen Freund verliebt war, herrschte weiter kein Zweifel. Er verstieg sich so weit, mir klar machen zu wollen, daß er alles aufgeboten habe, um ihre Empfindungen im Keim zu ersticken.

Ich wurde erregt, ich schämte mich, ihm zu widersprechen, so unverschämt erschien er mir. Nach längerem Kampfe platzte ich los.

„Wenn man die Gefühle eines Mädchens", sagte ich, „im Keim ersticken will, so zaubert man nicht den ganzen Abend mit ihr im Salon herum, so hält man ihre Hand nicht zwei Stunden lang in der seinigen, so versetzt man sie nicht in eine Aufregung, in der das arme Geschöpf nicht mehr weiß, wohin vor sich selbst entfliehen."
Er schmunzelte innerlich befriedigt.
„Sie Nekromant!" rief ich, „Sie Magier! Sie Klingsor! Sie alter Zauberer! Sie Hypnotiseur!" — Und da ich einmal im Zug war: „Wissen Sie, daß Sie mit niemandem fünf Minuten über die Straße gehen können, ohne ihn anzulügen?"
Er fühlte sich augenscheinlich geschmeichelt. Er lächelte in das Glas hinein, das er an den Lippen hielt, und murmelte:
„So wie Sie hat mich noch niemand durchschaut."
Ich knirschte in die Zähne. Vor drei Tagen hatte er mir, ohne daß ich im geringsten darnach gefragt, eröffnet, er sei siebenundzwanzig Jahre; und eine Straßenecke weiter, er habe als Gymnasiast die Tochter des berühmten Dichters Soundso verführt. Heute erfuhr ich aus der Unterhaltung, daß er hoch in den Dreißigern war und über die Tochter des berühmten Dichters Soundso weniger Bescheid wußte als seine Frau. Wozu dieses Fabulieren. Er war ein Mensch, der mit seinen achtunddreißig Jahren immer noch zehnmal mehr gesehen und erlebt hatte, als andere mit fünfzig. Er hatte sich früh verheiratet, hatte dann in Amerika ein Abenteurerleben geführt, war unter Buffalo Bill mit gegen die Sioux gezogen, hatte ein Stück von Asien gesehen. Er verfügte über eine lückenlose Bildung, hatte eine gesunde Lebensauffassung. Warum begnügte er sich nicht damit?
Er sah mich lächelnd von der Seite an, als erwarte er noch mehr Komplimente.
„Wenn Sie wenigstens den Mut hätten," sagte ich, „unmoralisch zu handeln. Dann ließe sich Ihr Betragen doch beurteilen. Dann

bliebe einem die Achtung vor der Natur, wenn man sie vor dem Menschen verliert. — Dann fände das Mädchen vielleicht den Halt, der ihr jetzt abgeht. Ein zweites Mal überließe sie sich vielleicht nicht wieder so billig ihren Gefühlen. — Nichts als Geschwätz. Nichts als Komödie und Pose. Um sich die Zeit zu vertreiben, entblättern Sie das Mädchen und nehmen ihr die Kraft zu blühen."

Jetzt begann er zu jammern.

„Wenn man verheiratet ist. Wenn man zwei Kinder zu ernähren hat. Wenn jede edlere Regung durch die Arbeit ums tägliche Brot erstickt wird."

Seine Einwürfe boten mir eine zu traurige Perspektive für unser Gespräch, als daß ich hätte darauf eingehen mögen. Wir kamen auf Alma zurück.

Als das Morgenlicht durch die Gardinenritze drang, begleitete ich ihn hinunter.

Vierzehn Tage ließ ich vergehen, bevor ich wieder hinausfuhr. Es war wieder Sonntag. Ich fand die Gartentür verschlossen und wollte schon umkehren, als das Mädchen aus dem Haus trat, um mir zu öffnen. Ich hatte die Klinke nicht richtig zu behandeln verstanden. Im Korridor stürzten die Jungens mir entgegen. Sie führten mich unter die blühenden Kirschbäume im Hintergarten. Es war ein erdrückend schwüler Märztag. Uns zu Häupten schien sich das erste Gewitter zusammenziehen zu wollen.

Ich wunderte mich, daß sich außer den beiden Jungens niemand sehen ließ. Ich erkundigte mich nach Papa. Papa war von seiner Reise noch nicht zurückgekehrt. Er wurde erst zu Ende nächster Woche erwartet. Mama befand sich mit meinem Freunde seit zwei Stunden im Salon in einer sehr erregten Debatte, zu der außer Alma niemand zugelassen wurde.

Darauf beeilten sie sich, mir mitzuteilen, daß Alma in vergangner Nacht ein fürchterliches Bild gemalt habe. Das Sujet war: Der

Geist des Menschen in den Klauen des Wahnsinns. Sie hatte bis morgens sechs Uhr daran gearbeitet und war mehr tot als lebendig zum Frühstück gekommen. Die beiden Gymnasiasten schilderten mir eben das Entsetzen, das das Bild bei Mama hervorgerufen, als Alma, schön wie eine Kalla, der es am nötigen Wasser fehlt, aus dem Gewächshaus trat.

„Würden gnädiges Fräulein mich Ihr Bild nicht vielleicht sehen lassen?"

„Nein. — Sie brauchen es nicht zu sehen."

„Wenn ich Sie darum bitte."

„Bin ich verpflichtet, Ihnen meine Bilder zu zeigen?"

„Verpflichtet nicht. Es wäre eine Liebenswürdigkeit, die ich zu schätzen wüßte."

„Ich will aber nicht liebenswürdig gegen Sie sein."

Ich überlegte mir, ob ich meinen Hut nehmen und gehen sollte. Einer ihrer Brüder fragte mich indessen, ob er das Schauergemälde herbringen solle. Ich bat ihn darum, indem ich an die schlaflos durchwachte Nacht dachte und es gern vermied, lächerlich zu werden. Er stürzte johlend ins Haus hinein und kam mit einer riesigen Kohlenzeichnung zurück.

Das Bild überraschte mich durch seine Kühnheit. Ich trat sechs Schritte rückwärts. Ich sah ein Mädchen in weißer Gewandung, mit ausdrucksvollem Kopf und geschlossenen Augen auf mich zukommen. Die Gestalt war von vorn oben beleuchtet; Stirn, Schultern, Brust und Arme im grellsten Licht, während sich die untere Hälfte in der Dunkelheit verlor. Beim Anblick der prunkenden Formen sagte ich mir, daß ein nichts weniger als emanzipiertes, häuslich erzogenes, achtzehnjähriges Mädchen doch wohl nur unter dem Einfluß einer sie beherrschenden Leidenschaft so stark auftragen könne. Ich begriff das Entsetzen von Mama und sprach der Künstlerin meine Bewunderung aus.

Rechts hinter dem Kopf der Gestalt ließen sich einige verzerrte

Teufelsfratzen in der Dunkelheit erkennen. Zwei lange dünne Arme mit gekrallten Fingern streckten sich nach ihrem in vollen Locken über die entblößten Schultern wallenden dunkeln Haar aus. Der ruhige, sichere Schritt der Nachtwandlerin ließ keinen Zweifel über die Art von Gefühlen, denen das Bild seine Entstehung verdankte. Diese Gefühle sprachen aus jeder Linie, besonders aus dem Ausdruck von Entschlossenheit und Zielbewußtsein, der in ihrem Schlummer Bedrohten. Die Komposition war jedenfalls auf den ersten Blick verständlich. Die Künstlerin zeigte sich weniger ungebärdig, als sie sah, welchen Eindruck ihr nächtliches Werk auf mich machte.

Der Gartentisch war gedeckt und der Kafe aufgetragen worden. Indessen verging noch eine gute Stunde, bis die Mama erschien. Mein Freund folgte ihr mit gesenktem Haupt. Der Kafe war kalt geworden. Mama war die Liebenswürdigkeit selber, nur noch ein wenig erregter als gewöhnlich. Sie hatten sich gezankt. Sie reichten sich die Hände zur Versöhnung und konstatierten lächelnd, Grobheiten ausgetauscht zu haben.

„Und Sie", wandte sie sich zu mir, „sind auch nicht so harmlos, wie Sie sich gern den Anschein geben möchten."

Ich verstand sie nicht.

„Ja ja. Ich hätte Ihnen das nicht zugetraut. Ich gestehe es Ihnen."

„Erklären Sie mir bitte . . ."

Sie lächelte. Sie wollte der Kinder wegen sich nicht aussprechen. Ich begriff das. Ich bezog ihre Bemerkung auf ein Buch von mir, das der Herr Papa vor ihr weggeschlossen, und über das sie sich hergemacht hatte, sobald er auf Reisen gegangen war. Zuerst hatte es ihr gar nicht gefallen, dann hatte es ihr sehr gut gefallen, und nun hatte sie es schon zum viertenmal durchgelesen, wie mir mein fünfzigprozentiger Freund versicherte. Ich dachte, den Tadel ernst nehmen, das hieße zu plump nach Komplimenten fischen.

Der Nachmittag verlief in vollkommener Friedfertigkeit. Man

spielte Lawn-tennis. Die Mädchen sprangen über das Seil, und so oft ich mich in einer Unterhaltung mit Fräulein Alma befand, gesellte sich mein Freund zu uns, nahm mir mein letztes Wort aus dem Mund weg, war in jeder Beziehung ganz meiner Ansicht und ersetzte mich bei ihr. Schließlich empfand man die hereinbrechende Kühle und beschloß zum Abendbrot zu gehen. Als ich ins Eßzimmer trat, saß man schon bei Tisch, und ich hörte gerade noch, wie mein Freund, zu Mama gewandt, äußerte:

„Ich gestehe Ihnen, daß ich mich nach unserer ersten Begegnung fragte, ob Sie nicht vielleicht jüdischer Abkunft wären."

„Nein, Sie irren sich. Ich versichere Sie, Sie irren sich. Ich kann die Juden nicht leiden."

Darauf erging sie sich in schonungslosen Schmähungen, zitierte Beispiele von Auspressung, Heuchelei, von Wucher, Kindermord, Mangel an Noblesse, Undankbarkeit, und das Gespräch konzentrierte sich um die Frage, ob Christus Jude, Heide oder Christ gewesen sei.

„Du, Mama," fiel Alma plötzlich mit funkelnden Augen ein, „hast doch am wenigsten Ursache, so über Juden zu sprechen."

„Ich? Wieso!"

„Die du so viele Juden unter deinen Verwandten hast."

„Ich hätte Juden unter meinen Verwandten?"

„Tante Alma. Tante Aurora. Onkel Paul . . ."

„Aber sind denn die Juden? — Die sind doch nicht Juden."

Mama warf ihr einen niederschmetternden Blick zu.

„Getaufte Juden."

„Nun ja, dann sind es doch keine Juden. Sie sind doch getauft. Ich bitte dich sehr, liebes Kind, vorher ein wenig über das nachzudenken, was du sprichst." Und zu meinem Freunde gewandt:

„Wissen Sie, das finde ich nun auch nicht recht, sich taufen zu lassen. Wenn man einmal Jude ist, soll man auch den Mut haben, es einzugestehen. — Sie sind doch wohl Jude?"

„Nein. Ich bin Spanier."
Gegen zwölf brachen wir auf. Mein Freund hatte seine beiden Kinder mitgebracht. Sie hatten sich den Nachmittag über im Garten getummelt und lagen seit drei Stunden eingeschlafen auf dem Diwan. Jeder von uns nahm eines auf den Arm. So bepackt erreichten wir noch den letzten Zug, als er sich schon in Bewegung gesetzt, und fuhren zur Stadt zurück.
Sobald wir allein waren, begann er mir sein Herz auszuschütten. — Es war alles zu Ende. Er fühlte nichts mehr für Alma, und Alma nichts mehr für ihn. Das war das Werk der Frau Mama. Sie hatte mit brutaler Hand den Himmel ihrer reinen Empfindungen zertrümmert. — Er mußte sich erst sammeln, um sich darüber klar zu werden, wie das alles so rasch gekommen.
Alma, das stand außer Zweifel, war die einzige Person in dem Hause, die einer tieferen Empfindung fähig war. Es hatte Momente gegeben, wo er sie für einen larmoyanten Schmachtlappen gehalten, aber er war davon zurückgekommen. Er begriff ihr unzufriedenes Wesen. Ihre Mutter, mit der sie beständig auf Kriegsfuß lebte, war die beste Mutter der Welt, eine noch bessere Geschäftsfrau, dabei gut, wirklich gut, aber von irgendwelchem tieferen Verständnis keine Spur. Sie reichte ihrer Tochter, was Seelenadel und Ernst der Lebensauffassung betrifft, nicht bis an die Knöchel, und das Mädchen fühlte sich durch das oft sehr geschmacklose Benehmen ihrer Mutter beinahe angewidert. Die denkbar größten Gegensätze sahen sich in der Familie darauf angewiesen, einen Modus vivendi zu finden; das gelang ihnen so schlecht wie möglich. Vor drei Monaten hatte sich Alma schon einmal mit Streichhölzern vergiftet. Mit Hülfe der Magenpumpe war es gelungen, ihr das Leben zu erhalten.
Freitag vor acht Tagen waren sie zusammen im Zirkus gewesen. Mein Freund war mit Alma und den Kindern vorausgegangen; Mama hatte nachkommen wollen. Er hatte dann die Kinder in der Loge gelassen und mit Alma eine Bank zwischen Palmen und

Farrenkräutern auf dem Promenoir aufgesucht. Als er mit ihr zurückkam, wandte sich Mama im Ton strengsten Vorwurfes zu den beiden Gymnasiasten:

„Ich habe euch doch gesagt, daß ihr den Herrn nicht mit Alma allein lassen sollt."

Der Herr war bleich wie der Tod geworden, hatte sich auf die Zunge gebissen, hatte an allen Gliedern gezittert, und als er sich nachts zwei Uhr zu Bett legte, war ihm eingefallen, daß das einzig Richtige gewesen wäre, sich sofort zu empfehlen.

Er hatte die Überzeugung, wenn er das getan hätte, wäre Alma ihm nachgestürzt. Er hatte es nicht getan, Alma war ihm nicht nachgestürzt, und Mama hatte sich, nachdem sie ihr Geschoß abgefeuert, von einer Liebenswürdigkeit gezeigt, wie er deren nie vorher von ihr gewürdigt worden.

Zwei Tage später hatte ihn Mama, die in Abwesenheit ihres Gatten dessen Geschäfte mit einem Geschick besorgte, das ihren Gatten zum beneidenswertesten aller Gatten machte, zu sich aufs Bureau bestellt. Es handelte sich um eine Angelegenheit von Wichtigkeit, in der sie sich nicht zurechtzufinden wußte. Als er hinkam, fand er nichts zu raten, nichts zu helfen, dafür aber vollauf zu bewundern. Er fand eine Nervosität, bei der ihm eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken schauerte, mußte sich aber gestehen, daß sich die Pomadigkeit für ihre Art Geschäfte nicht eignete. Schließlich hatte sie ihn gebeten, sie zu hypnotisieren. Er hatte seine ganze geistige Energie aufgeboten, aber es war ihm nicht gelungen.

Darauf waren sie zusammen in einen Austernkeller gegangen. Nach dem sechsten Dutzend behauptete Mama, es sei eine schlechte darunter gewesen. Darüber entspann sich ein Streit mit dem Kellner, in dem der Kellner den kürzeren zog. Sie hatten dann die nächste Station aufgesucht, um nach Hause zu fahren. Mama hatte noch eine Arbeit zu Hause liegen, die unter allen Umständen

bis morgen erledigt werden mußte, und zu der sie seines Rates bedurfte.

Auf der Station waren vor den Fahrplänen die Laternen nicht angezündet. Mama stellte den Laternenanzünder zur Rede; der Laternenanzünder erklärte, es sei seine Schuld nicht, er habe keine Ordre, die betreffenden Laternen anzuzünden. Darauf hatte sie den Stationsvorstand kommen lassen. Der Stationsvorstand ließ fünf Minuten auf sich warten. Als er endlich kam, war der Zug eben im Abfahren. Mama wandte sich an die Polizei, die drei Mann hoch auf dem Perron einherstolzierte; sie hatte ihr Billet für den betreffenden Zug in der Hand, und der Zug mußte auf Befehl der Polizei angehalten werden. Darüber erlaubte sich der Stationsvorstand beleidigende Äußerungen. Sie ließ ihn arretieren. Darauf hatten sie sich zusammen ins Coupé gesetzt und waren nach Hause gefahren.

Zu Hause wartete ihrer ein Diner mit Sardelleneiern, Rebhuhnpastete und frischen Spargeln. Das war die Arbeit, die bis morgen unter allen Umständen erledigt werden mußte.

Partien dieser Art hatten sich täglich wiederholt. Täglich war ein Telegramm von Mama eingetroffen, adressiert an seine Frau, sie möchte ihrem Herrn Gemahl erlauben, ihr eine Stunde bei der Arbeit behülflich zu sein. Er hatte ihr Gesellschaft geleistet, sie hatten zusammen die Freuden der Weltstadt genossen und sie hatte ihm gesagt, daß sie es in Paris nie gewagt haben würde, sich so unvorsichtig überall mit einem Herren zu zeigen.

„Weiter," sagte ich.

„Weiter? — Ich habe in meinem Leben", fuhr mein Freund fort, „keine derartige Vereinigung von tollem Zigeunerblut und echter deutscher Hausbackenheit getroffen. Ihr Interesse ist bei ihren Kindern. Sie arbeitet für ihren Mann. Ich möchte es nicht wagen, mir die geringste Freiheit herauszunehmen. Ich habe es auch nicht versucht. Mit ihrer Überreiztheit, mit ihrer geschäftlichen Hetzerei

ist sie mir unerträglich. Ich könnte mit der Frau nicht zusammen leben. Nach acht Tagen wäre ich verrückt. Ich bin es schon. Denken Sie sich, ich bin seit vierzehn Tagen keinen Abend vor zwei Uhr zu Ruhe gekommen. Daß ich für mich arbeiten könnte, davon ist keine Rede mehr. Was ich an der Frau hochschätze und achte, ist, daß sie eine gute Mutter ist."

„Das ist jede Kuh."

Mein Freund war sonst selber ein gewaltiger Zyniker, aber er fühlte sich nicht mehr als Beherrscher der Situation. Er war seit vierzehn Tagen keinen Abend vor zwei Uhr zu Ruhe gekommen. Er konnte nicht umhin, für eine Person einzutreten, die er vergeblich zu hypnotisieren versucht hatte.

Darauf erzählte ich ihm eine Geschichte.

Ich kannte in München eine achtzigjährige Dame, die dreißig Jahre in Paris gelebt hatte. Eines Tages hielt sie sich mir gegenüber über das Leben der gebildeten französischen Jugend auf, die ihre besten Jahre in Gesellschaft von Sirenen verbummele. Um etwas zu erwidern, sagte ich, daß es für die Pariser Sirene doch immer noch das höchste Ideal bleibe, eventuell für eine anständige Frau gehalten werden zu können, während — ich wollte sagen, während man das von der deutschen Sirene gerade nicht behaupten könne. Aber sie unterbrach mich: Während es für die deutsche anständige Frau immer das höchste Ideal bleibe, eventuell für eine Sirene gehalten werden zu können.

Mein Freund hatte mir nur halb zugehört. Er war mit seinen Kindern beschäftigt. Der Zug hielt. Wir nahmen die Kinder, ohne daß sie die Augen öffneten, von den Polstern auf und schlugen, da mein Freund nur zehn Minuten von der Station entfernt wohnte, jeder ein Kind auf dem Arm, den Weg nach seiner Wohnung ein.

Da Mitternacht längst vorüber war, und ich noch einen zweistündigen Weg vor mir hatte, bat er mich, bei ihm zu bleiben. Er führte

mich in sein Atelier, wo wir beim düsterroten Schein einer triefenden Kerze noch einen Likör tranken. Dabei sprachen wir über Alma.

Es war alles zu Ende. Sie hatten sich geliebt, wie sich Kinder lieben. Alma war die Natur, die die genügende Tiefe besaß, um ein solches Einverständnis zu schätzen. Ihre Mutter war eine schöne Frau; das mußte ihr der Neid lassen. Vor drei Tagen hatte sie ihm wieder ein Telegramm geschickt, natürlich an seine Frau adressiert, er möge doch kommen und ihr etwas bei der Arbeit behülflich sein. Er warf sich, wie er ging und stand, in den nächsten Omnibus und fand sie in ihrem Bureau in Balltoilette, hellgelbe Seide mit weißem Einsatz, reichlich dekolletiert. Ihre Gesichtszüge hatte sie ein wenig abgetönt. Sie hatte zwei Theaterbillete und bat ihn, sie in die Oper zu begleiten. Warum hatte sie ihm das nicht ganz einfach geschrieben. Er war nicht darauf vorbereitet. Er war im Gehrock, ohne Glacés und hätte sich erst rasieren lassen müssen. So begleitete er sie bis ins Vestibül und küßte ihr dort die Hand. Wie sie sich aber auf der fünften Stufe noch einmal umwandte — der Hermelin drohte ihr von den Schultern zu fallen, die Schleppe zu ihren Füßen deckte die halbe Treppe, die Wendung ihres Kopfes im Halbprofil zeigte ihren Hals in seinen vorteilhaftesten Linien — da mußte er sich gestehen, daß er selbst in Amerika, in Philadelphia kein Bild von solch vollendetem Geschmack, von so erhabener Schönheit gesehen.

Heute mittag, eben als ich vor dem Haus stand und die Gartenpforte nicht öffnen konnte, hatte sie sich ihm in ihrer ganzen Gewöhnlichkeit gezeigt. Sie sprachen gerade von mir. Er hatte mich vom Fenster aus draußen stehen sehen. Sie klagte ihn ihrer Tochter wegen des Vertrauensbruches an, schob ihm die niedrigsten Absichten unter, und drückte sich dabei so trivial aus, daß er das Tier in sich erwachen gefühlt. Sie hatte es jetzt richtig soweit gebracht, daß er dem Mädchen gegenüber nichts mehr empfand, als das Bedauern, die Situation nicht klüger ausgenützt zu haben. Jetzt

war es vorbei. Mama hatte ihm sein Ehrenwort abgenommen, daß die Flirtation zwischen Alma und ihm ein Ende habe.
„Was haben Sie denn dabei von mir gesprochen?"
„Sie waren es ja gerade, der die Bombe zum Platzen brachte."
„Ich?"
„Ohne Ihr Verschulden natürlich. Nur ganz indirekt."
„Aber wieso denn?"
„Wieso? — Lassen Sie mich nachdenken. — Gestern abend war Alma mit ihrer Schwester bei meiner Frau zum Tee. So war es. Da muß ihr meine Frau so was gesagt haben, wie so Frauen sprechen, ich käme keine Nacht mehr nach Hause, sie könne das nicht länger ertragen, sie sei Abend für Abend allein mit den Kindern und — und . . ."
„Und?"
„Und Sie hätten ihr auch gesagt, die Sache sei ernster als Sie geglaubt hätten."
„Wann soll ich denn das gesagt haben?"
„Als Sie damals bei uns zum Abendbrot waren. Es ist ja weiter nichts dabei. Teegeschwätz. Alma hätte ja natürlich auch kein Wort verlauten lassen. Die Kleine aber wußte selbstverständlich nichts Eiligeres zu tun, als es brühwarm der Frau Mama zu hinterbringen. Der Mutter kam das natürlich wie gerufen. Das ist eine Frau, wissen Sie, die sich nicht für fashionabel hält, wenn sie kein Drama in ihrem Salon hat. So brach heute durch Ihre Schuld die Katastrophe herein. Alma hatte sich vor Aufregung die Nacht nicht schlafen gelegt. Wir regalierten einander mit Grobheiten. Die Mutter warf mir vor, in dem Kinde Gefühle wachgerufen zu haben; ich entgegnete ihr, wenn ich es nicht gewesen wäre, wäre es ein anderer gewesen; ihre Tochter würde sich in jeden verliebt haben."
Ich hielt es für durchaus unangebracht, mit meinem fünfzigprozentigen Freund meine Schuld zu erörtern. Dagegen war es be-

schlossene Sache bei mir, der Frau Mama morgen früh in wenigen Worten meine Rolle in ihrem Drama schriftlich auseinanderzusetzen. Eines wurde mir augenblicklich klar.

„Dann bezog sich die tadelnde Bemerkung, die ich als Begrüßung zu hören bekam, also nicht auf mein Buch?"

„Gott bewahre. Bilden Sie sich nichts ein."

„Sondern auf Ihre Liebelei?"

„Natürlich bezog sie sich darauf, und wenn Sie den Geist des Menschen in den Klauen des Wahnsinns ein wenig genauer betrachtet hätten, so würden Sie in einer der Teufelsfratzen Ihr Porträt erkannt haben. Ich sagte der Mutter gleich: das ist das Beste, was Ihre Tochter jemals gemacht hat. Sie fand es natürlich verrückt. „Sehen Sie," fuhr er, lebhafter werdend fort, „das imponiert mir an dem Mädchen. Das ist die geborene Künstlerin, die eine ganze Nacht hindurch an der Staffelei sitzt, um sich der Empfindungen, von denen sie gequält wird, zu entledigen, indem sie sie künstlerisch objektiviert."

Die Flasche war leer. Mein Freund rückte eine baufällige Chaiselongue an der Wand zurecht und hakte mir eine Reisedecke, die ihm die Herzogin von Galiero gestickt, von der Mauer los. Das Dessin sei zwar nicht gerade geschmackvoll, aber sie halte warm. Darauf empfahl er mich allen guten Geistern und ließ mich allein.

Mir war nicht ganz behaglich. Ich suchte unter den Rahmen, die übereinandergelehnt an der Wand standen, nach etwas, um meine Phantasie damit zu beleben. Ich fand nichts; nebulose Visionen, Reminiszenzen aus den Werken aller großen Meister, hier ein Böcklin, dort ein Gabriel Max, zwei Schritt weiter ein Michelangelo, alles so amerikanisch wie möglich, direkt auf den Käufer hin gemalt, Jahrmarktartikel, auf ein Publikum berechnet, das alles gesehen und nichts dabei gelernt hat. Vor einer Astarte in wahnsinnigen Locken mit formlosen Armen und Beinen fühlte ich mich wie Shylock versucht, ein Stück Fleisch herauszuschneiden, um

es morgen jemandem zur Begutachtung vorzulegen. Er würde es für Löschpapier oder alten Käse gehalten haben.

Darauf fragte ich mich, ob ich mich denn in dem Raum befand, in dem mich mein Freund empfangen, als ich gekommen war, mir sein Atelier anzusehen. Ich trat auf den Korridor und drückte auf die Klinke der nächsten Tür, die sich lautlos öffnete.

Ich war in einem anderen Atelier. Auf der Staffelei stand ein Bild in grellen Farben, eine englische Marktszene, im Vordergrund drei Straßenjungen in breiten Schlapphüten, alle drei mit starken Schatten über dem Gesicht. Dessenungeachtet ließen die Physiognomien sich Zug für Zug erkennen. Das Bild war Ben Johnson gezeichnet.

Der Raum war mir bekannt. Hier hatte mir mein Freund seine Arbeiten gezeigt. Ich hatte ihn zwei Häuser weiter bei einem alten Tiermaler getroffen, in dessen Atelier er eben einen riesigen Sonnenuntergang in Venedig aus der Phantasie zusammenmalte. War er umgezogen, oder hatte er die Gewohnheit, immer an drei Orten zugleich zu sein?

Alles um mich her war Ben Johnson gezeichnet. Das Atelier gehörte ohne Zweifel Ben Johnson. Ich zog mich zurück, stützte meine baufällige Chaiselongue durch einen Strohstuhl, zog mir die Reisedecke der Herzogin von Galerio bis zur Brust herauf und konzipierte in Gedanken das Billet, das ich morgen, sobald ich nach Hause gekommen, der Frau Mama schreiben wollte.

Geehrte Frau,

ich habe an jenem Abend, als ich bei unserem Freunde zum ersten und einzigen Mal zum Abendbrot war, nichts anderes gesagt, als was jeder andere anständige Mensch an meiner Stelle auch gesagt haben würde. Die Gattin unseres Freundes klagte mir, daß sie seit vier Tagen von nichts anderem als der betreffenden Dame sprechen höre. Ich entgegnete ihr, ich glaube,

daß sie die Sache schwerer nähme, als sie zu nehmen sei. Unser Freund, der von nichts anderem als der betreffenden Dame sprach, gefiel sich darin, uns klarmachen zu wollen, daß seine Gefühle nicht Liebe seien. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er einer Persönlichkeit, von der er sich derart beeindruckt fühle, auch wohl Gerechtigkeit genug widerfahren lassen dürfe, das Kind bei seinem wahren Namen zu nennen. Wollen gnädige Frau überdies die Absurdität bemerken, daß unter Verhältnissen, in denen man seit vier Tagen von nichts anderem spricht, meine beiden Äußerungen das Motiv dafür abgegeben haben sollen, daß sich die Gattin unseres Freundes an die betreffende Dame wandte.

Mit ehrerbietigstem Gruß

Ihr — etc.

Meine Chaiselongue war aus Rohrgeflecht mit dünnem Kissenüberzug. Ich schlief, wie man auf den Latten schläft, bis gegen acht Uhr mein Freund kam, um mich zum Frühstück zu führen. Daß er mich zum Frühstück nicht mit in seine Wohnung nahm, hätte mich befremden müssen. Er führte mich zwei Häuser weiter zu dem alten Tiermaler. Darauf empfahl er sich, er werde zu Hause frühstücken und in einer Stunde zurück sein.

Der alte Tiermaler war ein Juwel. Er hatte in seinem Leben nichts als Tiere gemalt und malte seit zwanzig Jahren auch die nicht mehr. Er hatte von einer Anzahl verschiedener Frauen fünf Töchter im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren, für deren Erziehung er sorgte und die jeden Sonntag nachmittag in seinem Atelier im Kreis um ihn herumsaßen. Er hatte mein Buch über das Leben der Kinder gelesen und darüber geweint, wie mich mein fünfzigprozentiger Freund versicherte. In seinem riesigen Atelier hatte er durch einen Bretterverschlag ein Drittel abgeteilt, in dessen Parterre sein Bett stand, während sich eine Treppe höher ein Raum

befand, halb Küche, halb Speisesaal, in dem er sich seine Mahlzeiten bereitete. Vor zehn Jahren war unten im Schlafgemach die Wasserleitung gesprungen. Seitdem war es ihm dort zu feucht, und er schlief Sommer und Winter auf einem türkischen Diwan, der dem großen Atelierfenster entlang stand.

Die Morgensonne, die durch die Dachluke hereinströmte, erfüllte das obere Gemach mit dem wärmsten Licht, das ich seit Jahren gesehen. — „Jetzt werde ich Ihnen zeigen, wie ich mir meine Omelette mache." Er brauchte eine gute halbe Stunde dazu, aber sie war deliziös. Dabei erzählte er mir vom alten Darwin, für den er seinerzeit in London viel gearbeitet hatte. Ich fragte mich, ob es nicht doch vielleicht besser sei, den Brief ungeschrieben zu lassen und der Frau Mama bei meinem nächsten Besuch meine Ansichten mündlich auseinanderzusetzen.

Die Omelette war noch nicht ganz fertig, als mein Freund zurückkam. Er setzte sich zu uns, bis wir gegessen. Darauf zündeten wir uns jeder eine Tschibuck an, stiegen in den Garten hinunter und stellten uns zu dritt um ein kleines Aquarium, in dem der alte Tiermaler Feuersalamander, Kröten, Blindschleichen und Libellen züchtete. Seit er keine Tiere mehr malte, beschäftigte er sich eifrig mit der natürlichen Zuchtwahl. Die Schriften Darwins kannte er auswendig und hatte selber mit der Züchtung einiger origineller Spielarten in der Tier- und Pflanzenwelt Glück gehabt.

„Mein Freund erzählte mir," sagte ich, „Sie hätten auch mit der Kreuzung zwischen einer Ente und einem Kaninchen gewisse Resultate erzielt."

Er glaubte, ich wollte mich über seine Experimente lustig machen. Ein Vogel und ein Vierfüßler; Gott behüte einen davor. Natura non facit saltus. Mein Freund lutschte verlegen an seiner Pfeife, verschluckte eine dicke Rauchwolke und lenkte das Gespräch auf die hypothetischen vorsintflutlichen Zwischengeschöpfe zwischen Mensch und Orang-Utang.

Ich bedankte mich für die genossene Gastfreundschaft und setzte mich auf den Omnibus. Die schwüle Mittagsluft zitterte beinahe wie ein versangenes Echo zwischen den endlosen Straßenwänden hin und her. Ich dachte: welche Temperatur erst bei mir zu Hause im fünften Stock unter den Bleidächern herrschen müsse. Ich sagte mir, wenn die Frau Mama denkt, wie ich denke, dann wird sie es mir nur Dank wissen, wenn ich mich nicht auch noch in die im Schoß ihrer Familie gärenden Evolutionen mische. Das war ein psychologischer Irrtum. Mein Freund hatte mir eben noch gesagt, daß sie sich nicht für eine Weltdame halte, wenn sie kein Drama in ihrem Salon habe.

Acht Tage vergingen, bevor ich ihn wiedersah. Er kam an einem regnerischen Nachmittage, und da es auf meiner Stube nichts zu trinken gab, gingen wir zusammen ins Kafe. Er war wie immer in heller Aufregung und sprach von Alma mit mehr Begeisterung denn je. Seit unserem letzten Besuch lebte sie mit ihrer Mutter in offner Fehde. Er seinerseits lebte mit der Mutter gleichfalls in offner Fehde. Mit Alma zu verkehren, dazu war ihm jede Möglichkeit genommen, wiewohl er täglich hinausfuhr. Man lebte in dem Hause in ebensoviel feindlichen Lagern, als Personen vorhanden waren, vermied es über Tisch sich anzusehen und sagte sich weder guten Morgen noch guten Abend. Dabei wurde mit jedem Tag der Herr Papa erwartet, der es sich nicht nehmen lassen werde, eine fürchterliche Musterung zu halten. Alma war sein Lieblingskind. Alma wird ihn zum Richter zwischen sich und ihrer Mutter anrufen und wenn er auch vollkommen unter dem Pantoffel seiner Frau stand, werde er doch nicht umhin können, das ganze Haus vor seinen Richterstuhl zu zitieren, den Schuldigen herauszugreifen und zu zerschmettern.

„Seien Sie übrigens doch ein wenig vorsichtig mit dem, was Sie so sprechen," raunte er mir noch zu, als wir uns trennten.

Schreiben konnte ich jetzt nicht mehr. Das wäre vor acht Tagen

natürlich gewesen. Aber heute — das ist ein Topf, sagte ich mir, als ich genauer darüber nachdachte, in dem vier oder fünf Personen mit dem denkbar größten Behagen herumgerührt haben, um die Suppe so trübe wie möglich zu machen. Und wenn es zum Auskosten kommt, dann soll am Ende ich — Man ist ja gerne bereit zu büßen, wo man gesündigt. Das passiert einem übrigens nicht. Dazu ist man doch zu alt. Aber zur Verantwortung gezogen zu werden, wo man sich und dem Richter platterdings seine kindlichste Unschuld eingestehen muß. — Mein Freund hatte mir so was von „Galeotto" gesagt. Das war nicht in seinem Garten gewachsen, wiewohl er Spanier war. Das stammte von der Frau Mama. Der Klatsch, der es schließlich dahin bringt, seine ruchlosen Erfindungen zur Wirklichkeit zu machen. Ich fühlte, der „Galeotto" ging auf mich — zum Kuckuck, das war nicht nur schreiende Ungerechtigkeit. Das war vor allem eine Blamage.

Ich hatte wichtigere Dinge zu denken. Kurz vor seiner Abreise hatte ich mit dem Herrn Papa eine Kontroverse über Guy de Maupassant. Er bat mich damals, ihm mein Urteil über „Pierre et Jean" schriftlich nachzuschicken. Jetzt hatte ich eine Serie Artikel über moderne Tanzkunst in Bereitschaft und da sein Blatt auf goldenen Füßen stand, war deren Aufnahme eine Frage von Wichtigkeit für mich.

Ich bat meine Wirtin, mich um neun Uhr zu wecken und wenn ein Brief käme, ihn mir sofort heraufzubringen. Da der Herr Papa nur Sonntags zu sprechen war, hatte ich ihm meine Artikel per Post zugeschickt.

Um acht Uhr weckte mich meine Wirtin und legte mir einen Brief auf den Kamin. Ich wollte ihn sofort erbrechen, beschloß aber, mich vorher anzuziehen. Ich zog meine Toilette absichtlich ein wenig in die Länge und bürstete mir das Haar mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich. Als ich dann mit allem Behagen bei meiner Schokolade saß, las ich folgendes Billet:

Sehr geehrter Herr,

ich bin Ihrer liebenswürdigen Mitarbeiterschaft in keiner Weise mehr bedürftig. Gleichzeitig beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich, da meine Frau nach Karlsbad reist, meine Empfangstage am Sonntag eingestellt habe.

Mit verbindlichstem Gruß

Ihr sehr ergebener etc.

Ich war zerschmettert.

Mein fünfzigprozentiger Freund hat sich nicht wieder bei mir blicken lassen.

# Bella

## Eine Hundegeschichte

In der Ludwigskirche wurde mit großem Pomp eine Trauung gefeiert. Zwanzig Equipagen fuhren vor, das Kleid, welches die Braut trug, hatte vierhundert Mark gekostet. Der Bräutigam war ein veritabler Graf und hatte nicht ein einziges Haar mehr auf dem Kopfe, sein zukünftiger Schwiegervater wurde auf fünf Millionen geschätzt; eine ungeheure Menschenmenge hatte sich angesammelt, um all die Pracht und Herrlichkeit zu bestaunen. Bei einem solchen Ereignis durfte meine Zimmerwirtin unmöglich fehlen.

In ihrer Jugendzeit war sie einmal Schneiderin in der Garderobeverwaltung Ihrer Majestät der Königin von Hannover gewesen. Ihre Zimmer vermietete sie in der Adalbertstraße. Die Wohnung lag parterre und uns gegenüber, nur durch den Treppenflur geschieden, hauste eine vornehme Jugendschriftstellerin, eine Fräulein von Sanden, die ebenfalls einen Zimmerherrn bei sich beherbergte, aber nur einen einzigen, den man selten zu Gesicht bekam.

Von diesem Zimmerherren ging das Gerücht, daß er Rittertragödien mit zwanzig und mehr Akten verfasse. Die Jugendschriftstellerin erzählte jedem, der es hören wollte, er sei ihr leiblicher Neffe, aber ihre eigene Köchin bestritt dies Verwandtschaftsverhältnis und behauptete, daß es nur zur Verschleierung der intimen Beziehungen erfunden sei, die zwischen den beiden bestanden.

Auf dem Weg zu der Trauung in der Ludwigskirche war meine Wirtin von dem einzigen Wesen begleitet worden, von dem sie sich in dieser Welt aufrichtig und treu geliebt glaubte. Es war das eine unverschämte kleine weiße Spitzhündin namens Bella. Die Trauung vollzog sich zur Genugtuung sämtlicher Zuschauer vollkommen programmäßig, und während ihres Verlaufes erhielt Bella einen aufrichtig gemeinten Liebesantrag von einem entzückenden kleinen schneeweißen Pintscherhund, der sich in Begleitung eines Stubenmädchens aus der Georgenstraße zu der Feierlichkeit eingefunden hatte.

Bella hatte die Zudringlichkeit des kleinen Kavaliers zuerst mit Entrüstung abgewiesen. Offenbar infolge seiner geistreichen Unterhaltung voll sprudelnden Witzes fand sie dann aber doch Gefallen an ihm und begann nun in jener schonungslosen Weise mit ihm zu kokettieren, die wir alle schon von Damen der Gesellschaft erfahren haben, und die uns manche herbe Enttäuschung bereitet hat. Dadurch erreichte sie es, daß Flocki, so hieß der Anbeter, Bella und seine Herrin nach Schluß der Trauung vertrauensvoll, das Herz mit den süßesten Erwartungen geschwellt, bis zu ihrer Wohnung in der Adalbertstraße zu begleiten wagte. Kaum aber waren alle drei in den Hausflur eingetreten, als Bella wie ein wütendes Raubtier über den kleinen Sünder herfiel und ihn sicher zu Tode gebissen hätte, wäre meine Wirtin nicht dazwischen getreten und hätte dem Streit ein Ende gemacht. Sie zog sich mit ihrer Bella ins Innere der Wohnung zurück, und der kleine Flocki blieb seinen Gedanken über Weiberfalschheit überlassen.

Nachmittags um drei wollte meine Wirtin ausgehen, um einige Einkäufe zu machen. Beim Verlassen der Wohnung fand sie Flocki mit tränenüberströmtem Gesicht vor der Flurtür sitzen. Sie sagte ihm, er solle die Sache doch nicht so schwer nehmen und ruhig nach Hause gehen; aber er verstand ihre Worte gar nicht; er senkte nur trübselig den Kopf. Als sie drei Stunden später nach Hause

kam, saß Flocki noch auf demselben Fleck. Kaum aber hatte sie die Flurtür geöffnet, als Bella mit gellendem Gekläff herausstürzte, um den Unglücklichen von neuem zu mißhandeln. Sie wurde mit Fußtritten in ihr Bereich zurückgewiesen. Nachts gegen drei Uhr kam ich mit einem meiner Zimmernachbarn in eine philosophische Diskussion vertieft von unserer Kneipe nach Hause. Wir sahen Flocki im grellen Mondlicht auf der Straße vor dem Fenster seiner Angebeteten hin und her irren. Bella selber schlief zur selben Zeit jedenfalls den denkbar traumlosesten Schlaf in den weichen Kissen zu Füßen ihrer Gebieterin.

Während der nächsten acht Tage saß der kleine Flocki täglich von morgens neun Uhr bis Sonnenuntergang in unserem Hausflur, ein Ritter Toggenburg, wie er sich treuer nicht denken läßt, und schmachtete an die verschlossene Türe hin. Am dritten Tage erschien um die Mittagszeit ein hübsches Stubenmädchen mit weißer Krause im Haar aus der Georgenstraße, um ihn zu den Seinigen zurückzubringen. Ich sehe ihn noch zwanzig Schritte hinter dem Mädchen hertraben, das ihn durch die strengsten Worte zum Mitgehen nötigte, während er selber fortwährend die sehnsüchtigsten Blicke nach dem Grabe seiner Seelenruhe zurückwarf.

Unsere Wirtin war kein so empfindungsarmes und verständnisloses Geschöpf, wie es alte Jungfern sonst zu sein pflegen; dazu hatte sie schon zu viele Zimmerherren und hatten ihre Zimmerherren schon zu viele Verhältnisse gehabt. Eines Tages hielt sie ihrer Bella eine mütterliche Ansprache, in der sie, wenn nicht an Gefühle der Liebe, so doch wenigstens an Mitleid und Barmherzigkeit appellierte. Darauf öffnete sie die Flurtüre und ließ Flocki herein. Bella ließ ihn so nahe wie möglich zu sich herankommen, ruhig abwartend, bis er sehnsüchtig die Schnauze gestreckt hatte; dann packte sie ihn mit grimmigen Zähnen an der Gurgel und hätte ihn beinahe wieder totgebissen. Um dieses Unglück zu verhindern, nahm meine Wirtin sie beim Kopf und hielt sie derart fest, daß sie sich

nicht rühren konnte, und nun kommt der Moment, wo ich in dem kleinen Flocki jenes moralische Empfinden entdeckte, auf das wir Menschen, wenn wir es wirklich betätigen, so unendlich stolz sind, und das wir dabei keinem anderen unserer Mitgeschöpfe auf Erden zugestehen möchten. Bella war vollkommen wehrlos; aber Flocki war kein Gianettino Doria, er war kein Tier, wie es unter Menschen schon so viele gegeben hat; weit davon entfernt, sich die Sachlage zunutze zu machen, wich er scheu zurück und sah bald mich, bald meine Wirtin mit Blicken voll unendlicher Schwermut an. Und als die gute Frau ihrer Bella dann zum Lohn für ihre Unmenschlichkeit einige Klapse verabreichte, da brauste Flocki voll sittlicher Entrüstung auf und bellte, um seine Geliebte zu verteidigen, in einem so hochherzigen Pathos, daß ihn sich jeder jugendliche Heldendarsteller hätte zum Vorbild nehmen können.

Der Versöhnungsversuch war gänzlich mißlungen; aber schon am nächsten Morgen trat ein Ereignis ein, das den weiteren Liebesbewerbungen Flockis ein für allemal ein Ziel setzte. Die Jugendschriftstellerin Fräulein von Sanden, die mit ihrem vorgeblichen Neffen die gegenüberliegende Wohnung inne hatte, beklagte sich bei meiner Wirtin darüber, daß der kleine weiße Pintscher den Hausflur verunreinige. Meine Wirtin entgegnete ihr kurzweg, der Hund gehöre nicht ihr und sie sei daher nicht für seine Handlungsweise verantwortlich. Darauf machte die Jugendschriftstellerin aber geltend, daß der Pintscher sich nur wegen des Hundes, der ihr gehöre, täglich hier einstelle. Meine Wirtin erwiderte, das sei weder ihre eigene Schuld noch die ihrer Bella. Darauf gab ein Wort das andere, es entspann sich ein äußerst erregter Streit, den meine Wirtin schließlich mit dem ungeheuerlichen Vorwurf abschloß: „Sie sehen den Splitter im Auge Ihres Nächsten und den Balken in Ihrem eigenen nicht!" — Die Schriftstellerin war sprachlos vor Wut. Mit dem Auge des Nächsten konnte niemand anders als Bella gemeint sein, mit dem Splitter darin niemand anders als

Flocki, und der Balken im eigenen Auge konnte nur auf ihren eigenen dramenschreibenden Neffen Bezug haben. Sie griff deshalb sofort zur Feder und schrieb einen vier Seiten langen Brief an den Hausherrn. Meine Wirtin, die das voraussehen mochte, setzte ihren Hut auf, warf ihren Mantel um und ging in Begleitung von Bella, um selber ein Wort mit dem Hausherrn zu sprechen.

Gegen Abend desselbigen Tages erschien dann der Hausbesitzer, ein schmerbäuchiger Fleischermeister, in eigener Person und verkündete folgendes Urteil:

Erstens ist dem zudringlichen fremden Hunde auf das allerstrengste das Haus zu verbieten. Läßt er sich binnen heute und vierzehn Tagen nicht dazu herbei, seine Besuche einzustellen, dann hat meine Wirtin ihre Bella abzuschaffen, „denn", sagte der Fleischermeister, „mein Haus ist ein moralisches Haus."

Zweitens hat die Schriftstellerin Fräulein von Sanden binnen heute und vierzehn Tagen den Nachweis zu erbringen, daß ihr angeblicher Neffe auch wirklich ihr leiblicher Neffe ist. Sollte ihr das nicht gelingen, dann ist ihr die Wohnung gekündigt. „Mein Haus ist ein moralisches Haus und soll es bleiben."

Als ich abends nach Hause kam, sah ich die Jugendschriftstellerin und meine Wirtin in den letzten Abendsonnenstrahlen, in sehr eifriger Unterhaltung begriffen, im Garten promenieren. Sie waren vollkommen ausgesöhnt. Aber von dem niedlichen kleinen Flocki hat von dem Tag an kein Mensch mehr etwas gesehen.

# Geleitwort

Nachdem die siebenbändige Ausgabe alle von Wedekind zu Lebzeiten in Buchform veröffentlichten Werke umfaßt, sollen nun die beiden Nachlaßbände diese Ausgabe ergänzen, indem sie das vom Dichter nicht oder nur zerstreut und unvollständig Veröffentlichte bringen, und zwar enthält Band I Gedichte, Versepen und erzählende Prosa, der demnächst folgende Band II dramatische Werke, Aufsätze, Essays, Kritiken. Zurückgestellt werden muß einstweilen noch das Autobiographische, das erst einer eingehenden Prüfung und Sichtung bedarf, das aber in seiner ganzen Ausdehnung und jetzigen Form sich auf absehbare Zeiten wohl überhaupt einer Veröffentlichung entzieht.

Lückenlos wird natürlich auch diese neunbändige Gesamtausgabe nicht sein, denn der Nachlaß ist sehr groß. Wedekind selbst hat zu Druck gegeben, was er künstlerisch vertrat; allerdings mußte er aus äußeren Gründen manches liegen lassen. Jetzt, wo die Zensur aufgehoben ist, mit der er den härtesten Kampf seines Lebens führte, und um die er mehrfach aus seiner vollen geraden Bahn gerissen wurde, hätte er zweifellos noch manches aus seinem Schreibtisch hergegeben. Andererseits hat er ja bereits durch die Veröffentlichung seines Bänkelsangs Sancta Simplicitas, welcher Beziehung hatte zum Stoffkreis von „Frühlingserwachen", bewiesen, daß

er geneigt war, auch dies oder jenes drucken zu lassen, was von rein entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung war. In diesem Sinne wollen nun die Nachlaßbände alles bringen, was entweder um seiner selbst oder um des Zusammenhangs willen von Interesse ist, und zwar mit der Vollständigkeit, die wir verantworten können. Dabei werden wir allerdings auch auf einzelnes Unabgeschlossene zurückgreifen, das zu veröffentlichen Wedekind einen größeren Widerwillen hatte, als manche seiner Zeitgenossen. Von vornherein ist zuzugeben, daß mit Ausnahme dieses als irgendwie problematisch zu Bezeichnenden wenig Bedeutsames übriggeblieben ist. Eine weitere Sichtung jedenfalls, vor allem der langen Reihe von Jugendarbeiten, hat wenig Zweck, um so weniger, als die geplante zweibändige Biographie gerade davon noch manche Probe bringen will.

In diesem Geleitwort ist Aufklärung zu geben über den Zustand und Umfang des Gesamtnachlasses, aus dem wir schöpfen. Eine kritisch-ästhetische Würdigung ist hier nicht beabsichtigt.

Der Nachlaß fand sich hauptsächlich in Mappen, Kästchen, verschnürten Päckchen, Kuverts und Notizbüchern, die bis in die früheste Schulzeit zurückreichen, besonders in 63 schwarzen, tagebuchartigen Heften in Kleinoktav, geführt seit der Londoner Zeit, die noch ergänzt werden durch eine handvoll in einem Kuvert gesammelter Notizblätter von 1889—1899; spätere Dichtungen finden sich in sogenannten Ringheften, einer von Wedekind bevorzugten, blattweis ergänzbaren und auslösbaren Art von Notizbüchern, die dem organisationsfreudigen Manne die Anlage von Kartotheken ermöglichte, worin er schließlich seine geistige und künstlerische Habe systematisch nach Schlagworten zusammenzustellen begann. Im übrigen ist das große Material weder zeitlich noch nach Gattungen geordnet. So lag zum Beispiel die große Masse der Gedichte, Balladen und Versepen mit prosaischen und dramatischen Dich-

tungen zusammen in zwei umfangreichen Mappen aus gepreßter Pappe. Die Notizbücher enthalten neben dichterischen Werken alle Arten täglicher Notizen. Doch muß man sagen, daß Wedekind die Werke seiner Feder offensichtlich mit Fleiß gesammelt hat; das meiste liegt in der Urschrift vor, einiges auch in Abschriften des Dichters, weniges in fremder Handschrift, in Maschinenschrift oder im Druck. Mit Namen versehen und datiert sind fast nur Werke aus der Frühzeit.

Ein hölzerner Steinbaukasten von ehrwürdigem Alter war die erste Sammelstelle seiner Poesie. Er enthält ein längeres Dramenbruchstück, Fragmente erzählender Prosa und Versepik, Balladen und viel Gedichte; dazu kommen Arbeiten aus der Schulstunde. Niedergeschrieben sind diese Werke auf Zetteln, bunt und verschiedenförmig, wie die Gelegenheit sie bot, Briefbogen und Wischen, die man unter der Schulbank einander zusteckt, und in Notizbüchern, einem kleinen braunen mit dem Titel „Agenda pro Franklin Wedekind" und drei selbstgeschnittenen und gehefteten Büchlein, in welchen sich außer Poetischem zahlreiche Bemerkungen aus dem Unterricht befinden. Die Handschrift ist ungleich, vereinzelt lateinisch, im übrigen wie immer deutsch, teils sorgsam, teils mit kaum leserlicher Flüchtigkeit kreuz und quer hingeworfen. Die Schriftzüge sind in diesem Entwicklungsalter so verschieden, daß man hie und da in Zweifel über den Verfasser gerät, besonders auch, weil hier mehrere Gedichte von Mitschülern mit und ohne Namenszug aufbewahrt sind.

Von den ältesten Notizbüchern unterscheidet sich schon wesentlich ein Heft in Kleinoktav, das außen die Bezeichnung „Franklin Wedekind 1882", und innen den Titel Memorabilia 1882—83 trägt. Es enthält aus dem Schulunterricht Zitate, die seiner Weltanschauung nahe lagen; den größten Raum aber nehmen Dichtungen ein, Entwürfe von Prosaerzählungen und 36 Gedichte, auch Versschemata stehen einmal dazwischen. Unter den Gedichten

befinden sich anerkennende und ablehnende Bleistiftbemerkungen einer fremden, aber jedenfalls nahestehenden Hand. Das späteste eingetragene Datum ist der 18. Mai 1883. Darunter schreibt dann noch Freund Schibler:

Rauch und Bier und Bier und Rauch
ist das Leben doch nur auch! 29. XII. 83
nach geisterhaftem Chorgesang weit in die Lüfte nach Osten
wo wir zusammen kosten.

Eine große Anzahl Jugendgedichte sind auf Einzelblätter geschrieben, Kanzleibogen, Schulschreibheftseiten und Fetzen; sie fanden sich großenteils in den genannten Mappen. Auch hier lagen Verse von Schulgenossen und einer dilettierenden Freundin daneben, und da so oft Datierung und Unterschrift fehlt, ist weder die Reihenfolge noch die Verfasserschaft immer einwandfrei festzustellen. Manche Gedichte sind doppelt und dreifach, auch in verschiedenen Fassungen erhalten.

Früh schon gibt er Verse in Auswahl und Gruppierung. 20 Gedichte stehen in einem blauen Quartschreibheft, das innen die Bezeichnung trägt „Gedichte von Franklin Wedekind aus den Jahren 1877 — . . . Schloß Lenzburg 1881"; sie sind verfaßt zwischen Juli 1877 und Februar 1881. Darunter befindet sich auch das Kinderepos Hänseken.

Weihnachten 1882 hat er ein sogenanntes Poesiealbum zur Einschrift Befreundeter angelegt, das aber in der Hauptsache nur Zeichnungen von ihm selber und einige Verse enthält; die Daten reichen bis in den Juli 1889.

Wichtiger ist das Schulschreibheft mit der Aufschrift Poesie. Winter 1882—83 mit 14 Gedichten, in welchem aber hinten und vorn mehrere Seiten fehlen und auch aus der Mitte etwas herausgeschnitten ist. Hier wie in der folgenden Sammlung finden wir wieder die kritischen Bleistiftbemerkungen unter den einzelnen Gedichten.

Für 22 erotische Gedichte, die zwischen Frühling 81 und Winter 83/84 liegen und zu denen er später noch zwei weitere zum Thema passende geheftet hat, wählte er den Titel Stunden der Andacht nach Heinrich Zschokkes vielgelesenem christlichen Erbauungsbuch. — Heinrich Zschokke wohnte in Aarau, wo Wedekind seine Gymnasialzeit zubrachte, und ist dort 1848 gestorben.

Es folgt eine Sammlung, auf deren Außenseite nur die Jahreszahlen 1883—84 stehen und die dann nach kurzen Widmungsversen unter der Überschrift Lebensfreuden 29 Gedichte vom Januar 82 bis Oktober 84 bringt.

In einem Kuvert mit der hebräischen Aufschrift Christine ... befinden sich 13 Gedichte, deren Datierung, soweit sie vorgenommen, zwischen dem September 84 und dem Oktober 85 liegt.

Bleibt an älteren Sammlungen nur noch übrig ein Heft, das betitelt ist An Emilie ... (Name wieder in hebräischer Schrift) von Franklin Wedekind. Sommer 1887. Der Dichter hat dem Büchlein eine grellbunte Umschlagzeichnung gegeben, einen Mond, einen Kater und eine Katze — er selber hatte den Kneipnamen Kater — einen Amor, der die beiden mit einer Flinte schießt und weitere nicht recht erklärliche Bezüglichkeiten. Der Inhalt des Heftchens sind 5 Gedichte vom Juli und August 1887.

Die große Masse der politischen Verse Wedekinds sind Simplizissimusgedichte. Von ihnen liegt weder im Besitz des Dichters noch in der Redaktion der Münchener Zeitschrift ein Original vor; Wedekind hat sie aber vollständig gesammelt bis auf 2, die in den konfiszierten Nummern standen. Von diesen verdanke ich eine Abschrift den Herren Dr. Geheb und Korfiz Holm, die sich ein Exemplar vor der Vernichtung gerettet hatten. Meist in Druck, teils in fremder Abschrift liegen die übrigen Gedichte beisammen in einem Kuvert mit der Aufschrift „Politische Gedichte" und einem violetten Heftchen. Von diesen Gedichten sind 17 un-

terschrieben Hieronymus Jobs, 4 Hermann, 2 Kaspar Hauser, 2 Simplizissimus, 1 Müller von Bückeburg, und 1 Benjamin. Andere Pseudonyme wurden nicht verwendet, wie ich von der Schriftleitung erfahren habe, und es bestätigte sich auch die Annahme, daß der „Simplizissimus" des ersten, sowie der des fünften und der folgenden Jahrgänge nicht Wedekind war: die Gedichte I 1. und 27 schrieb Jakob Wassermann, die der späteren Zeit Ludwig Thoma.

Aus der Kriegszeit stammt ein Heft, das Schneeflocken überschrieben ist („Herbstzeitlosen" ist durchstrichen), eine Sammlung von 4 politischen und 2 literarisch-satirischen Gedichten, die Wedekind offenbar noch vermehren wollte.

Eine kleine Zahl fertiger und entworfener politischer und literarischer Disticha befinden sich in einem Kuvert mit der Bezeichnung „Disticha".

Die Gedichte der späteren Zeit finden sich zerstreut in einer portefeuilleartigen Tasche, die, nach einliegenden Briefen zu urteilen, aus der späten Pariser Zeit stammt, in den schwarzen Notizbüchern, die mit der Londoner Zeit 1894 beginnen, in den Ringheften und den aus diesen gefüllten Kuverts der letzten Jahre.

Die Versepen fallen großenteils in des Dichters Jugendzeit. Die wichtigsten von ihnen sind das Kinderepos „Hänseken" mit seinen 52 Strophen von Weihnachten 1879, „Felix und Galathea", in der Hauptsache 1881 verfaßt, vom Spätsommer 1884 die fünf Gesänge des „Kuß, in seiner Entstehung und Fortentwicklung bis zur höchsten Vollkommenheit, nach dem Leben dargestellt", das komische Epos „Melitta oder die Liebe siegt", eine Künstlerballade in 39 vierzeiligen Strophen, wahrscheinlich aus der Münchener Studentenzeit, und endlich „Ännchen Tartini, die Kunstreiterin, große Romanze in 67 Strophen

und einem Prolog mit einem moralischen Hintergrund, gesetzt und gesungen durch einen fahrenden Sänger zu München im Jahre des Heils 1886"; darin ist mit Bleistift verbessert „sozialer" Hintergrund, „alten Leiermann", „Zürich", „1887".

Prosaerzählungen begegnen uns zunächst in der Form von Entwürfen.

Ohne Titel wird eine phantastische Teufelsgeschichte in vier Teilen aus dem dreißigjährigen Kriege skizziert.

Drei weitere Entwürfe bringt das Heft „Memorabilia". Der „Schloßgeist" nimmt nicht ganz 6 Seiten ein. Es folgt dann mit kaum 3 Seiten „Zwischen Himmel und Erde", das aber zum Teil zwischen die Gedichte geschrieben ist, wo diese gerade Platz ließen; so kommt es, daß der Entwurf über viele Seiten verteilt ist. Dasselbe ist dann mit dem 3. Stück der Fall: das „Hoftheater, eine Allegorie zum Weltenlauf", das jedenfalls später geschrieben ist als die dazwischenstehenden Gedichte, wahrscheinlich jedoch, da noch manche Gedichte folgen, vor Frühling 1883.*

Ausgeführt hat Wedekind aber nicht diese Pläne, sondern hat sich einem neuen Thema zugewandt, dem er den Namen „Galathea" gab. Er hat diese Erzählung ausdrücklich als Novelle bezeichnet. Die älteste Fassung hat das Datum 5. Januar 1885. Sie ist nicht über das 2. Kapitel hinausgekommen. Die zweite Fassung bringt fast 4 Kapitel. Das dritte Mal teilt er seinen Stoff in zwei Bücher, deren erstes er nach seinem Helden Fridolin Wald, deren zweites er nach dessen Freund Konrad benennt. Im ganzen sind auch hier nur 4 Kapitel vollendet. Für Wedekinds Psychologie und Entwicklung ist dieses Fragment von hohem Interesse. Die Erzählung ist stark mit Elementen eigenen Erlebens durchsetzt.

* Anm.: Gedruckt im Programmheft des Münchener Nationaltheaters zur Uraufführung des „Herakles" am 1. September 1919.

Etwas weniger stark ist der autobiographische Einschlag in der Erzählung „Fanny", die ich in das Jahr 1886 setzen möchte. Es handelt sich hier um wenige Manuskriptseiten, die später verächtlich unterschrieben sind „Gerichtet". Breiter führte Wedekind alsbald dieselbe Handlung aus unter dem Titel „Der Kuß". Auch dieses Werk ist Fragment geblieben.

Die erste abgeschlossene Erzählung heißt „Ein böser Dämon". Wir bringen sie als charakteristisches Beispiel seiner Jugendprosa zum Abdruck. Wie sehr Wedekind hier schon mit der Drucklegung rechnete, geht aus der Bemerkung auf dem Titelblatt hervor „Nachdruck verboten". Mit den vielen Vorarbeiten fällt das Werk auch in die Jahre 1885/86. Die ältere Fassung weist mehrere Bearbeitungsschichten auf, von denen aber keine vorherrschend und abgeschlossen ist. Breit ist zunächst die Jugendgeschichte der Beatrix behandelt, als sei sie die Heldin. In weiteren Überarbeitungen wird dann Theodor mit seinem bösen Dämon der Held. Die wichtige Hängemattenszene ist schon von Anfang an ganz ähnlich wie jetzt ausgeführt, nur sind die Voraussetzungen dazu nicht gegeben.

Die letzte Fassung bietet ein vollständiges Bild, sie bringt ein neues Einleitungskapitel, stellt die Jugendfreundschaft von Beatrix und Theodor dar, seine Studentenzeit, seine Freundschaft mit dem späteren Geliebten der Beatrix, dem Maler Sitterding, und gibt so die Hängemattenszene in vollem Zusammenhang. Das Ganze ist innerlich und äußerlich bereichert, stilistisch gefeilt und leidet nur an dem allzu plötzlichen kurzen Schluß. Das hat uns aber nicht hindern können, diese Erzählung als Probe zu bringen. Manche fratzenhafte Zeichnungen befinden sich auf Titel- und Schlußseite.

Was es mit dem Umschlag auf sich hat, der den Titel führt: „Gärungen. Charakterskizze von Fr. Wedekind. Schloß Lenzburg, 10. März 1886", ist nicht bekannt; es befanden sich darin

einige unzusammenhängende prosaische Kleinigkeiten, die jedenfalls nur durch Zufall hineingeraten waren. Vielleicht ist es das Titelblatt einer der vorhergehenden, nur anders genannten Erzählungen.

Reifer als alles Bisherige und darum auch wohl später ist die kurze fragmentarische Erzählung „Trudi".

Aus den Heimatjahren ist mit Sicherheit nur noch ein Werk nachzuweisen, nämlich „Marianne, eine Erzählung aus dem Bauernleben", die auf einem zweiten, wohl früheren Titelblatt bezeichnet ist „Marianne, eine Lebensgeschichte von Franklin Wedekind. Zürich, im Mai 1887". Es ist dies die längste von Wedekinds Prosadichtungen. Wir haben sie hier aufgenommen. Von höchstem Interesse ist der Brief, welchen dem Dichter seine Mutter über diese Erzählung schrieb.

Schloß Lenzburg am 10. 5. 1887.

Mein herzlich geliebter Baby.

Obgleich ich Wäsche, Flickereien und andere Quageleien haufenweise um mich herumliegen und stehen habe, kann ich dennoch nicht anders als Dir zu schreiben. Ich bin nämlich in einer argen Not und Unruhe, und Du bist die Ursache davon. Ich weiß, daß Du elend und mutlos bist. Ich möchte Dir helfen, ich muß Dir helfen und bitte Dich, es mir möglich zu machen. Du bist in Angst wegen Deiner Novelle. Ich auch. Tausenderlei Gedanken durchkreuzen meinen Kopf, und wenn Du da wärst, könnte ich Dir so manches mitteilen, was Dir sicherlich von Nutzen wäre. Je länger, desto klarer fühle ich, was an der Novelle mangelt. Meiner Ansicht nach ist es die starke, tiefe Leidenschaft und ein großer Gedanke, der ihr abgeht. Siehst Du, wenn Deine Marianne zum Beispiel an ihrer Liebesbedürftigkeit zu Grunde ginge, so wäre das schon eine Idee, die jedenfalls wenig Leser kalt ließe. Sie liebt zuerst die Frau des Bauern.

Diese stirbt unter der rohen Behandlung ihres Mannes, hinterläßt den Alois, auf den Marianne ihre ganze Liebe überträgt und um dessen willen sie seinen Vater heiratet trotz ihrer Liebe zu Klaus, der sie durch Schönheit, Jugend und heiße Gegenliebe fesselt. Gegen ihre wahre Neigung bringt sie sich selbst zum Opfer und zwar aus Dankbarkeit gegen die Bäurin und infolge dieser auch aus Liebe zu deren verlassenem Kinde. Systematisch wird aber Alois von dem Vater verzogen, wird ein widerwärtiger, liderlicher Bursche. Dann stirbt der Bauer, wie man allgemein meint, von einem Pferde erschlagen. Der zurückgekehrte Klaus wirbt um Marianne, die unterdessen ihre Liebe auch an ihrer Schwester Vreneli betätigt hat, und ihr mit warmem Herzen zu ihrem ersehnten Glücke verhilft; das Glück der jungen Leute weckt auch in Marianne zärtliche Regungen. Sie gibt Klaus Gehör und heiratet ihn, indem sie sich schmeichelt, auch für Alois Gutes dadurch zu erreichen, indem sie ihm in dem tüchtigen, oft ernst, ja düster dareinblickenden Klaus ein vortreffliches Vorbild und zur Not einen strengen Vater zu geben hofft. Bei dem von Natur boshaften Alois schlägt alles fehl, und eine Szene von Betrunkenheit führt einen Konflikt herbei, wobei der Bursche seine Mutter des Verbrechens beschuldigt, seinen Vater ermordet zu haben. Auf diese Weise und um seine Frau vor dem Gerichte zu rechtfertigen, bekennt Klaus (auch wohl vom eigenen Gewissen und Wahnsinn der Verzweiflung getrieben) die blutige Tat, und Marianne sieht ein, daß sie ihre heiße Liebe einem Mörder geschenkt hat. Sie kann ihn nach Überwindung des ersten Entsetzens dennoch nicht hassen, sondern sucht den zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten durch Beweise ihres tiefen Mitleidens und fortdauernder (schmerzlicher) Liebe im Gefängnisse zu trösten. Indessen wird in der Umgegend allerlei Verdächtiges über sie gesprochen. Alois und seine Saufkumpane verleumden sie, und letzterer erpreßt von ihr soviel Geld

als er kann, unter dem Vorwande, er wolle sich sonst erhängen. Mit Freude sieht er das Entsetzen im Gesichte seiner Mutter und gebraucht diese Entdeckung zur Schraube, mit der er immer seinen Zweck erreicht. Bis endlich Marianne einsieht, daß es auf diesem Wege nicht weitergehen kann und der Junge ganz zugrunde geht. Auch merkt sie nachgerade die List des jungen Wüstlings, und als er wieder einmal droht, sagt sie ihm: „Geh und tu es, es ist vielleicht besser, als wenn du dich zu Tode säufst". Alois weiß aber, daß seine Mutter ihn seit seinen Drohungen stets scharf beobachtet. Darauf rechnet er. Marianne bekommt aber einen Brief von Vreneli, deren Mann gestorben ist, und reist noch am Abend, während der Alois betrunken auf seiner Kammer liegt, plötzlich ab. Am andern Morgen, kurz bevor die Mutter für gewöhnlich kommt ihn zu wecken, hängt sich Alois auf, in der Hoffnung sofort wieder abgeschnitten zu werden, was aber nicht passiert. Wieder sieht Marianne (oder glaubt zu sehen), daß ihre treue aufopfernde Liebe Unheil gebracht hat. Die Gerüchte über ihre Schlechtigkeit vermehren sich. Die Leute zeihen sie der Hexerei und sagen, sie brauche nur zu wollen, dann hole der Teufel die Menschen, die ihr im Wege stehen. Jetzt sei auch der Sohn weg und nun bekomme sie das ganze viele Geld des Bauern. Sie steht vereinsamt, gemieden. Kinder weichen ihr scheu aus, und niemand sucht die verlassene alternde Frau auf. Sie besucht ihren unglücklichen Klaus nun öfter im Zuchthause, allein der geht schnell dem Tode entgegen. Endlich nimmt sie ihre Schwester Vreneli ins Haus, die aber ein albernes genußsüchtiges Geschöpf ist und durch Dummheiten und Klatschen bei Nachbarsleuten ihre Schwester noch mehr ins Gerede bringt. (Nun kann hier die Schuhgeschichte ihre Anwendung finden, so zwar, daß man sieht, daß Marianne auch bei der Dummheit kein Glück hatte, nachdem sie eine gutmütige Bäurin, einen rohen Bauern, einen boshaften Stiefsohn, einen zwar leicht-

sinnigen aber hochherzigen Geliebten mit ihrer warmen aufopfernden Liebe vergebens zu beglücken gesucht (oder unglücklich gemacht) hatte. — Verbittert und schroff lebt sie den Rest ihres Daseins dahin, verzweifelnd an Gott und den Menschen. Zum Schluß und um wenigstens einen versöhnenden Schluß zu haben, könnte sie sich eines verlorenen Mädchens und deren Kinde erbarmen, die sie kurz vor ihrem Tode zur Erbin einsetzt, weil sie eben doch wenigstens mit dem Wahne hinübergehen will, einem Menschen Glück gebracht zu haben. Zwar weiß sie wohl, daß sie dieses Glück nicht sehen werde und will es auch nicht, denn sie kann den Zweifel nicht verbannen, daß es wieder an irgendeiner Klippe zerschellen werde. Mit dieser (philosophischen?) Ungewißheit stirbt sie. —

Nun habe ich gedacht, mein lieber alter Junge, wenn Du, bis diese Novelle fertig wäre, nach Hause kämest, wo Du dann den schönen Sommer über fleißig daran arbeiten könntest. Nebenbei könntest Du Deine Artikel für Maggi schreiben, um ein Taschengeld zu haben. Es wäre gewiß besser als da in Zürich Dich abzuquälen. Und dann könntest Du ruhig abwarten, was Dir das Schicksal weiter vorbehalten hat.

Überlege Dir meinen Vorschlag, mein geliebter Junge und wenn es Dir nicht paßt, dann schreibe mir wenigstens, warum es Dir nicht paßt. Jedenfalls erwarte ich irgend ein Lebenszeichen von Dir und zwar sobald wie möglich. Ich bleibe in Angst und Sorgen

Deine getreue Mutter

E. Wedekind.

„Der erste Schritt" ist das Fragment einer tagebuchartigen Erzählung aus der Pariser Zeit. Weniger seines Stiles wegen, der auf den 6 Manuskriptseiten nicht recht zum Ausdruck kommt, als vielmehr wegen der Einstellung des Dichters auf die behandelte Liebesfrage ist es hier abgedruckt.

Auch die Erzählung „Der Verführer" ist hier zu finden, die wohl in die darauffolgende Wanderzeit zu setzen ist. Zuerst gedruckt wurde sie in den „Münchener Blättern" im Märzheft 1919.
Aus der folgenden Münchener Zeit stammt die pointierte Prosa „Flirt", die gleichfalls in diesem Bande aufgenommen ist. Eine ältere Fassung, von der sich 12 Seiten erhalten haben, ist überschrieben „Empfindungen". Wedekinds Stil ist inzwischen so gefestigt, daß es nur einer geringen Überarbeitung für die endgültige Form bedurfte.
Aus der späteren Münchener Zeit stammt „Bella, eine Hundegeschichte", die wir als letzte abdrucken; sie wurde zuerst veröffentlicht am 8. März 1919 in den Münchener Neuesten Nachrichten.
In „Hidalla. Das Leben einer Schneiderin. Roman" haben wir Vorarbeiten zu „Mine haha" zu sehen, der Entwurf greift aber über die ausgeführte Erzählung mannigfach hinaus. Zeichnungen zu Kleidung, Bühne und Zuschauerraum sind beigegeben.
Außer diesen Erzählungen sind nur noch lose Blätter ohne Titel mit begonnenen Prosadichtungen erhalten, die wirklich nur Anfangsstadien sind und schon nach wenigen Seiten abbrechen; ein paar Zeilen lang ist eine „Daniela in der Löwengrube" überschriebene Erzählung; ein Umschlag mit der Aufschrift „Mylitta" enthält nichts.
Auf Notizblättern aus den letzten Tagen des Dichters stehen Anfänge eines „Selbstmordmärchens".

Vielleicht finden sich unter den Papieren und besonders in den Notizbüchern noch einzelne Dichtungen und Fragmente versteckt, vielleicht auch geben uns Briefe noch mancherlei Aufklärung; das alles soll in der Biographie sorgfältig dargestellt werden.

Über seinen sonstigen literarischen Nachlaß ist dieses zu sagen: Tagebücher hat er schon als Student geschrieben, dann vor allem in Paris, aber nur letztere bilden größere Zusammenhänge. Kurze Aufzeichnungen und Statistiken für eine Biographie sind mehrere von seiner Hand erhalten. Die an Vater und Mutter, an Tante Jahn und den Jugendfreund Vögtlin gerichteten Briefe sind fast vollständig da; in späterer Zeit hat er wichtigere Briefe in seinen Notizbüchern entworfen. Die Briefe an ihn selber sind seit 1880 mit wachsender Vollständigkeit in 21 Ordnern nach den Daten des Einlaufs zusammengestellt; außerdem hat er dazu noch ein Absenderverzeichnis angelegt. Verlegerbriefe liegen chronologisch geordnet in einzelnen mit Namen bezeichneten Mappen.
Seine Drucke sind ziemlich vollständig gesammelt, besonders die Bücher, weniger sorgsam die Zeitschriften und Zeitungen.

Prof. Dr. Artur Kutscher.

# Inhalt

Von diesem Bande wurden 150 Exemplare auf Bütten abgezogen, in Ganzleder gebunden und in der Presse numeriert.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

Von Frank Wedekind erschienen in Einzelausgaben

Herakles. Dramatisches Gedicht. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.50.
Bismarck. Drama. Geh. M. 4.50, geb. M. 7.50.
Büchse der Pandora. Tragödie. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Erdgeist. Tragödie. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Feuerwerk. Novellen. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—.
Franziska. Drama. Geh. M. 4.50, geb. M. 7.50.
Frühlings Erwachen. Tragödie. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Karl Hetmann. Drama. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Der Kammersänger. Szenen. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—.
König Nicolo. Schauspiel. Geh. M. 4.50, geb. M. 7.50.
Der Liebestrank (Fritz Schwigerling). Schwank. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Lulu. Tragödie. Geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.
Der Marquis von Keith. Schauspiel. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Musik. Sittengemälde. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Oaha. Schauspiel. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Schauspielkunst. Ein Glossarium. Geh. M. 1.50.
Schloß Wetterstein. Familientragödie. Geh. M. 6.—, geb. M. 9.—.
In allen Sätteln gerecht. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—.
Mit allen Hunden gehetzt. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—.
In allen Wassern gewaschen. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—.
Stein der Weisen. Geh. M. 4.50, geb. M. 7.50.
Der Schnellmaler. Tragikomische Posse. Geh. M. 4.50, geb. M. 7.50.
Simson. Dramatisches Gedicht. Geh. M. 4.50, geb. M. 7.50.
Till Eulenspiegel. Neue veränderte Ausgabe von Oaha. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.
Tod und Teufel. Szenen. Geh. M. 3.—, geb. M. 5.—.
Die junge Welt. Komödie. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—.
Die Zensur. Theodizee. Geh. M. 3.—, geb. M. 6.—.

Georg Müller Verlag München